Vorlesungen

über die

Geschichte der deutschen Literatur.

Ein

Lesebuch für die erwachsene Jugend

von

C. G. F. Brederlow.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1844.

90. D.

8

Vorlesungen

über die

Geschichte der deutschen Literatur.

Ein

Lesebuch für die erwachsene Jugend

von

C. G. F. Brederlow.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1844.

90. D.

Inhaltsverzeichniß.

Siebente Periode.

Das classische Zeitalter der deutschen Literatur, ihrer Selbständigkeit und beginnenden Weltherrschaft. (Mitte des 18. Jahrhunderts bis jetzt)

	Seite
Einleitung	1
Politik	3
Friedrich II.	4
Joseph II.	8
Die Aufklärung	9
Deutche Philosophie	11
Pufendorf	—
Leibnitz	—
v. Wolf	12
Philanthropen	13
Basedow	—
Pestalozzi	15
Fr. Aug. Wolf	—
W. v. Humboldt	16
Kant	—
Französische Revolution	18
Unterjochung Deutschlands	19
Berliner Universität	20
Befreiungskriege	—
Fichte	—
Heilige Allianz	23
Wiener Congreß	—
Carlsbader Beschlüsse	25
Die Einheit Deutschlands	26
Preußen und Österreich	—
A. Die Hamburger	30
Hunold	33
Postel	—
Wernicke	—
Canitz	35
Brockes	36
Hagedorn	37
Günther	38
Liscov	39
B. Die Leipziger, Schweizer und Bremer Beiträge	40
Gottsched	—
Bodmer	45
Breitinger	47
Haller	—
Drollinger	48
Bremer Beiträge	50

Seite

Schwabe 50
Gärtner 51
El. Schlegel . . . . —
J. A. Schlegel . . . —
Giseke . . . . . —
Käſtner . . . . . —
Rabener . . . . . —
Zachariä 52
Ebert . . . . . —
Cronegk . . . . . —
J. A. Cramer . . . —
Gellert . . . . . —

C. Klopſtock 56

D. Die Halberſtädter . 69

Gleim . . . . . —
Ramler 75
Uz 76
Götz 77
E. v. Kleiſt 78
Geßner (Bronner) . . 79
Karſch(in) 80
G. Jacobi 81
K. Schmidt . . . . . —
Gökingk 82
Lichtwer 83
Pfeffel . . . . . —

E. Leſſing 84

Bibliothek d. ſchönen Wiſſenſchaften 99
Fr. Nicolai . . . . . —
Mendelsſohn 100
Fel. Weiße 101
Garve . . . . . —
Engel . . . . . —
Literaturbriefe 102
Abbt . . . . . —
Möſer 103
Sulzer 104
Eberhard . . . . . —
Allgemeine deutſche Bibliothek . . . . . —
Winkelmann 105
Mengs 106

Seite

F. Wieland 108

Thümmel 128
Heinſe 129
v. Nicolay 135
Alxinger . . . . . —
Meißner 136
v. Klinger 138

G. Herder 144

Hamann 165
Lavater 170
Claudius 179

H. Der Göttinger Hainbund 182

(Mosheim, Michaelis, Pütter, Geßner, Schlözer, Gatterer, Mayer, Käſtner, Haller u. ſ. w.) 183
Heyne 184
Boie 186
Lichtenberg 189

Hölty 195
Miller 197
Bürger 198
Gebrüder Stolberg . . 204
Voß 207

Leiſewitz 215
Schubart . . . . . —
Blumauer 216
Knebel 217
Hebel . . . . . —
Grübel 220
Bornemann . . . . . —
Uſteri . . . . . —

I. Jean Paul oder die Humoriſten 222

v. Hippel 227
Hoffmann 238

Seite

K. Goethe und Schiller 240

L. Die Romantiker . . 315

(Kotzebue, Lafontaine) . 318
Gebrüder Schlegel . . 334
Novalis 337
Tieck 339

Ekhoff, Schröder, Iffland 343

Collin 347
Apel . . . . . —

Maler Müller, Kleist, Öhlenschläger, Werner, Müllner, Grillparzer . . . 348

Houwald 354
Kind 355

Beer, Auffenberg . . 355
Raupach, Immermann (Grabbe) 356

Fouqué 357

Kosegarten, Baggesen . . . 361

Tiedge, Matthisson, Salis, Schulze . . . 361

M. Die politische Poesie 367

Einleitung . . . 370
Sonnenberg 371
Hölderlin . . . . . —

Seume, Zschokke . . . —
Körner 375
Schenkendorf 376
Stägemann . . . . . —
Arndt 377
Görres . . . . . —
Jahn . . . . . —

Uhland 379
Rückert 380
Schefer 384
Platen . . . . . —
Kerner 385
Schwab . . . . . —
(Chamisso) . . . . . —
(W. Müller) 386
(Freiligrath) 387

Börne 388
Heine 389
(Pückler-Muskau) . . 390
(Marbach, Marggraff, Wienbarg, Gutzkow, Laube, Mundt) . . —

	Seite
(Rotteck und Welker)	391
Herwegh	392
(Prutz, Dingelstedt)	393
Hoffmann aus Fallersleben	—
König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen	—
Pyrker	395
Anastasius Grün	396
K. Beck	397
N. Lenau	—

Siebente Periode.

Das classische Zeitalter der deutschen Literatur, ihrer Selbständigkeit und beginnenden Weltherrschaft. (Mitte des 18. Jahrh. bis jetzt.)

Endlich erscheint der Termin, wo die Sprache mündig, selbständig und classisch wird, — der Tag des Sieges nach tausendjährigem Kampfe, — der Zeitraum, zu welchem alle frühern Perioden als zu ihrem Ziele hindrängen. Die große, schöne Zeit beginnt, in welcher unsere Sprache zu der Ausbildung aufsteigt, wodurch sie auch beim Auslande Geltung erlangt, die sich werth und ebenbürtig macht, in der Reihe der übrigen classischen Sprachen zu glänzen, mit den poetischen und rhetorischen Leistungen aller übrigen Nationen in die Schranken zu treten, wetteifernd nach der Palme vor allen übrigen zu greifen und selbst unabweisbare Einflüsse auf die Gestaltung der nordischen, englischen, französischen, italienischen Poesie zu üben: also die erhebende, wohlthuende Zeit der Wiedervergeltung und der beginnenden Weltherrschaft.

Es ist ein groß Ergötzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns die Weiseren gedacht
Und wie wir's dann zuletzt so weit gebracht!

Goethe.

Wegen des Reichthums der Bestrebungen und der enthusiastisch auftretenden Versuche, um jeden Preis eine selbständige Literatur

zu erzeugen, ist diese Periode ein unendlich schwieriger Abschnitt in der Geschichte unserer Literatur. Welche zahllosen, muthigen Schiffer, die auslaufen, um die neue poetische Welt zu suchen; welche unerschöpfliche Fülle von classischen Dilettanten nur von 1740—1770! Und als endlich am Ausgange des Jahrhunderts die vielen Meisterschöpfungen wirklich ins Leben treten, jene vollendeten Kunstwerke, die musterhaft im Ausdrucke, schön in der Form, wahr und tief im Inhalte, vollkommen in der Sprache, das höhere und höchste Leben eines begeisterten Herzens ausdrücken; — wie schwer wird da das freie Urtheil über diese hehren Zeitgenossen, die als die angestaunten Vorbilder unserer Jugend glänzen, oder die wir als die trauten Genossen unsers männlichen Alters begrüßen und verehren. Darum werden wir in dieser Periode auch nur die schönsten Sternbilder im Umrisse zeichnen und in diesen wieder nur der Sterne erster Größe gedenken, um uns an dem literarischen Himmel einigermaßen orientiren zu können.

Wie schon in der vorigen Periode bemerkt wurde, daß es nämlich eine ernste Bestimmung war, daß der erste bessere Geschmack der Deutschen im Schlachtgetümmel empfangen und geboren werden sollte, so geschah auch Ähnliches in diesem stürmischen, auflösenden Jahrhundert; es geschah, daß unsere schöne Literatur zur Vollendung gelangte während einer verhängnißvollen Krisis, wo alle Verhältnisse erschüttert, überall neue Wege gesucht wurden, wo der kirchliche Glaube in seiner starren Untrüglichkeit siegreich angegriffen, jede Wissenschaft kühn umgeformt, Deutschland gänzlich zertrümmert wurde und überall Todesstöße zuckten. Es bekräftigte sich abermals die wunderbarste geistige Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache durch ein heiliges Siegel, daß die Sprache da ihre schönste Zeit erlebte, wo alle Einigung in der Religion und im Staate zertrümmert lag, und daß unser großes gemeinsames Vaterland in seiner Sprache allein Rettung, Anhalt, nationale Einheit holen, ja daß unsere classische Literatur bei aller sonstigen politischen oder religiösen Trennung der einzelnen deutschen Staaten das unzerreißbare Band aller deutschen Reiche und das alleinige Herzensinteresse der ganzen Nation werden sollte.

Werfen wir zunächst einen flüchtigen Blick auf die höchst

ungünstigen politischen Verhältnisse, so gewahren wir, daß die Religion nicht länger mehr das große Triebrad der Hauptbewegungen, weder im Kriege, noch weniger im Frieden, wie im vorigen Abschnitte blieb; vielmehr entfernte sich die Politik, d. h. die Staatswissenschaft und Kunst, den Zweck des Staats zu erreichen, ganz und gar von einem sittlich erhabenen und religiösen Charakter; die Religion wurde geradezu aus dem politischen Katechismus als störend und unnütz ausgestrichen, ohne zu fragen, ob dadurch das Gesetz der menschlichen Natur verletzt werde, oder ohne zu wissen, noch zu ahnen, daß die sittliche Freiheit nur durch religiöse Bildung mit dem bürgerlichen Gehorsam verschmolzen werden könne. Der oft sehr blöde und kurzsichtige Verstand der gekrönten Häupter wollte die Staatsmaschine nach einem genau berechneten Mechanismus lenken und die Springfedern waren oft nur verschlagene Unsittlichkeit und verletzender Eigennutz, oft ein Gewebe von List und Gewalt, ein förmlicher Sultanismus. Gleichgewicht in Bezug auf die äußern, Reichthum in Rücksicht der innern Angelegenheiten war das Losungswort der meisten Kabinete. Die Volksstimme, das eigene Interesse oder die Neigung der Unterthanen ward als völlige Nebensache überhört; der gesicherte Besitzstand der fürstlichen Häuser galt allein; alle Einnahmen des Staates und Abgaben der Unterthanen flossen in die fürstlichen Kassen; die Hauptaufgabe der Minister und Fürstendiener war, möglichst viel Geld für den Hof anzuschaffen. Das unaufhaltsam steigende Unwesen der stehenden Heere, dazu die verschwenderische Pracht des nach dem Beispiele Ludwig's XIV. unerhört gesteigerten Luxus der fürstlichen Hofhaltungen sogen vampyrartig an dem Blute der Völker. Die geduldige Mühe des Landmanns, der nimmer rastende Kunstfleiß des Städters, das sich steigernde Glück des Kaufmanns, aller vermehrte Segen der Natur reichte kaum aus zur Sättigung der Soldaten und zur Belustigung der Höfe; bei aller riesenhaft steigenden Gewerbthätigkeit blieben Bürger und Bauer arm.

Überhaupt handelt es sich nur um die Fürsten und deren Hofburgen, wenn wir den Charakter der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auffassen wollen: die humanen christlichen Rücksichten auf das innere und äußere Wohl der Völker kannte man noch nicht; der Reichthum war noch nicht in den Händen der

Industrie; die Klasse der Erwerbenden hatte sich noch nicht als eine freie Corporation emancipirt; das Volk arbeitete willenlos; die Fürsten und ihre Umgebung waren die Lichtpunkte der Civilisation; der Glanz, die Sitten an den Höfen zogen unaufhaltsam die Strömung der ganzen Intelligenz im Lande an sich; sämmtliche Künste gruppirten sich um den Thron und nur das Diadem des Herrschers war es, nach dem die Völker blickten. Deswegen erscheint eine Geschichte der Höfe dieser Zeit zugleich als die Culturgeschichte des Jahrhunderts und z. B. das übrigens scandalöse Bild des sächsischen Hofes unter König August, mit der ewigen Reihe von Festen, der immer wiederkehrenden Folge von gemeinen kostspieligen Lustbarkeiten, der unsinnigen Pracht des üppigsten Costüms, der verführerischen Frivolität ehrloser Intriguen — gewinnt die größte Wichtigkeit und wird um so merkwürdiger, da mitten durch solchen sinnlosen Hofjubel als schneidender Contrast der grollende Mismuth des aufwachenden Volks laut ward, eine immer hörbarer werdende Volksstimme, die zum Ernste und zum Nachdenken aufforderte, eine Volksstimme, die hier in Spottliedern auf der Straße sich Luft machte, dort von der Kanzel zur Buße mahnte, oder durch den Mund der immer zahlreicher werdenden aufgeklärten Volksfreunde in unwiderleglichen Wahrheiten sich offenbarte.

Mit der Thronbesteigung Friedrich's II. von Preußen erhielten die gedrückten Verhältnisse Deutschlands urplötzlich die Grundlage zu einem völlig neuen Baue. Das hehre Meteor dieses königlichen Helden stieg am politischen Himmel auf und erfüllte den Erdtheil mit Lichtglanz und Thatendrang; ihm entquoll die größte zerstörende und schaffende Bewegung. Friedrich war der eigentliche Held der Aufklärung. In ihm erblicken wir die Gewalt des lebendigen, vom Athem der Zeit geschwellten Subjects in glücklicher Reformation, im siegreichen Kampfe gegen die starre, altersschwache Convenienz, gegen die ererbte Faulheit. Welche Personen, welche Minister, welche Fürsten, welche Reiche hatte dieser König gegen sich! Welche verlebten Kräfte, welche stumpfgewordenen und abgenutzten Geister wagten den Kampf gegen ihn, der wie eine Minerva gewappnet hervorsprang aus dem innersten Gehirn der Zeit, — er, die einzige lebendige Persönlichkeit auf den damaligen Thronen, die ihr ganzes Ich der Freiheit

und der Idee gewidmet hat, die er verwirklicht in That, in Duldung, in Sieg und damit das Höchste, Würdigste, Unvergänglichste erreicht hat, was der Mensch überhaupt vermag.

Friedrich stritt zunächst um den Besitz von Schlesien; aber dies war nur das blutige Vorspiel eines Krieges, der nicht blos Deutschland erschütterte, sondern fast ganz Europa beunruhigte; aus allen Weltgegenden trafen ungezählte Völkerheere in Deutschland zusammen; drohende Zeichen der Zeit des 30jährigen Krieges stiegen auf; eine Macht sollte vernichtet werden, die eine europäische werden wollte; Deutschland war in zwei große Parteien getheilt; in zwölf Hauptschlachten sieben blutige schreckliche Jahre hindurch (1756 — 1763) wurden die heimatlichen Fluren von Freund und Feind verheert; Deutschlands seit dem 30jährigen Kriege wenigstens noch scheinbare Einheit völlig aufgehoben und mit dem hubertsburger Frieden der Rest der alten Reichsverfassung gänzlich vernichtet.

Aber aus dieser Vernichtung der veralteten politischen Verbindung erstand ein neuer Volksgeist, der allmächtig besonders durch die protestantischen Lande flog. Friedrich dictirte den Frieden; seine glänzenden Siege hatten dem Auslande Achtung und Furcht vor dem deutschen Heldenmuthe eingeflößt; das jüngere deutsche Geschlecht aber bekam dadurch Selbstvertrauen und Nationalstolz; dieser Stolz namentlich auf die Persönlichkeit, auf den Geist des gekrönten Helden theilte sich zuerst seinen Kriegern, dann seinem Volke, zuletzt allen Deutschen, selbst denen mit, die wider ihn fechten mußten; die frühere Bewunderung und thörichte Huldigung der Franzosen verwandelte sich in Haß und Verachtung, nachdem der König ihre stolzen Anmaßungen blutig gedemüthigt hatte.

Friedrich, der alleinige Stimmführer in der politischen Welt, hatte auch die geistigen Bedürfnisse und Regungen seiner Zeit vernommen; er gab seinem Volke die ausgedehnteste Lehr- und Preßfreiheit wie in der freiesten Republik, und diese Freiheit im Denken und Schreiben wanderte durch alle protestantische Reiche; er zog Denker und Gelehrte in sein Land, spendete Millionen zur Belebung des Kunstfleißes, förderte die Wissenschaften durch neue Institute und sang selbst, als er die berliner Akademie neu hergestellt hatte:

Blüht holde Künste, blüht! Mög Euch der Überfluß
Aus seinem Füllhorn stets mit goldnen Früchten nähren!
Euch weihe jedes Volk auf heiligen Altären
Zum Opfer sein Gefühl! den süßesten Genuß
Gewährt, Ihr Musen, mir: bald wein' ich Melpomenen
Mit Wehmuth nach; bald gießt, beseelt von Witz und Scherz
Thaliens leichtes Lied mir Heiterkeit ins Herz; —
Der hohe Reiz des Geistigschönen,
Es zieht mich, Zauberkräften gleich,
Unwiderstehlich hin zu Euch! —

Friedrich fühlte also das Schöne und hatte Genie, selbst Schönes zu schaffen. Keine Religionspartei hatte vor ihm Privilegien, jeder Mensch aber gleiche Rechte. Dieser Friedrich, sagt Hans Dippold, dem die Geschichte den Namen des Großen gegeben, Er, den seine Unterthanen voll der wärmsten und dankbarsten Regung im Zuge des Herzens den Einzigen genannt, — bei dessen Todesnachricht selbst jedes gebildeten Fremdlings Auge naß ward, dieser Friedrich bewies, wie kein Anderer, welch eine Allseitigkeit und Liebenswürdigkeit des Geistes ein deutscher Fürst und Held auf allen Wegen zu entfalten fähig sei. Die Alexander, Trajane, Karle waren groß, jeder auf andere Weise. Aber in Keinem war die Weisheit des Königs, die Kraft und Kunst des Feldherrn, die Strenge des Richters, die Liebe des Vaters, die Popularität traulicher Bewegung, der Ernst der Freundschaft, die Gunst und Liebe der Musen, — in Keinem der Gelehrte, der Künstler, der Philosoph so vollkommen vereint, wie in dem Einzigen Friedrich.

Der Flecken ungeachtet ergießt die Sonne in alle Welt Freude und Leben; — deswegen braucht auch Friedrich, der fast ein halbes Jahrhundert als ein erhabenes Muster dastand, den Tadel nicht zu scheuen, der ihn in zwiefacher Hinsicht trifft. Friedrich's Regierung, nach dem damaligen Geiste der Zeit, war eine despotische Selbstregierung; auch sein Volk hatte keinen Willen; aber was sich sonst Großes und Vortreffliches mit einer unbeugsamen Selbstherrschaft verbinden ließ in der Gesetzgebung, Cultur, in Wissenschaft und Kunst, ward geschützt und befördert. Dazu kam leider! daß sich Friedrich auch nie mit seinem Volke verschmolz; nur der Herrscher gehörte diesem, der Mensch nur dem vertrauten Kreise und hierin meistens den Fremdlingen (Vol-

taire, d'Argens, Maupertuis ꝛc.); Ausländer saßen mit ihm im Heiligthume seiner Musen. Ein Beweis davon sind seine berühmt gewordenen prophetischen Worte, die er in der Schrift de la littérature allemande 1780 äußerte:

„Noch sind die schönen Tage unserer Literatur nicht gekommen; sie nähern sich jedoch. Ich kündige sie an, werde sie aber nicht mehr sehen, weil mir mein Alter die Hoffnung dazu benimmt. Ich bin wie Moses, erblicke das gelobte Land von ferne, komme aber nicht mehr selbst hinein! — Erst wenn wir Mediceer haben, werden auch unsere Genies vorkeimen und die Auguste werden schon Virgile machen; wir werden dann auch unsere classischen Schriftsteller bekommen; Jeder wird sie lesen wollen, unsere Nachbarn werden deutsch lernen und die Höfe mit Vergnügen deutsch reden." — Diese Worte haben keinen Werth, denn die deutschen Classiker waren schon längst ohne die Mediceer gekommen und ohne die Auguste flötete Hagedorn längst an der Nordsee, sang Haller in der Schweiz und Kleist mitten in Friedrich's Heere. Hätte Friedrich jene Worte 1740 als Manifest zu seiner Thronbesteigung in die Welt geschickt, so hätte einige Wahrheit darin gelegen*); da er aber solches 1780 schrieb, so hat der König damit seine eigene Nation, deren neuer Geist bereits in vollem Schaffen war, verkannt; nicht blos teleskopische Sterne und Nebelflecken, nicht werdende Welten standen damals am literarischen Himmel, sondern die vollendetsten Schöpfungen, die schönsten Sternbilder, der Messias, der Agathon, der Nathan und Götz, — also vom dunkelsten Sternhaufen bis zum Sirius Goethe, waren bereits aufgegangen.

---

*) Vor 1740 sind geboren: Hagedorn 1708, Haller 1708, Gärtner 1712, Rabener 1714, Spalding 1714, Kleist 1715, Gellert 1715, Oeser 1717, Winkelmann 1717, Schlegel 1718, Gleim 1719, Kästner 1719, Lichtwer 1719, Möser 1720, Sulzer 1720, Götze 1721, Schlegel 1721, Karschin 1722, Basedow 1723, Cramer 1723, Ebert 1723, Huber 1723, Giseke 1724, Kant 1724, Klopstok 1724, Dusch 1725, Ramler 1725, Weiße 1725, Zachariä 1725, Mengs 1728, Zimmermann 1728, Denis 1729, Lessing 1729, Mendelssohn 1729, Geßner 1730, Hamann 1730, Schmid 1730, Cronegk 1731, Nicolai 1733, Wieland 1733, Adelung 1734, Musäus 1735, Pfeffel 1736, Gerstenberg 1737, Abbt 1738, Thümmel 1738, Schubart 1739, Claudius 1740, Jacobi 1740 ꝛc.

Gottlob! aber hat Friedrich's Unkunde der deutschen Sprache und dessen Opposition gegen die vaterländische Literatur dieser mehr genutzt, als sein mächtigster Schutz ihr jedenfalls hätte fruchten können. Seine Begünstigung hätte nicht halb so viel gespornt, als, da er dieselbe beharrlich entzog, der Eifer gerade ihm zu trotzen. Die Barden und Poeten seines Landes (Ramler, Gleim ꝛc.) drängten sich panegyrisch an ihn: die kleinste königliche Gunst von ihm hätte unsere Dichtkunst gewiß in Fesseln geschlagen, während sie jetzt frei aus dem Volke wuchs, wie Alles, was wir in Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat unser nennen. Er, der Unwiderstehliche und Allgebietende, hätte uns mit leichter Macht in den französischen Geschmack wieder zurückgeleitet, aus dem jetzt eben Alles mit Macht herausstrebte. Die durch Friedrich begünstigte Niederlassung französischer Bildung mitten im Herzen von Deutschland verursachte, wie später 1806—1813, den mächtigsten Gegenstoß, der gerade von Berlin, mitten unter den Augen des Königs wieder zuerst ausging. Die berliner Literaturbriefe machten eine systematische Opposition gegen Friedrich, überhaupt gegen die französische Autorität; sie setzten sich ganz im Geiste des Königs gegen alle Finsterniß und jegliche unwürdige Fessel. Schon deswegen, trotz seiner persönlichen Theilnahmlosigkeit an unserer, trotz seiner gänzlichen Hingebung an die französische Literatur, hat er, der außerdem schon durch seine Thaten im siebenjährigen Kriege der deutschen Poesie den wahren und höhern Lebensgehalt verliehen hatte, unserer Sprache mehr gegeben als irgend ein Fürst vor und nach ihm, — und mit dem Tage, da die Franzosen von Roßbach liefen, war auch die Tyrannei, die sie im Gebiete der Literatur ausgeübt hatten, aufgehoben und ihre Wiederherstellung unmöglich gemacht.

Der Zeitgenosse Friedrich's war Joseph II. „Er ist ein Kaiser, sagte von ihm der Weise von Sanssouci, wie Deutschland lange keinen gehabt hat; erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten; unter Schmeichlern groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch den Ehrgeiz der Pflicht auf.“ — Joseph war ein Weiser, der immer das Gute wollte und es doch nicht ausführen konnte; ein Monarch, der seine Staaten zu beglücken suchte und sie unglücklich machte; ein Vater, der sich für seine Kinder aufopferte, und dem sie es

nicht dankten; ein Mensch, der in seinem Herzen Raum für Alle hatte, und der von den Menschen nicht wieder geliebt, sondern gehaßt wurde. — Im Bewußtsein der Kürze der Zeit und des weiten Umfangs seiner Aufgabe eilte er leider zu rasch und ungestüm, die Ideale, welche sein schöpferischer Genius in ihm erzeugt hatte, in die Wirklichkeit zu führen und in die abgestorbenen Theile seines Staates den lebenden und verjüngenden Geist der Zeit zu hauchen. Es war seine Lieblingsidee, aus seinen weitschichtigen, in Sprache und Sitte so abweichenden Besitzungen einen einzigen großen, von seinem freien und lichtvollen Geiste beseelten Staat zu machen, indem er einsah, daß das wahre Glück der Nationen sich nur auf bürgerliche und geistige Freiheit gründe. Heilig war auch ihm, wie seinem Vorbilde Friedrich, die Gedanken- und Preßfreiheit; er liebte und achtete die Künste und Wissenschaften; er suchte durch Erziehungsanstalten die Bildung des Volkes zu befördern; vor allen Sprachen schätzte er die deutsche am meisten und brachte sie auf dem Katheder, der Kanzel, den Gerichtshöfen in verdientes Ansehen. Das Gegentheil von Friedrich II., schätzte er die Franzosen völlig gering, und gepriesen wird es noch jetzt, daß er den großen Haller aufsuchte, während er den eiteln Voltaire verschmähte, der fest auf den kaiserlichen Besuch gewartet und sich höfisch dazu vorbereitet hatte.

Friedrich und Joseph, welche Regenten! Solche Häupter voll Kraft und Licht und Willen mußten Deutschland innerlich und äußerlich umgestalten.

Nach dem siebenjährigen Kriege beglückte ein segensreicher dreißigjähriger Friede das Vaterland. Zunächst suchten die Regierungen die Kriegswunden zu heilen. Die Blüthe der Länder, der unerschöpfliche Reichthum des Bodens, die steigende Industrie, der gewinnsuchende Handel halfen rüstig mit; Gewerbfleiß und Kunstthätigkeit wuchsen kräftig empor; die zunehmende Bevölkerung, selbst durch Einwanderungen begünstigt, gab den Manufacturen betriebsame, kunstgeübte Hände; der eingeführte Kartoffelbau sicherte auch die Armuth vor drückender Noth, und der ungeschwächte Luxus der Reichen eröffnete derselben eine ergiebige Quelle eines nicht kärglichen Verdienstes.

Anfänglich ging zwar auch noch alle geistige Bewegung nur von den Fürstenhöfen aus; aber durch die neubelebten Wissen-

schaften war ein unermeßlich von Geschlecht zu Geschlecht sich mehrender Schatz der Erkenntnisse zu Tage gefördert, deren vielstimmige Lehren das wohlthätige Licht allgemach in allen Klassen der Gesellschaft verbreiteten, und nach und nach ein festes Gemeingut des Volkes wurden. So entstieg denn durch die Regierungsmaximen Friedrich's und Joseph's, vorzüglich durch die Freiheit der Bücherpresse, riesenhaft ein geläuterter öffentlicher Volksgeist und die Macht der öffentlichen Meinung in den protestantischen Ländern. Alle Geister erstanden aus ihrem Schlummer; ein frisches Jugendleben theilte sich dem Körper der deutschen Nation mit; es erschien eine Entwickelung von bisher ungebrauchten Kräften, eine vollständige Auferstehung besonders in der Generation, die, als Friedrich's Thaten Europa begeisterten, ihre Jugendbildung eben vollendete. Was irgend nur die vergangenen Jahrhunderte vorgearbeitet hatten, wurde gesammelt, vermehrt, vervollkommnet, und der Segen der Reformation schien jetzt erst vollständig zu werden. Nach allen Seiten hin suchte man Licht zu bringen; das häusliche, gesellige, geistige, bürgerliche Leben wurde beleuchtet; Aufklärung ward das belebende Losungswort der unruhigen Zeit. Überall wurde auf Abstellung von Misbräuchen gedrungen, — und leider wurden auch überall Misbräuche gewittert; alles sollte sich neu gestalten, Alles wo möglich genial sein.

Daß dabei arge Verirrungen vorkommen mußten, war vorauszusehen: man brachte das Licht ohne Prüfung seines Gehalts, unbesorgt, ob es wohlthätig erleuchte oder verderblich brenne, ob es blende oder erwärme; Geist haben, meinte man, sei das Einzige und Erste; alles Übrige sei vom Übel. Daher war Kant's, des Weisen von Königsberg, Frage wol sehr natürlich, ob der Welt mehr mit bahnbrechenden Genies oder mit mechanischen Köpfen gedient wäre, die mit alltäglichem, langsamem, am Stabe der Erfahrung fortschreitendem Verstande arbeiteten.

Den empfindlichsten und nächsten Verlust erlitten in solcher genialen Sturm- und Drangperiode die kirchlichen Grundsätze, die bisher unangetastete Geltung gehabt hatten; das positive Christenthum und die altehrwürdige Kirchenlehre ward völlig geringschätzig behandelt; was man von den religiösen heiligen Geheimnissen des Glaubens nicht sofort ergründen und erklären konnte, wurde als unnütz bei Seite geworfen; bald geschah noch ein Schritt wei-

ter: man bestritt den Segen und die Nothwendigkeit aller Religion und baute allein dem nackten, kalten Verstande die Altäre. Die heftigste Opposition war bei solchen Reformen unvermeidlich; während die Einen alles Christenthum und jede positive Religion verhöhnten, predigten die Andern begeistert das alte Prophetenthum und den bergeversetzenden Glauben; hier feierte die jedes Heilige verspottende Freidenkerei ihre Triumphe, dort jammerte der tiefste religiöse Aberglaube. Beklagenswerthere Gegensätze in solcher Überspannung hat keine andere Periode aufzuweisen. Wegen solcher neuen, dem Deutschen ganz ungewohnten Aufgereiztheit der Geister, wegen einer wirklich zu plötzlichen und der deutschen Gemächlichkeit zu unnatürlichen Denk- und Gemüthsanspannung finden wir denn auch gerade in dieser Zeit häufig völlige Überreizung der Nerven, auffallend überhand nehmende Hypochondrie in allen Ständen, wunderliche Pläne in allen Volksklassen, alchymistische Träumereien und betrügliche Goldmacherkünste, selbst auffallend frühzeitigen, oft gewaltsamen Tod der rüstigsten und lautesten Sprecher.

Eine der interessantesten Erscheinungen in dieser Zeit der geistigen Reizbarkeit und der, nicht übel so genannten „Genieseuche", bietet natürlich die Geschichte der deutschen Philosophie. Diese Wissenschaft im Allgemeinen, welche über Gott, Welt, Mensch und deren wahre Verhältnisse die für Menschen möglichst erreichbare Erkenntniß bezweckt, also recht eigentlich die Wissenschaft von den Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntnisse und von dem Wesen der Dinge ist, bekam in dieser geistigen Sturm- und Drangperiode erst ein eigenthümliches, selbständiges Leben, gewissermaßen erst die höhere Weihe und Taufe. Einen dünnen Grundstein dieses [illegible] Riesenbaues hatte schon Sam. von Pufendorf gelegt, welcher wenigstens das Naturrecht als eine von den Lehren der Offenbarung und den willkürlichen Satzungen des positiven Rechts unabhängige Vernunftwissenschaft der Pflichten und Rechte zu behandeln versucht hatte. Dann umspannte, wie wir in der vorigen Periode gesehen haben, der große geniale Geist des Gottfr. Wilh. von Leibnitz mit schöpferischer Herrscherkraft das ganze unabsehbare Reich der Philosophie; wie eine Sonne überall hin Strahlen sendend, pflückte er von jedem Zweige dieser Wissenschaft die reifsten Früchte, machte

überall neue Entdeckungen, Berichtigungen, Erweiterungen und zeichnete den vollständigen Plan zu dem Ehrentempel der deutschen Philosophie. Der Ausbau blieb der Nachwelt überlassen. Sein vorzüglichster Nachfolger Chr. v. Wolf (vergl. vorige Periode) — der durch seine Lehrbücher vollends die Scholastik von den deutschen Universitäten verdrängte, der sich um die wissenschaftliche Cultur der Deutschen und ihren Sinn für System, Ordnung, Methode ein bleibendes Verdienst erwarb, und welcher der erste deutsche Philosoph war, der eine vollständige Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften nach Leibnitz's Vorgange durchzuführen unternahm, — Chr. v. Wolf wurde, ungeachtet aller, meist theologischen Gegner, der beliebteste Lehrer der Weltweisheit, und die meisten der begeisterten Herzen und der gründlich gebildeten Köpfe, durch welche unsere Literatur den nachhaltigsten Aufschwung und die glücklichste Reform empfing, von Hagedorn an bis auf Wieland, selbst Friedrich II., waren in der Schule dieses Denkmeisters gebildet.

Da brach nun jene Zeit der allgemeinen Aufregung an; wie auf alles Alte und Frühere, warfen sich die denkfreudigen Geister mit Ungestüm auch auf die Systeme vorangegangener Philosophen. Zum gründlichen Auf- und Weiterbau hatte man bei diesem Drängen vorläufig keine Zeit; man ging zu der bequemern Überzeugung über, daß die Wahrheit wie ein gebrochener Lichtstrahl in allen Systemen zerstreut vorhanden sein müsse; an die Stelle tiefsinniger, gründlicher Untersuchung trat, unter Autorität Friedrich's II. und ganz dem unruhigen, stürmisch fortwollenden Zeitgeiste gemäß, einstweilen das weniger hohe Streben nach allgemeiner Faßlichkeit und Gemeinnützlichkeit, nach dem Einfachen, Unmittelbaren, Ungekünstelten, Natürlichen; das Greisenhafte, Pedantische, Veraltete, wie man es nannte, das blos Verstandesdürre, die schwerfällige Gelehrsamkeit und die beengende Fessel irgend eines consequenten Systems war verhaßt; das Jugendliche, Frische, Ungewöhnliche und Neue wurde gesucht; je auffallender, je scheinbar genialer, je mehr für das Leben passend irgend eine Lehre war, um so sicherer und schneller fand sie allgefälligen Eingang.

Aus diesem Streben erstand denn auch als eine der nächsten und kräftigsten Blüthen der damals so beliebten praktischen Lebensphilosophie die für die deutsche Erziehung und Schule ein-

flußreiche Philanthropie. Groß waren die Veränderungen, die, wie wir oben gesehen haben, jetzt in den religiösen Überzeugungen vor sich gingen, bei weitem größer aber und von weit eingreifendern Folgen waren die Veränderungen in dem Erziehungswesen, Veränderungen, die eigentlich allein in der Masse den Stand unserer Cultur so mächtig umgewandelt haben. Die früher erwähnten Glaubenskämpfe gingen vorüber, ohne in das Volksleben einzudringen; die religiösen Neuerungen berührten die Nation nicht; die gewonnene Höhe der religiösen Aufklärung blieb nur das Privilegium einer kleinen auserwählten Schaar. — Die neuen Erziehungslehren aber flößten dem Volksganzen das größte Interesse ein, in alle Vater- und Mutterherzen bis in die ärmste Hütte hinein drangen die neuen Grundsätze, sodaß, als selbst die ersten Urheber fielen, ihre Werke doch fortbestanden und bestehend sich veränderten, also, daß die Früchte davon dem Gesammtkörper des Volks immer wieder neue Nahrung zuführten.

Es erhob sich ein bitterer Kampf gegen die Schulen und die häusliche Zucht, gegen die bisher beliebte körperliche und geistige Entartung, wie es genannt wurde, gegen die Unnatur der Kinderpflege, die alte Stock- und Ruthentyrannei, die Gedächtnißquälereien und den unnützen Wortkram in den gefängnißartigen Schulstuben und den pädagogischen Marterkammern der Jugend. Johann Bernhard Basedow († 1790), ein umherströmender Originalcharakter und unerschöpflicher Projectenmacher hob das Feldgeschrei an; J. J. Rousseau's berühmter Emil, zwar kein deutsches Werk, aber unvergeßlich in der Geschichte der deutschen Cultur, — begeisterte den unruhigen Mann, der Reformator des Erziehungs- und Unterrichtswesens zu werden. Menschenliebe (Philanthropie) sollte von jetzt an das Princip der Erziehung sein; der von Geburt unverdorbene junge Erdenbürger sollte alle seine Kräfte frei entwickeln; sollte zu einem körperlich und geistig gesunden, gewandten, in allen Zweigen des Wissens möglichst bewanderten, für die große Welt überall brauchbaren, in alle Lebensformen passenden, frohen, wohlwollenden Menschen erwachsen; — darum müßte das Volk, müßten alle Väter und Mütter und die Jugend selbst zum Kampfe auferstehen gegen die alte Schulweisheit der fälschlich sogenannten Humanisten, gegen die altclassischen Schulmonarchen und Schulpedanten, gegen die sprach-

lichen Kleinigkeitskrämer, die über den todten griechischen und lateinischen Wust den classischen Geist der Alten längst verloren, die sich nur durch Inhumanität, Arroganz, unfruchtbare Gelehrsamkeit, durch affectirte, ehrlose Verachtung der Muttersprache berühmt gemacht hätten; kämpfen müßte man gegen solche todten, alterthümlichen Formen, die ohne alle Wirksamkeit auf das reelle Leben, überhaupt ohne Lebensfülle und Frische den Menschen an Leib und Seele nur unbrauchbar machten. Der Streit zwischen den Humanisten und Philanthropen war stürmisch und allgemeiner Volkskampf. Basedow's Verheißungen erregten die allgemeinste Aufmerksamkeit; sie fielen nicht nur gerade in eine Zeit, die an sich für jede Neuerung sehr empfänglich war, sondern seine Entwürfe ließen sich auch breit auf dem Boden der Humanität nieder, der jetzt von dem ganzen Volke am thätigsten cultivirt wurde. Der edle Franz von Dessau, einer der besten Fürsten Deutschlands, bot die willigste Hand zur Realisirung solcher menschenfreundlichen Pläne, und nachdem Basedow's Elementarwerk, nach dem Vorgange der versinnlichenden Lehrweise des Amos Comenius, in drei Sprachen mit 100 Kupfern von Chodowiecki erschienen war, öffneten sich die Thore der neuen hochfahrenden Pflanzschule für Weltbürger; das Philanthropin in Dessau (1774) trat ins Leben. Aber der unruhige, wankelmüthige Gründer hatte gar zu viel Geschrei gemacht, hatte zu ungerecht das Alte herabgewürdigt, zu einseitig das blos Praktische hervorgehoben, zu viel Spielereien und Tändeleien vorgebracht; er hatte den Ton der Allmacht angestimmt und mußte mit Ohnmacht von dannen ziehen, und so wie man den ganzen Gehalt seiner unzähligen Schriften und Proclamationen in ein Sedezbändchen brachte, ebenso gingen statt der vollendeten Weltbürger meistens nur naseweise, vielwissende, gedankenscheue Jungen, egoistische Schwätzer, irdische Klüglinge, irreligiöse Spötter aus den Prunksälen seiner Schule; deswegen schloß sie sich auch nach wenigen Jahren schon wieder *).

---

*) Nachdem die stolze Mutteranstalt in Dessau längst geschlossen war, blüheten in gesegneter Wirksamkeit die Philanthropinen zu Marschlins unter Salis, zu Heidesheim unter Bahrdt, zu Colmar unter Pfeffel und Lerse, zu Bechelde unter Hundeiker, zu Schnepfenthal unter Salzmann ꝛc.

Zum Glück weiheten die talentvollsten Männer (Wolke, Campe, Trapp, Feder, Olivier, Iselin, von Rochow) mit Begeisterung und mit auswählender Besonnenheit dem neuen Systeme ihre schönsten Kräfte; sie setzten mit Weisheit den Kampf gegen die alten Misbräuche in der Kinderzucht und den Schuleinrichtungen fort, und als es endlich zur Ausgleichung, zur Verständigung und zu einem segensreichen Frieden kam, vereinten sich Humanisten und Philanthropen und entwarfen gemeinschaftlich die Lehrpläne und stellten die Erziehungsmaximen auf, unter deren Einflüssen alle jetzt lebenden Deutschen aufgewachsen sind, oder noch erzogen werden. Die sichtbarsten und nächsten Folgen davon waren die freundlichsten Sonnenstrahlen, welche nun auch in die hellen, geräumigen Land- und Volksschulen fielen; alsbald traten auch die popularsten Bildungsschriften auf den Markt, ja es wimmelte von neuen Lehr- und Lesebüchern, Wochenschriften, Zeitungen, Kinderfreunden, Kinderreisen, Kinderschauspielen, Jugendschauplätzen — und was sonst dergleichen menschenfreundliche Geschenke an das Volk und die Kinder für Namen führten; die Schul- und Kinderstuben hörten wirklich auf, Marterkammern zu werden; der Stock, die Perücke, die Zöpfe, der Puder, die Schnürbrust, die Pelzmütze und hundert andere steife Formen wurden verbannt; alle Schulen arbeiteten sich aus der bisherigen Einseitigkeit heraus; das Princip der allgemeinen Menschenbildung, der wahren Humanität wurde angenommen, und nichts, was zur harmonischen Ausbildung des Menschen irgend dienen konnte, wurde ausgeschlossen. Zur Vollendung der Methode beim Unterrichte in der Schule und im Hause trat Joh. Heinr. Pestalozzi mit seiner väterlichen Stimme auf und wurde ein Wohlthäter der Menschheit, deren nicht jedes Jahrhundert einen aufzuweisen hat. Was ferner in der Reproduction des classischen Alterthums durch holländischen Sammlerfleiß, durch englischen Scharfsinn, durch deutsche Gründlichkeit eines Geßner, Ernesti und Heyne seither geleistet war, das brachte Fr. Aug. Wolf unter einen höhern Gesichtspunkt und begründete mit der Tiefe seines Geistes dasselbe als eine selbständige Wissenschaft, als das festeste Fundament deutscher Jugendbildung ein für alle Mal. Jetzt erst erhielt die Philologie ihre neue und wahre Kraft, und es wurde nun klar, daß der wissenschaftliche Mittelpunkt der Pädagogik auch nirgends anders so sicher liegen könnte als in der

Kenntniß jener Zeiten, wo die Welt das Kindheitsalter der Menschheit durchlebte und jene Schriften ewiger Jugend hinterließ, die allein wieder für den einzelnen Menschen die natürliche Schule seiner Kindheit abgaben. — Nachdem endlich später noch W. von Humboldt, außer seinen großen Verdiensten um die vergleichende Sprachforschung, auch dem höhern und höchsten Schulwesen, besonders in dem überall voranleuchtenden Preußen eine neue Gestalt zu geben und einen neuen Geist einzuhauchen vermochte, welcher gerade in unsern Tagen seine schönsten und reifsten Früchte zu tragen beginnt, wurde endlich der kräftigste, uns allein noch noththuende Damm gegen alles ausländische, besonders französische Wesen im Gebiete der Kunst und Wissenschaft errichtet.

Während der Basedow'schen philanthropischen Gebilde in Dessau sann Immanuel Kant (1724 — 1804) in Königsberg auf andere Schöpfungen. Dieser deutsche Sokrates, der wegen der Art und Größe seiner Schöpfungen im Gebiete der Philosophie der Welt und der Menschheit angehört, wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit aber, wegen des Ernstes und der Tiefe seines sittlichen Charakters ein Stolz der deutschen Nation ist, — elektrisirte förmlich alle Denker und wurde durch seine kritische, d. h. prüfende, Methode, durch seine Untersuchungen über Ursprung und Grenzen der menschlichen Erkenntnisse, durch seine Kritik der reinen und der praktischen Vernunft, der Urtheilskraft, durch seine Metaphysik der Sitten ꝛc. (sämmtliche Werke herausgegeben von Rosenkranz 1840) der Begründer und das Haupt der berühmten zweiten Periode der Philosophie der Deutschen. Wie Kant auf sein Vaterland und seine Zeit wirkte, davon gibt Menzel (in seiner Literaturgeschichte) eine treffliche Andeutung. Kant war, sagt derselbe, so vielseitig, als die Bildung des Jahrhunderts ihm Seiten darbot. Sein brillanter Geist war der Stein der Weisen damaliger Zeit. Er würdigte alle geistige Richtungen und wirkte wohlthätig auf alle. Er befand sich auf dem höchsten Gipfel jener protestantischen Aufklärung und Bildung, die seine ganze Zeit charakterisirt. Nach ihm mußte man nothwendig theils in die Einseitigkeit, theils in den Gegensatz, in das romantisch-katholische Element fallen. Er war noch reines Product der Reformation und umfaßte ebenso im schönsten Sinne deren gute und edle Seite, als gleichzeitig die atheistisch-materialistische Spöt-

terschule in Frankreich ganz in die Nachtseite des Unglaubens und der genialen Unsittlichkeit gefallen war. Wie die ganze Bildung seit der Reformation auf Kritik und Empirie beruht, so auch das Kantische System, das mithin auch wohlthätig auf die theologische Exegese, auf die Naturforschung, auf die Untersuchungen des Staats- und Erziehungswesens zurückwirkte, und selbst mit der modernen, Leben und Natur nachahmenden Poesie, wie sie seit Lessing, Wieland, Goethe, Schiller aufgekommen war, in Wechselwirkung war. Die allgemeine Toleranz, die seit Friedrich II. vorzüglich von Preußen ausging, das Streben nach allseitiger Bildung, das Interesse für alles Fremde, die billige Prüfung aller Ansichten, die Bemühung um Urbanität, das Streben nach Nützlichkeit, Popularität und Geselligkeit gewann hauptsächlich durch den edlen königsberger Weisen die Ausbildung und Verbreitung, die das vorige Jahrhundert ausgezeichnet hat. Man warf die steife Form von sich und belauschte das menschliche Herz, das gesellige Leben und gab Sittengemälde, psychologische Romane, Idyllen, Schauspiele, Satiren (vergl. unten die einzelnen Dichter damaliger Zeit), worin überall der Grundton der Kantischen Philosophie wiederklingt. Kant war der Genius der guten alten achtziger Zeit.

Im Reiche der Geister arbeitete also seit Friedrich's II. Regierung eine gewaltige Gährung; die Zeit schien besonders in den siebziger und achtziger Jahren Alles über den Haufen zu werfen und rasch nachholen zu wollen, was bisher versäumt war; glänzende Fortschritte wurden in allen Beziehungen sichtbar. Nur Eins blieb unantastbar und undurchdringlich zurück: die Staatsverfassung, das Verhältniß des Volkes zum Regenten; Bauer und Bürger müheten sich nach wie vor ab als Sklaven; der Fürst und der Adel herrschte nach altem Vorrechte. Daraus mußte ein unbehaglicher Zwiespalt erwachsen. Auf der einen Seite geboten mit unumschränkter Laune über Land und Leute als ein willenloses Eigenthum die Herrscher, die hier Länder vertauschten, dort sogar ihre Landeskinder nach Indien und Amerika verkauften; die Interessen der Regierungen und die Staatsmaximen der einzelnen Fürsten waren die alleinigen Gesetzestafeln, welche das ungefragte Volk beschwören mußte. Neben den Fürsten stolzirte der privilegirte Adel, der fast noch weniger von dem Umschwunge der Zei-

ten Kenntniß, und namentlich an dem frischen Aufblühen der inländischen Literatur gar keinen Antheil genommen hatte. Dazu kam die blinde, das Volk tief verletzende Vorliebe der Höfe und des Adels (mit rühmlichster Ausnahme des weimarischen Hofes unter Amalie und Karl August) für den französischen Geschmack; die französische Sprache blieb die Geschäftssprache der Cabinete, die alleinige Umgangssprache der sogenannten höhern Welt; sie war der Hauptgegenstand des Unterrichts vornehmer Kinder, welche die Muttersprache dagegen nur von Bedienten und Mägden lernten.

Auf der andern Seite stand der aufgeklärte, sich mächtig aufschwingende Bürger, der allein in Kunst und Wissenschaft fortgeschritten, den geistigen Höhepunkt des Volkes geschaffen hatte, und welcher der festen Überzeugung war, daß der fürstliche Purpurträger und der in Lumpen gehüllte Bettler als Menschen gleiche Rechte hätten, und der Fürst nur wegen des Volkes, der Adel aber ganz unnütz wäre; ihn durchglühte eine bis an das Überschwengliche grenzende Vaterlandsliebe, die, in der Gegenwart überall Grund zur lauten Klage und sein Ideal mit der kalten Gegenwart im grellsten Gegensatze fand; man wünschte eine deutsche, freie Nation; die Zeiten Hermann's, die alten Germanentage wurden gepriesen; die Barden lebten wieder auf und sangen mit begeisternden Freimuthe von der Hoheit des einigen deutschen Volkes. Wenn auch viel Verwirrung der Begriffe dabei mit unterlief und die beredtesten Wortführer oft selbst nicht wußten, was sie wollten, selbst wol Ungebührliches und Unmögliches verlangten, — so stimmten doch alle in dem Wunsche einer glücklichern Zukunft und dem heiligen Streben nach einem Höhern und Bessern überein.

Solcher Stimmung mußte die französische Revolution nur erwünscht kommen; darum fand diese unerhörte Volkserhebung anfänglich auch in Deutschland die feurigsten Vertheidiger; ja man söhnte sich mit dem verhaßten Volke wieder aus; die deutschen Patrioten träumten nun auch von deutscher Freiheit, und die Dichter, selbst der greise Klopstock, griffen in ihre Leier und stimmten in den Jubel des aufgeregten französischen Volkes. Frankreich aber büßte in diesem Gottesgerichte schrecklich mit Blut; die Einsichtsvollern in Deutschland kehrten dadurch zwar wieder zur Besonnenheit zurück, aber die politische Aufregung und Unbehaglich-

keit erhielt von Westen her immer wieder neue Nahrung. Die französischen Waffen überschritten sogar siegreich wieder den Rhein; sie wurden in Deutschland zum Theil mit Jubel empfangen, oder wenigstens wurde ihre Annäherung mit heimlicher Schadenfreude vernommen, da man die kühnen, gewandten Fremdlinge als Befreier von vielfachem eigenen Drucke zu begrüßen wähnte. Napoleon drang weiter und immer sicherer vor; er besiegte überall die deutschen Fürsten und deren Söldner, denn das Herz des deutschen Volkes nahm keinen Theil an diesem Kriege. Der Rheinbund, ein französisches Gewächs mitten in Deutschland, vernichtete endlich ganz das innere und äußere Wohl des Vaterlandes. Das unterjochte Deutschland erlitt Hohn und ehrlose Behandlung; seine mächtigsten Staaten wurden zertrümmert, seine alten Regentenhäuser gestürzt, seine Fürstenkronen nach Willkür verschenkt; seine heiligsten Verträge und Eide verstummten machtlos vor der List des großen Kriegshelden und vor der Schärfe seines unüberwindlichen Schwertes; französische Zöllner sammelten die Früchte des deutschen Fleißes, französische Heere zehrten am Marke der Länder, französische Spione bewachten das Wort und die Gedanken; französischer Hofluxus, gallische Frivolität und irreligiöser Sinn verführte die deutsche Sitte, und die deutsche Sprache hörte in vielen Gauen fast auf Landessprache zu sein.

Wahrlich eine böse Zeit! aber doch ein nothwendiger Abschnitt zur weitern Entwickelung der Menschheit, — ein Werkzeug in den Händen der göttlichen Vorsehung! Denn aus diesem großen tragischen Weltdrama ging Deutschland zuletzt siegreich und geläuterter denn je hervor. Unser Vaterland empfing unmittelbar schon durch die Napoleonischen Institutionen viel: nämlich hier und dort die längst gewünschte Aufhebung aller Privilegien, die Gleichheit aller Landesgenossen vor dem Gesetze, die Allgemeinheit der Rechte und Lasten sämmtlicher Staatsbürger, die Öffentlichkeit der Gerichte, die allgemeinste religiöse Duldung aller Genossen irgend eines Glaubens.

Noch mehr: unter der französischen Geißel erstarkte das Volk; die Heldenthaten seiner Vorfahren lebten im Gedächtnisse auf; das Streben nach Freiheit von dem gallischen Joche wurde allgemein; die Liebe zum Vaterlande erwachte in höchster und reinster Begeisterung, Fürsten und Völker vereinigten sich zum Kampfe ge-

gen den Todfeind. Wir erinnern hierbei nur an die Stiftung der Universität in Berlin und deren schönste Zierde, an Joh. Gottl. Fichte († 1814).

Nie ist eine andere Universität gleich Anfangs mit so imposanten Kräften aufgetreten, nie eine andere in so verhängnißvollen Tagen und mit so schwieriger Aufgabe ins Leben gerufen; an sie knüpften sich in böser Zeit heiße Wünsche, in völliger Erniedrigung die ausgedehntesten Hoffnungen des Auferstehens. Die Zeit der Thränen und Noth rief diese Universität ins Leben (1809); man brauchte die Wissenschaft, um das Volk zu kräftigen, darum baute man ihr den köstlichsten Tempel; sie sollte eine neue Jugend und eine schöne Zukunft schaffen, damit ein neues Deutschland erstände, — und Fichte (nebst Schleiermacher) wurde Haupt und Herz dieses großartigen Instituts. Seinen Werth, seinen Einfluß auf die damalige Geisterwelt, den großen Impuls, welchen er seiner Zeit gab, bezeugen zwar Tausende und abermals Tausende; die spätere Nachwelt aber wird ihn doch nur erst ganz zu würdigen wissen. Sein Streben war nicht irdisch, sondern immer auf das Ewige und Himmlische gerichtet und mit wunderbarer Stärke des Geistes, mit tiefstem Scharfsinne, mit hinreißender Beredsamkeit gründete er sein philosophisches System, den Idealismus. Den Geist zu erheben über die Sinnlichkeit, nur des Geistes Leben als wahres Leben, alles Andere als Scheinleben darzustellen und dadurch das Gemüth zu entflammen zu höchster Reinheit, zur Tugend, Tapferkeit und Selbstverleugnung, das war sein tägliches Streben, — und das war es, was ihm beispiellos in den jungen Gemüthern gelang; aber nicht etwa blos durch die ihm ganz eigenthümliche Kraft des Gedankens, oder durch die Alles besiegende Macht seines Geistes, noch durch den unwiderstehlichen Zauber seiner Rede, — sondern der Sieg wurde ihm durch die Gewalt seines Seins, durch sein Beispiel, durch sein wahres, deutsches, für alles Schöne und Gute, für Freundschaft und Liebe, für Vaterland begeisterte Herz, durch seine unerschütterliche Rechtschaffenheit, durch seinen Heldenmuth, — dadurch, daß er nicht blos sagte, sondern war, daß er vorglaubte, vorliebte, vorhoffte und vorthat. Mitten in dem von Franzosen besetzten und überwachten Berlin trat er als deutscher Mann auf, hielt seine berühmten Reden an die deutsche Nation, zugleich ein

Muster deutscher Prosa und verkündete den Kampf des guten Princips mit dem bösen, der nachher so glorreich in die Wirklichkeit überging.

Denn als die Zeit erfüllet war, fand 1813 in Preußen, allen deutschen Landen zum Vorbilde, zuerst die Schilderhebung statt; — darauf eine Erhebung des ganzen deutschen Volkes, an Feuer und Hingebung und Kraftentwickelung allen glänzenden Beispielen in der Geschichte vorangehend an Allgemeinheit des Gefühls und an klarer Erkenntniß des Kampfpreises. Es galt hier völlige nationale Vernichtung, wenn man besiegt war, — glorreiche Wiederherstellung des Vaterlandes und Weltbefreiung, wenn man siegte. Da sah man, was die Begeisterung für ideale Zwecke vermochte und wie unendlich die Kraftfülle ist, die aus moralischen Antrieben, aus freier Bewegung sich entfaltet. Es erscholl nur eine Stimme, es lebte nur ein Gefühl, es glühete nur ein Zorn, es begeisterte nur eine Liebe: das Vaterland zu retten. Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe. Preußen, erzählt E. M. Arndt, war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungs- und Waffenplatz verwandelt, jede Feueresse war eine Waffenschmiede. — Und das war das schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Altern und Stufen vergessen und aufgehoben waren; daß Jeder sich demüthigte und hingab zu dem Geschäfte und Dienste, wo er der Brauchbarste war; daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andern Gefühle verschlang. — Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, nun wollten sie auch gleich sein im Dienste und im Gehorsam. Und so sehr erhob die heilige Pflicht und das gemeinsame Streben alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine, Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und der Kriege eine so weite Laufbahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweihet worden; es war als fühlte auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlich-

keit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den Übermuth, die Unzucht und Prahlerei besiegen wollte, die er an den Franzosen so sehr verabscheuet hatte. — Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, diese Wunder der Tapferkeit von Männern des Friedens, von Greisen und Kindern, das that das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, brünstige Ermahnungen, fromme Arbeiten, durch Sorge und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Ach! es war eine wunderschöne Zeit, in der es uns deutlich wurde, sagt Leo in seiner Universalgeschichte, daß die Noth ganzer Völker, so lange der alte Gott noch nicht ganz aus dem Gedächtnisse geschwunden, ein wunderbares Werkzeug seiner segnenden Hand ist. Solche Noth ist von Zeit zu Zeit nothwendig, um alle eigenthümlichen Gesinnungen und Bildungen und Richtungen zu prüfen, die sich vorher in dem Übermuthe ruhigern und geschütztern Daseins entwickelten; sie ist von Zeit zu Zeit nothwendig, um die leeren Sonderbarkeiten, die abgestorbenen, hindernden Bestandtheile auszuscheiden und die echte, reine, aus sich selbst lebende Eigenthümlichkeit wieder zu bewähren, zu stärken, in das Recht ihrer herrschenden Stellung einzuweisen. Da verblassen und verbleichen alle angelernten Manieren, und der ursprüngliche Charakter bricht mit neuer Kraft hervor, damit sich das Leben des Volkes verjünge und einen neuen Anlauf nehme zum unverwüstlichen Dasein. Erkennen wir das Glück, einem Volke anzugehören, wie das deutsche ist, — einem Volke, das mit tapferm, keuschem Sinne zuerst sein Land in Besitz genommen und es in jeder so kommenden Noth und Verwirrung behauptet hat, weil es immer wieder flüchten konnte zu dem tapfern, keuschen Sinne der Ahnen! — Erkennen wir das Glück, einem Volke anzugehören, welches ein wahrer, ein geborener Adelsmann ist unter den Völkern der Erde! — Erkennen wir das Glück und benedeien das Andenken der Vorfahren, die das Land mit ihrem Blute getränkt, um es uns und bei seiner alten Art zu erhalten. Möge uns nie etwas entsetzlicher erscheinen als das Unglück, das sittliche Unglück und der Fluch, der die Generationen treffen müßte, die einmal das reine Erbe der Väter schmachvoll im Stiche gelassen! — Auch die Väter haben allerdings gesündigt, wie ja auch der Gerechte

täglich sündigt siebenmal; — aber noch hat unser Volk aus jeder schmachvollen Lage sich wieder erhoben, und aus der letzten und schmählichsten am glanzvollsten! —

In den nächsten Friedenstagen nach so furchtbaren, aber glorreichen Kämpfen beschwor (1815) die heilige Allianz endlich den Grundsatz, daß die innere und äußere Politik christlich sein sollte, daß sie die Rechte der Völker zur einzigen Richtschnur ihrer ganzen Staatskunst machen wollte, daß Völkerrechte auch dem Mächtigsten heilig sein müßten, daß alle Fürstenmacht ohne Gerechtigkeit und Volksliebe keine Sicherheit und nirgends Heil gewähre. Solche Grundsätze waren des vergossenen Blutes wohl werth, und die Schatten so vieler Krieger, die für die Befreiung Deutschlands gefallen, waren dadurch versöhnt. Die Hoffnung glücklicher, ruhmvoller Tage entzückte das freie, begeisterte Vaterland, das außer seiner wieder gewonnenen Freiheit, außer jener fürstlichen Verheißung und außer der unaussprechlichen Summe glänzender Thaten in jüngster Vergangenheit noch einen tiefen religiösen Sinn, ein lebendiges Nationalgefühl und sittlich hohen Stolz, eine laute Begeisterung für alles vaterländische Große und Schöne — und eine aufopfernde Liebe zu seinen angestammten Fürsten gewonnen hatte. Deutschland stand unendlich hoch und hehr da!

Die Fürsten übernahmen nun die riesige Arbeit, das zerbröckelte deutsche Staatsgebäude möglichst nach alten Formen wieder aufzuführen; deswegen mußte viel Altes renovirt, viel Neues wieder abgeschafft werden; das weitdeutige ausländische Wort Legitimität war das Muster, nach dem die Staatsführer auf dem wiener Congresse (1815), in dieser glänzendsten Fürstenversammlung, die je gehalten ist, zu ordnen anfingen. Obgleich die hellern, freisinnigern Ideen der Zeit und die gerechten und lauten Forderungen der Unterthanen nicht unberücksichtigt blieben, so wurden durch die deutsche Bundesacte jedoch nicht alle Wünsche und Hoffnungen erfüllt, und die aus jener berühmten Urkunde entstehenden Folgen hatte das durch die Freiheitskämpfe noch gewaltig entflammte Volk nicht erwartet; im gerechten Gefühle der zahllosen nationalen Opfer verlangte man ganz andere und größere Zugeständnisse. Der kaum beendigte nationale Schwertkampf gegen den äußern Feind ward zunächst nun ein Federkrieg gegen

die Übel und Gebrechen im Innern; zuerst brach der Streit los gegen den noch immer nicht genug unterdrückten Hang des Adels und der vornehmen Welt, sich in weichlicher Sitte und Sprache nach den Franzosen zu richten, es wurden im schroffen Gegensatze altdeutsche Sitten und Trachten erneuert; die deutsche Sprache reinigte man von allen ausländischen Wörtern; die Jugend führte man durch Turnanstalten zur Körperkraft und kriegerischem Muthe; Deutschheit und deutsches Volksthum, als beste Schutz- und Trutzwaffe gegen den deutschen Erbfeind im Innern und Äußern, war das Losungswort (Jahn). Alsbald schritt man freimüthig immer weiter: man erhob sich gegen Staatseinrichtungen, verlangte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und erinnerte die Fürsten an ihr gegebenes Wort. Da nun solches Verlangen nicht schnelle Befriedigung fand, so ging der heiße Wunsch der einzelnen Stimmführer in aufbrausende Reden und donnernde Schriften über. Die empfängliche, für jegliche Freiheit leicht entzündete Jugend wurde natürlich von solchem unruhigen Geiste am ersten ergriffen, und vorzüglich auf den Universitäten lebten und wirkten weitverzweigte Verbindungen, die Einheit und Freiheit unter den Deutschen um jeden Preis emporzubringen. Die Flamme des Wartburgfestes (1817) leuchtete erhebend, aber auch drohend am deutschen Himmel. Allen, die an der Spitze der Herrschaft standen, kam sie wie ein sicheres Zeichen volksaufrührerischen Sturmes vor, und die Fürsten schritten um so rascher und kräftiger zur gewaltsamen Abwehr, als Aug. v. Kotzebue, der vermeintliche Hauptfeind deutscher Freiheit, durch Sand leider ermordet wurde. War der Ermordete, sagt Zschokke, in der That ein Verräther unsers Volkes, so stand das Strafamt den Fürsten und Gerichten des Landes zu, aber nicht den Unterthanen; wo man mit eigener Faust sich oder Andern Genugthuung zu schaffen sich befugt glaubt, ist Gesetzlosigkeit Gesetz geworden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. Hatte der Ermordete als Schriftsteller gesündigt, so war er durch die Macht der Wahrheit zu strafen. Das ist aber immer das Loos der gerechten Sache gewesen, daß der unbedachte Eifer ihrer Freunde ihr mehr als aller Eifer der Widersacher schaden mußte. In seinem Wahnsinne glaubte der beklagenswerthe verblendete Jüngling den Stahl in die Brust des Feindes zu stoßen und stieß ihn in die Brust

dessen, was er liebte; nun drückte eine heillose That erst dem, was bisher Verläumdung hieß, das Gepräge der Glaubwürdigkeit auf. — Das Gespenst der demagogischen Umtriebe zog schreckend in alle Fürstenburgen ein und neu creirte politische Gerichtshöfe überwachten Wort und That der Hohen und Niedern.

Die berühmten carlsbader Beschlüsse beschränkten alsbald den vieldeutigen 13. Artikel der Bundesacte, wonach jedem deutschen Bundesstaate eine landständische Verfassung verheißen wurde: nur im Sinne des monarchischen Princips durfte derselbe jetzt ausgelegt werden. Bei den Universitäten, von denen in den Stürmen der Zeit einige aufgehoben (Rinteln, Frankfurt a/O., Helmstedt, Altorf, Mainz, Erfurt ꝛc.), andere (Berlin, Bonn ꝛc.) entstanden waren, wachte ein landesherrlicher Bevollmächtigter über die strengste Vollziehung der sehr erweiterten Disciplinarvorschriften, führte Aufsicht über den Geist der Lehrer und beobachtete die Bestrebungen der akademischen Jugend; alle diese höchsten literarischen Anstalten verloren mehr oder weniger ihre alten Vorrechte und Freiheiten; sie wurden Staatsanstalten unter Aufsicht der ängstlichen Regierungen. — Zeitungen, Journale, Bücher durften ohne Bewilligung der Landesbehörde nicht mehr gedruckt werden, und jegliche Schrift stand unter dem strengsten Censurgesetze; selbst auswärtige Druckschriften gelangten nicht mehr über die deutsche Grenze ohne vorgängige Genehmhaltung der Regierungen. Alle Vereine, Volksversammlungen, Volksfeste konnten nur mit Vorwissen und Genehmigung der Behörden gefeiert werden.

Solche ungeheuren Rückschritte und Beschlüsse erregten wohl laute Klagen und bittern Unmuth, — aber sie entsprachen vollkommen ihrem Zwecke. Die Überspannung legte sich, die politische Aufwallung des Volkes kühlte sich ab; Deutschland blieb ruhig; die kalte, gesetzliche Ordnung siegte; obgleich freilich, wie die preußische Staatszeitung selbst gestand, in den Jahren 1815—1830 keineswegs überall geschah, was zur leiblichen und geistigen Entwickelung der deutschen Völker heilsam erschien.

Darum gerieth auch Deutschland 1830 bei der französischen Julirevolution abermals in die frühere Gährung; von einem Ende bis zum andern wurde die Unruhe wieder laut und arges Dräuen

hörbar. Aber auch diese Stürme schwiegen endlich. Das allmächtige Walten der fortschreitenden Zeit und das dem Deutschen geziemende ruhige Berathen und Abwägen haben uns dennoch weiter gebracht, als jeglicher Gewaltschritt vermocht hätte und werden uns ferner weiter bringen: darauf bauen wir fest und sicher. Deutschland schreitet langsam, aber mit rüstiger Sicherheit vorwärts.

Unser Vaterland erscheint wieder als Ein Ganzes; das ist jetzt der Hauptgewinn und unser Stolz; die Deutschen fühlen sich nach 200jähriger Zerreißung als eine große Nation und auf dieser ersten und nothwendigen Basis wird und muß sich ein neues, kräftiges Gesammtleben organisch entwickeln. Deutschland empfängt von seinem Bunde Schutz von Oben, Kraft nach Außen, Gerechtigkeit im Innern. Der deutsche Bund, die Seele unsers Nationalgefühls, der Lichtpunkt der Nationalhoffnungen, das Herz des neuerweckten deutschen Volksgemüths, — und in diesem Bunde Preußen und Österreich als innig verbundene Schirmherrn — werden immer glücklicher die große und schwierige Aufgabe lösen, nicht nur die verschiedenen deutschen Staaten zu einem politischen Ganzen zu vereinigen, sondern auch als erleuchtete Vorbilder voraufzugehen in der vollständigsten Beglückung der Unterthanen, — also, daß dieser deutsche Reichsbund als das Herz von Europa die Würde eines unbesiegbaren Centralstaates und einer jedem äußern Feinde furchtbaren Friedensmacht und die Ehre des glücklichsten Staatenbundes behauptet. Die lebendigste Nationalehre, welche jede Schmach entfernt hält, die Freiheit bewahren hilft und den unbedroheten Frieden nach Außen sichert, glühet jetzt in jeglichem Volke deutscher Zunge. Darüber sprechen die unwiderleglichsten Zeugnisse. Der große deutsche Zollverein hat die politischen Schranken der deutschen Gaue vernichtet und das Interesse Aller zu einem einzigen gemacht; die Provinzen des großen germanischen Bundes einigen und befreunden sich dadurch immer mehr zu inniger Brüderlichkeit und gemeinsamem Streben in geistigen wie in materiellen Dingen. — Die Theilnahme am kölner Dombaue geht überall auch mehr aus nationalen als aus artistischen Motiven hervor, denn dieser Enthusiasmus loderte erst da zur hellsten Flamme auf, als der alte böse Feind Deutschlands vor drei Jahren

wieder gegen uns loszubrechen drohete. Was muß nicht unser Volk leisten können, das auf negativem Wege zu solchen kräftigen Erhebungen des Patriotismus und der Nationalität hingerissen wird, wenn es erst durch vollständige Freiheit in seinen staatlichen Einrichtungen, wenn es durch innere und äußere politische Beziehungen, wie sie das Jahrhundert verlangt, ein einig Volk von Brüdern sein wird. Was die Frömmigkeit des Mittelalters begann, das beendet die Frömmigkeit der neuesten Zeit. Aber statt jener geistlichen Stimmung, welche die Steine selbst durchgeistigte und die aus Felsen brabanter Spitzen meißelte, arbeiten jetzt nachhaltigere, festere Motive an dem alten Baue. Es ist zwar immer noch der alte christliche Sinn, der diesem Motive zum Grunde liegt; aber neben ihm gewahren wir die schönste deutsche Blüthe des Christenthums in voller Thätigkeit, die deutsche Humanität, die nach so vielen Kämpfen und auf dem letzten kirchlichen Schlachtfelde selbst, Katholiken und Protestanten zu einem Werke eint, das man jedenfalls als ein Zeugniß gelten lassen muß, wie wenig ein Rückfall in die alten Zeiten zu fürchten ist, — — und was die Hauptsache ist, — neben diesem religiösen Humanismus tritt das freudigste, hellste Nationalbewußtsein im kölner Dombaue hervor, das eine um so bedeutendere Bürgschaft erhält, da Preußens hochgebildeter, voll deutscher Begeisterung durchglüheter Monarch das Vereinsbanner als Protektor dieses Bundes trägt. Von um so größerer Bedeutung sind deswegen auch die Worte des königlichen Sprechers bei der Grundsteinlegung in Gegenwart fast sämmtlicher deutschen Fürsten oder ihrer Abgesandten: „Es begibt sich Großes unter ihnen," sprach der König. „Dies ist, sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er ist das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse. — Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben; Deutschland bauet sie; so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden! — Alles Arge, Unechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen. Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Confessionen und der Stände, nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses

Gotteshauses, ja, — den Bau des Vaterlandes hemmte! Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor 30 Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte, — — es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft! Ihm mögen die kölner Dompforten Thore des herrlichsten Triumphes werden! Er baue! Er vollende! und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem, durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja, den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland!" —

Nicht minder zeuget von Deutschlands Einigkeit die Gründung des schönsten deutschen Ehrentempels, der Walhalla, welche der Baiern König, Ludwig der Deutsche, jüngst mit den Worten eröffnete: „Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch sind, fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, auf das sie stolz sein können; deutscher soll der Deutsche aus Walhalla treten!" — Es zeuget von Deutschlands innigstem Zusammenhange die aufopfernde Liebe und reichlich gespendete Hülfe, die dem unglücklichen Hamburg von Hoch und Niedrig, von allen Herzen und Orten dargebracht wurde. Es zeuget davon die jüngst in Berlin ins Leben getretene Idee zur Gründung eines deutschen Nationalvereins, zur Aufrechthaltung der Eintracht unter den deutschen Stämmen, zur Verbreitung allgemeiner religiöser Toleranz in Deutschland, zur Erziehung der Jugend zu vaterländischer Liebe und zur Erweckung hoher, heiliger Gesinnung; diese Idee findet überall begeisterten Anklang und die Priester der Minerva, die Söhne des Mars, edle Frauen und Mädchen eilen zum patriotischen Bunde. — Herrlich müssen die Folgen von solchem großartigen Vereine sein und um so unberechenbarer, indem zugleich auch deutsche Sprache und Wissenschaft, Kunst, Handel und Industrie, überhaupt Alles, was Deutschlands geistige und materielle Macht und Größe heben kann, von diesem deutschen Gesammtvereine möglichst gefördert werden soll. Welches von wahrer Vaterlandsliebe durchdrungene deutsche Herz wird für das Gelingen solch patriotischen Vorhabens, das sich die gemeinsamen Interessen der Fürsten und Völker als schönes und einziges Ziel vorgesteckt hat, nicht die heißesten Wünsche hegen.

Die für das schönste Ziel nöthigen Grundlagen, Bedingungen und Gesinnungen sind also unleugbar da; überall umwehet

uns der Frühlingsathem der neuerwachten Vaterlandsliebe, überall fühlen wir den Flügelschlag des Geistes deutscher Herrlichkeit. Deutschland geht, wie Robert Peel in einer seiner letzten Parlamentsreden bemerkte, durch die stets wachsende Einheit einer Macht und Größe entgegen, welche die andern Nationen in Erstaunen setzt! Diese inhaltsschwere, auch vom Auslande anerkannte Wahrheit sollte sich jeder Deutsche mit Flammenschrift ins Herz graben. —

Solche Macht und Größe unsers Vaterlandes zu schaffen, solche beginnende Weltherrschaft in Sitten, in Sprache, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Kunstfleiß, in Waffen und äußerer Gewalt zu gründen, — dazu haben sich alle vorhergehenden Zeitalter, am meisten die letzte Zeit angestrengt. Unser sind jetzt die unermeßlichen Schätze, in unsern Händen liegen die frischen Samenkörner einer gesegneten Ernte. Darum muß, um mit Schiller's Worten diese Einleitung zu enden, ein edles Verlangen in uns glühen, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die wir dem vergangenen nicht mehr abtragen können; — ein edles Verlangen, zu dem reichen Vermächtnisse von Wahrheit, Sittlichkeit, Schönheit, Freiheit, Einheit, das wir von der Vor- und Mitwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft uns erwartet, etwas dazu steuern können wir Alle, sei es auch nur, um Sandkorn zu Sandkorn zum Baue der Ewigkeit zu tragen. — Jedem Verdienste ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte!

A. Die Hamburger.

Nach dem Vorgange der sogenannten schlesischen Schulen verfiel, wie wir in der vorigen Periode gesehen haben, die deutsche Poesie schnell in die selbstgefällige, steife, herz- und geistlose Sklaverei der Nachahmung von Völkern, deren Gefühle nach einem, von dem unsrigen ganz verschiedenen Grundtone gestimmt sind. Der kräftige, grüne Baum der schönen Luthersprache wurde von den Schmarotzerpflanzen ausländischer Redensarten überwuchert und sein Lebenssaft zog sich aus einem Zweige nach dem andern zurück; ja wir waren nahe daran, unsere literärische Sprache gänzlich zu zersetzen, da zahllose Afterpoeten mit ihrer Empfindelei, ihrem gemeinen Schwulste und inhaltsleeren Wortschwalle dem deutschen Sinne und Geiste völlig Hohn sprachen. Daher vergleicht man wohl die Zeit zwischen den Schlesiern und Klopstock einer unerquicklichen Wüste, einem großen literarischen Hiatus, wie ihn keine Nation in solcher Zeitdauer und schneidenden Schärfe aufzuweisen hat, weil bei allen übrigen Völkern seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften im 15. Jahrhundert die Entwickelung der Sprache und Literatur gleichmäßig in einem Zuge fortgegangen ist.

Daraus entsprangen für uns doppelte, höchst schmerzliche Übelstände. Einmal nämlich stehen unsere Sprachmonumente diesseits und jenseits der mit unnatürlicher Ausländerei und fremdländischen Ansichten ausgefüllten Kluft fremdartig, als beinahe nicht zu einem Volke gehörig gegeneinander über, so daß selbst auch der gesunde, frische, bessere, nationale Lebenskern in der

veralteten zusammengeflickten Schale für uns fast ungenießbar und deswegen beinahe so gut als nicht vorhanden ist. Ferner, — und das ist die eigentliche Nachtseite, — warf man uns mit Recht vor, daß unser literärischer Nationalstolz und dadurch auch unser Patriotismus weit hinter andern Völkern stehe. Aber woher sollte uns denn auch solche Liebe gekommen sein?

Jetzt wissen wir es zwar Alle, daß das unzerstörbarste Band der vielen politisch getrennten germanischen Völker, der sicherste Schutz deutscher Nationalität, und ihr edelster Stolz, daß die wirkliche Lebenskraft unsers Volkes vor Allem in unserer Sprache zu finden sei; — jetzt haben wir es Alle begriffen, daß wir nicht in unserer Geschichte, vielmehr in unserer reichen, kräftigen Ursprache den hellen Spiegel des deutschen Geistes und Charakters, den uns Allen angehörigen höchsten Nationalschatz zu suchen haben; — jetzt ist es wenigstens allen gebildeten Deutschen zum klarsten Bewußtsein gekommen, daß nur unsere gemeinsame, unverfälschte Sprache mit den unauflöslichen Fesseln brüderlicher Liebe die vielen Völker unsers reichen Stammes an einander schließen und in ihnen den Entschluß hervorrufen kann, fest, wie Kinder einer Mutter zusammenzuhalten, wenn es Schutz oder Kampf gilt gegen den, der fremden Blutes ist. Aber wie neu noch ist diese Überzeugung, wie jung dieser nationale, auf unsere Sprache sich gründende Adelstolz!

Beschämt müssen wir gestehen, daß wir uns selbst nur als Neulinge auf dem Parnaß erscheinen, daß uns die fortlaufende Summe der literärischen Erinnerungen aus alter Zeit, daß uns die ununterbrochen fortgrünenden schriftstellerischen Lorbeeren der Väter, daß uns das Alter der Ebenbürtigkeit und die Zahl der Ahnen und gerade deswegen die lange und allmächtige Gewohnheit fehlt, uns als ein großes Volk anzusehen und zu lieben. Unser früherer poetischer Adel vor Luther ist unserm Volke unbekannt, und die nach Luther auftretenden Schriftsteller zählen meistens gar nicht, weil die durch den großen Reformator geadelte Sprache durch die Mesalliance mit der französischen und durch die Buhlschaft mit fremdländischem Geiste mehrere Generationen lang fast nur literarische Bastarde zeugte. Unser Patriotismus mußte dadurch verbannt werden, daß wir an unserm literärischen Stammbaume Geistesproducte erblickten, die kaum zur Hälfte un-

sers Blutes sind. Wie hätte solche Erniedrigung, solche babylonische Gefangenschaft der vaterländischen Literatur uns kräftigen und begeistern können. Wenn wir in der Galerie unserer literärischen Ahnen rückwärts blicken, so stoßen wir schon nach wenigen Schritten auf Bilder, die aus ihren grotesken, verschnörkelten Rahmen so widerlich, fratzenhaft, kalt und leblos uns angrinzen, daß wir erschrecken und voll Scham über solche Verwandtschaft lieber umkehren und uns von unserm eigenen Volke abwenden! — — —

Der tiefe literärische Friede, worin die schlesischen Dichter und ihre Nachfolger sangen, war die Hauptquelle, aus welcher das Verderben unserer Poesie strömte; Jeglicher dichtete ungestört nach eigener Manier und von den zahllosen Kunstgenossen fiel es keinem ein, den nachbarlichen Musenjünger zu beurtheilen. Die Fluth von Poetiken führte doch keine allgemeine gültige Regel herbei; alle die Hunderte von poetisirenden Praktikern folgten ihren willkürlichen Theorien; nirgends ließ sich eine bessernde Kritik und Zurechtweisung vernehmen, nirgends munterte eine heilsame Reibung auf, nirgends reizte eine nothwendige Überwachung und Polemik. Vielmehr waltete überall die friedlichste literärische Behaglichkeit; deswegen war ästhetische Erschlaffung und geistiger Tod unausbleiblich, und die Stunde der Auferstehung konnte da erst schlagen, als das friedliche Verhältniß der Dichter untereinander gestört war und die Kritik den literärischen Krieg hervorrief. Aus zwei Republiken aus Hamburg und der Schweiz loderte zuerst die Flamme auf; die demagogisch-poetischen Umtriebe von dorther verwirrten die alten friedlichen Verhältnisse, gaben die nächste Veranlassung zu der ästhetischen Polemik und führten die neue Zeit herbei.

In Hamburg waltete seit längster Zeit ein vielbewegtes Leben; hier hatte gerade jetzt die Musik ihre begeistertsten Anhänger, die Oper ihren höchsten Glanz, das Schauspiel festesten Sitz, der Roman seine einträglichste Fabrik und nebenbei die politische Satire, wenn auch nur einen heimlichen, doch wohl verwahrten Sitz. Alle poetischen Schulen der vorigen Periode fanden hier ihre Emissäre, besonders aber die Lohensteiner, welche in Hamburg ihr ergiebigstes Arsenal und ihre zweite Heimath begrüßten. Hier stolzirte denn auch der Repräsentant aller poetischen Nichtsnutzig-

keiten, der vielschreibende, nicht ohne Talent, aber ohne allen Geschmack, blos für den Augenblick ~~nur~~ das liebe Brot versificirende Ehren-Menantes (Chr. Friedr. Hunold) und sein ebenbürtiger Freund Chr. Heinr. Postel, der sich durch viele schlechte Operntexte einen nicht unbedeutenden Ruf erworben, sich für die dortige Bühne unentbehrlich gemacht hatte und der, versunken in seiner Lohensteinschen Manier, sich wegen seines Wittekind für einen großen, mustergültigen Epiker hielt. Mit diesen beiden hamburger Koryphäen gerieth der Epigrammatiker

1) Christian Wernicke (Wernack 1660—1710) in eine bittere Fehde wegen poetischer Principien. (Eine Auswahl aus W.'s Überschriften und Epigrammen besorgte Rammler 1780.) Wernicke wollte zunächst nur die deutsche Sprache gegen einen Vorwurf des berühmten Morhof vertheidigen, der da gemeint hatte, daß, wenn wir auch unsere Virgile, Terenze ꝛc. hätten, wir doch nie einen Martial haben würden; um solche unerwiesene und kecke Behauptung zurückzuweisen, übersetzte Wernicke einige der kürzesten und schwersten Sinngedichte, unter andern auch den berühmten Spruch des Italieners Jacob Sannazar (1530), welcher für jede Zeile seines Sinngedichts vom stolzen Venedig 100 Ducaten Lohn empfing*). Er besaß entschiedenes Talent zu den

---

*) *De mirabili urbe Venetiis.*

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, et toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis, Jupiter, arces
Objice, et illa tui moenia Martis, ait.
Si Tibrim Oceano praefers, urbem adspice utramque:
Illam homines dicis, hanc posuisse deos! —

Neptun sah in der Fluth der adriatischen See
Die Stadt Venedig stehn und ihr Gesetze geben;
Jetzt, sprach er, Jupiter, magst du Tarpejens Höh
Und deines Mavors Mauer, so hoch du willst erheben:
Schau beide Städt'; ziehst du der See die Tiber für? —
Die Menschen legten dort den Grund, die Götter hier. (Wernicke.)

Als jüngst Neptun im Schoos der grauen Adria
Venedig stehn und Land und See beherrschen sah,

witzig-satirischen Epigrammen, die eine hervorstechende Unvollkommenheit versinnlichen wollen und deren Aufschluß ein tief eindringender Stachel ist. Dabei war Wernicke, durch die Lectüre der Alten und auf mancherlei Reisen gebildet, ein gelehrter, an Erfindung reicher, in Wendungen glücklicher Dichter und wenn auch in der Geschmeidigkeit und leichten Handhabung des Reims geringer als sein Vorgänger Logau, doch bedeutender als dieser Epigrammatiker an Scharfsinn und Beobachtungsgabe. Ganz ungewöhnlich richtete er seine Angriffe und Kritiken zuerst gegen sich selbst; ging dann mit einer bisher unbekannten Dreistigkeit auf die Pegnitzer los, parodirte Zesen, dann Hofmannswaldau, lachte über das Schellengeklingel der Lohensteiner und griff, immer sicherer und kühner, endlich persönlich Postel und Hunold an. Der Erste suchte sich zu vertheidigen, indem er den vergötterten Lohenstein mit einem todten Löwen verglich, auf welchem der Hase Wernicke seine Männchen mache; — der Zweite durch ein elendes Schauspiel, in welchem Wernicke als Pritschenmeister und Possenreißer erschien. Wernicke ließ dagegen sein satirisches Heldengedicht: Hans Sachs erscheinen, worin nament-

---

Sprach er: „Zeus, rühme mir nicht mehr Tarpejens Höhe
Und deines Mavors Stadt! Gefällt die Tiber dir
Mehr als das Meer, so sieh' die Städt' an und gestehe:
Die Menschen haben dort gebaut, die Götter hier!
(Opitz und Rammler.)

Jüngst sah Neptun hervor aus Hadrias Gewässern
Venedig schimmern, sah wie sie dem Meer gebot.
So trotze mir denn nur, rief er, du Donnergott
Mit deines Mavorsburg und ihren Felsenschlössern; —
Und zögest du dem Meer die Tiber vor, so schau:
Rom ist nur Menschenwerk, Venedig Götterbau! (Spalding.)

Einst in Adrias Wogen gewahrte der schütternde Neptun
Mächtig Venedig erstehn, ringsum Gesetze verleih'n,
Und zum Zeus begann er: so thürme dir immer Tarpeja,
Jene felsige Burg, als auch des Mavors Gemäuer.
Nimmer gibst du der Tiber den Preis vor dieser im Meere,
Ist doch von Sterblichen — Rom, — diese — von Göttern erbaut! —

lich Postel als die Summa aller Dummheit und Widerlichkeit verlacht wurde. Die Kritik traf beide Männer mit unbarmherziger Strenge und mit dieser einen und ersten literärischen Hinrichtung brach unaufhaltsam der Kampf gegen alle Genossen los. Zwar war es ein gemeiner, pöbelhafter, unmoralischer Streit, worin Postel nicht blos kritisch vernichtet, sondern auch hämischerweise politisch verdächtigt wurde; — aber die heilsamen Folgen traten alsbald unabsehbar vor Augen. Die stimmfähigen Geister fingen auf einmal Feuer; um W. gruppirte sich eine große Menge gleichgesinnter Köpfe: man fing an zu prüfen; die bisher unangetastete Unfehlbarkeit Lohenstein's wankte; die unverständige und blinde Nachahmung des Auslandes wurde verdächtig und je klarer und lauter Wernicke auf die geistige Kraft der Deutschen aufmerksam gemacht, auf ästhetische Prüfung und kritische Sichtung der dichterischen Erzeugnisse gedrungen hatte, um so mehr gebührt ihm der Ruhm, in dieser Periode zuerst genannt zu werden.

Nicht kleineres Verdienst um Herbeiführung des bessern Geschmacks erwarb sich

2) Fr. Rud. Lud. von Canitz (1654—1698), zwar von Geburt ein Berliner, aber seit seinem Jünglingsalter für Hamburg, diesen Lichtpunkt deutscher Bildung interessirt, als brandenburgischer Gesandter in Hamburg eine Zeitlang angesiedelt, auch anderwärts stets mit den Angelegenheiten dieser freien Stadt beschäftigt und mit deren freien Tendenzen vertraut. In den Gedichten dieses Diplomaten vermißt man freilich die glänzende Phantasie, die anhaltende Wärme des Herzens, die frische, immer neu hervortretende Zeugungskraft, also die nothwendigsten Erfordernisse eines Dichters (die Klage an seine Doris ist noch am gelungensten), dagegen war ein unbestochenes richtiges Urtheil, die Wahrheit einer wohlthuenden Theilnahme, die Natürlichkeit, die männliche Würde, der feine Sprachsinn, das gebildete Kunstgefühl, die Leichtigkeit und Anmuth des biedern Mannes trefflichstes Eigenthum, ersetzten einigermaßen den Mangel an Poesie und machten ihn zu einem guten Satiriker. Schon an dem Hofe des prachtliebenden Friedrich, überhaupt in seinem berliner Kreise, wo das Geistreiche zu Hause war, wurde sein Einfluß dadurch sehr bedeutend, daß er die deutsche Sprache in die fürstliche Conversation einzuführen versuchte; am meisten wirkte er dadurch, daß

sein besserer Genius auch ihn zu einen Verächter der Lohenstein=schen Ungeheuerlichkeiten machte. In seinen „Episteln und Satiren", worin er als unser Boileau glänzt, geißelte er die Thorheiten der Dichter, die poetische Schulfüchserei und die gemeinen Romane sehr glücklich; er verlangte statt solcher Platitheiten ein feines, anständiges Wesen, sodaß seine Gedichte, sämmtlich voll würdiger Haltung, auch eine passende Frauenlectüre wurden; — für damalige Zeit unendlich viel! (Unter den 13 Ausgaben die beste von König 1727; sein Leben in Varnhagen von Ense's biographischen Denkmälern.)

3) Beiden genannten Dichtern huldigte der hamburger Senator Barthold Heinr. Brockes (1680 – 1747), ein frommer, tiefgemüthlicher Sänger der Natur, längst zwar vergessen, aber in jener Zeit große Epoche machend, für die nachfolgende Literatur von bleibender Einwirkung und auf die neue Ordnung der Dinge kräftig überleitend. Jeder Spaziergang wurde für sein kindlich warmes Herz eine Andachtsstunde, jedes Blümchen eine mahnende Betglocke, jeder Baum ein Priester Gottes, jegliches Blatt eine Lippe den Schöpfer zu preisen. Wie ein Liebhaber an der Geliebten hing er an Blumen, Früchten, an den Thautropfen, an den Gartenbeeten. Wenn auch die fromme breite Geschwätzigkeit oft nicht die rechte Zeit wußte zu enden, oder auch übersah, wo das Erhabene aufhörte und das Lächerliche anfing, — so fand doch solcher Naturenthusiasmus bei gleichgestimmten Seelen rauschenden Anklang; welcher Unterschied auch in seinen Liedern (der Garten, die redende Blume, der gestirnte Himmel, die himmlische Schrift ꝛc.) gegen die plumpe, kalte Vielwisserei, oder gegen die steife Verskünstelei, gegen den unnatürlichen Schwulst und die herzlosen rhythmischen Klappereien der andern Poeten hervortrat. Brockes lehrte die Sinne gebrauchen, mit offenem Herzen in den Tempel der Natur treten, lehrte in vollem Sinne des Worts fühlen, riechen, schmecken, sehen und hören, wie freundlich der Herr sei, und seine „physikalisch=moralischen Gedichte", sein „irdisches Vergnügen in Gott", eigentlich eine poetische Botanik, wurde sein größtes Verdienst; man lernte von ihm die sinnliche Glut eines reinen Herzens, die sinnliche Empfänglichkeit, ohne welche nie eine Poesie in Deutschland gedeihen konnte. Daß er dadurch auch die weiche, süßliche Ge=

müthsstimmung in Deutschland vorbereitete, diese schlaffe Sentimentalität, welche bald nachher zu herrschen drohete, das wollen wir ihm nicht zur Last legen. Rühmen aber müssen wir, daß er der Erste war, der aus den engen Räumen des Hauses hinaus wanderte in den großen schönen Gottesgarten und seine Naturandacht in guten Versen aussprach; — daß dieser musikalische Dichter mit seinem fein gebildeten und für den Wohlklang empfänglichen Ohre seine Gedichte für den Gesang einrichtete, deswegen alle metrischen Freiheiten gelten ließ und den Alexandriner abschaffte; — rühmen wollen wir an ihm, daß er zuerst eine natürliche Offenbarung predigte und zum Theil den unaufhaltsamen Anstoß zu den nachherigen heilsamen Befehdungen der starren, unpoetischen positiven Kirchenlehre gab, — und daß er durch seine frommen, Naturlieder die unbehaglichen kalten, dogmatisch-polemischen Kirchengesänge in den Hintergrund schob.

(Seine Gedichte finden sich in Weichmann's Poesie der Niedersachsen.)

4) Der hamburger Factorei-Secretair Friedr. v. Hagedorn, Brockes' Freund (1708—1754), ein edler, geistreicher Mann, ein froher, heiterer Gesellschafter, — obgleich arm, wie nur ein Dichter sein kann, — hielt in dieser stürmisch werdenden Zeit immer die rechte Mitte; Horaz war sein Freund, sein Lehrer, sein Begleiter; zugleich liebte er die französische und englische Lectüre, daher schrieb er auch fein, leicht und klar wie ein Franzose, kräftig und gedankenvoll wie ein Engländer. Mit den Kindesfüßen stand Hagedorn noch ganz auf Lohensteinschen Boden, aber sein Mannesalter erlebte auch noch den Messias; unberührt von der Schwäche und der Stärke dieses Zeitraums bildete er den Übergang; in allen Streitigkeiten voll Mäßigung, Selbständigkeit und Sicherheit im Urtheil, auf welcher Seite das Recht wäre. Er machte die bisherige steife und ernste deutsche Muse gesellig und lehrte sie, Scherz und Grazie zu vereinigen; er liebte den attischen Scherz, den sokratischen Becher im Arme seines Freundes Brockes, — verschmähete aber jeglichen bacchantischen Taumel und die gemeine Lust. Wir lernten von ihm den Becher in der Hand einen Rundgesang anstimmen, ein Liedchen trillern, den Kuß der Phillis mit Gefühl besingen, und aus Dankbarkeit hieß er der Vater der großen Schaar von Sängern des Weins,

der Ahn der sokratisch-anakreontischen Dichter, der Patriarch aller Dichter der Gesellschaftslieder. Da auch die berühmten Graun, Bach, Quanz sich beeiferten, die Hagedorn'schen Lieder zu componiren, so war sein großer Einfluß auf die Bildung des Volkes um so gewisser. Sein Hauptverdienst liegt in seinen leichten, anmuthigen, natürlichen Liedern, in seinen treffenden und wahren Fabeln. Durch seine poetischen Erzählungen (Johann der muntere Seifensieder) wurde in unserer Literatur wieder eine Art von Gedichten hergestellt, die seit Hans Sachs' Zeiten uns beinahe fremd geworden war. Hagedorn's Versbau klingt wohllautender, als bei irgend einem der Vorgänger, — und da der fleißige Mann ununterbrochen an seinen Arbeiten feilte, so sind die verschiedenen Ausgaben sehr lehrreich für kritische Übungen. (Sorgfältigste Ausgabe nebst Lebensbeschreibung von J. J. Eschenburg 1800.)

5) Eine andere, ganz neue Erscheinung in der damaligen poetischen Welt war Joh. Chr. Günther (1695—1723) ein vagabondirendes, mit den Hamburgern harmonirendes schlesisches Dichtergenie, in dessen Person die Poesie zwar alle Würde, welche sie seit Opitz' Zeiten behauptet hatte, zu verlieren schien, aber auch wieder viel gewann, da sich in Günther's Lyrik der wahrhaftige Mensch unverschleiert wie er sich freuet, wie er hofft, leidet, verzweifelt und untergeht, offenbarte. Daran hatte es ja bisher ganz und gar gefehlt. Wie beklagenswerth, daß mitten in den prächtigsten Reden Günther's, Faun und Satyr widerlich meckert; wie Schade, daß dieses überströmende Herz, dieses volle, warme Gemüth kein edles und glückliches war. Mit ausgezeichneten Talenten geziert, stürzte sich der leidenschaftliche junge Mann in das wildeste Studentenleben, was damals im höchsten und gemeinsten Flore war; er verwahrloste seinen Leib, befleckte seine Seele, zerstörte seine Zukunft, und mit Wehmuth sehen wir die vergeudete Kraft, die bewahrt und richtig geleitet den genialen Wüstling zu den ersten Dichtern gehoben hätte. Von einem harten Vater verstoßen, trotz der ergreifendsten poetischen Epistel, ging der verunglückte Günstling der Natur im aufblühenden Mannesalter unter. Günther's Gedichte, unter denen einzelne treffliche Oden (auf den Frieden zu Passarowitz, Prinz Eugen's Vergötterung) und Studentenlieder sich auszeichnen, sind sein Lebenslauf. (Voll-

ständige Ausgabe 1735 und 1764.) Endlich kann auch der Mecklenburger

6) Chr. L. Liscov († 1760), der zuerst mit seinen Geistesproducten in dem Hamburger Correspondenten auftrat und mit Hagedorn befreundet war, in den hamburger Kreis gestellt werden, obgleich er später zu seinem Unglücke nach Sachsen ging, dort lebte und starb; — weil er so keck über schlechte Scribenten spottete, die auftauchenden religiösen Dunkelmänner geißelte, die gemeine Hofluft angriff und hochgestellte Schufte persönlich neckte, so war der damals allmächtige Graf Brühl in Dresden niederträchtig genug, den freimüthigen Dichter aufgreifen und Zeitlebens wie einen gemeinen Verbrecher einkerkern zu lassen. Liscov war in seinem Witze, in seiner kaustischen Ironie, in seinem leichten kräftigen Style von Keinem seiner Zeit übertroffen; aus der gemeinen Rotte der Narren griff er immer den größten schonungslos heraus und nannte ihn dreist beim Namen; — natürlich zog er sich durch die ätzende Lauge, mit welcher er namhafte Männer übergoß, viele Feinde und den unversöhnlichen Haß tief beleidigter Notabilitäten zu. (Schriften, herausgegeben von C. Müchler, 1806, unter dem Titel: Satiren der Deutschen.)

B. Die Leipziger und Schweizer. — Die bremer Beiträge.

Das Studium der Alten, die Achtung und Auswahl der Classiker Englands und Frankreichs, der erneuerte Umgang mit der Natur, hier und dort Freundschaftsbündnisse unter gleichgestimmten Herzen, große Reiselust und dadurch erweiterte Weltansicht, ganz vorzüglich überall auftauchende kritische Bestrebungen waren die neu eröffneten Quellen, woraus eine reifere Bildung und ein schönerer Sinn, eine lebensfrohe Begeisterung, eine jugendliche Erkräftigung aufzublühen sich angeschickt hatte. Diese vorwärtsstrebende Richtung des vaterländischen Geistes und diese Empfänglichkeit für Veredlung des deutschen Kunstgeschmacks war in vollem Wachsen, als Gottsched der vielgeltende Stifter einer weit verbreiteten Schule wurde und Deutschland wieder von der betretenen Bahn zurückzubringen drohete.

1) Joh. Christoph Gottsched (1700—1766) kam als junger, gelehrter, körperlich imponirender Jüngling, aus Königsberg flüchtig vor der preußischen Militairdespotie, nach Leipzig und wurde Hauslehrer bei den Kindern des literärisch einflußreichen J. B. Menke. Bald fing der talentvolle, beredte junge Mann an öffentlich zu lesen; er sammelte einen Kreis von Jünglingen um sich, mit denen er in ganz cordialen Umgangsverhältnissen lebte; er gab seinen Schülern oratorische Aufgaben, that sehr wichtig mit den Leistungen seiner Musenjünger, rühmte in Rede und Schrift dieselben und gab sogar einen Band mit Proben die-

ser stylistischen Übungen öffentlich heraus. Seine Schüler erhielten dadurch eine rühmliche, wenn auch unverdiente Bekanntschaft, bezahlten aber dafür den ehrgeizigen Lehrer mit gleichen Lobeserhebungen und lang dauernder Anhänglichkeit.

Alsbald wurde der unruhig strebsame Gottsched ein Mitglied, nicht lange nachher der Reformator und alleiniger Vorstand der bis jetzt noch blühenden deutschen Gesellschaft in Leipzig. Alle gelehrten Corporationen, die nur einen Privatcharakter tragen und den ungeprüften Ansichten eines Einzelnen ungehindert Thor und Thür öffnen, würden in unsern Tagen als gefährlich für Kunst und Wissenschaft sofort den größten Widerspruch finden; damals aber waren dergleichen Bündnisse noch ganz im Geiste der literärisch-friedlichen Zeit und sehr häufig, wie die poetischen und sprachlichen Gesellschaften der vorigen Periode beweisen. In dieser deutschen Gesellschaft wirkte nun Gottsched ungehindert und gründete auf den Schultern der geistig unmündigen, aber gutwilligen Musensöhne seinen literarischen Thron. Trotz der Einseitigkeit dieser Usurpation und trotz der unumschränkten Dictatur Gottsched's, war dieser literärische Bund nicht ohne heilsame Wirkung, denn er weckte immer mehr die kritische Lust an der deutschen Sprache, förderte die Bestrebungen, rein und zierlich zu schreiben, unterstützte die nationalen Bemühungen und Forschungen nach alten deutschen Dichterwerken und belebte überhaupt den Eifer, die Sprache historisch zu begründen. Dazu kam, daß Leipzig für die damalige Bildung ein strahlender Lichtpunkt war, und daß eine Nachbildung ähnlicher Corporationen durch die überall auswandernden Gottschedianer nicht ausbleiben konnte; in eben dem Maße aber, als Leipzig als Muster galt, wurde auch Gottsched's Wort in Sachen des Geschmacks das alleinige Regulativ und das nie irrende Orakel.

Gottsched's Einfluß stieg noch mehr dadurch, daß sein vielbeweglicher, arbeitslustiger Geist sich in alle Sachen des Volks und der Schule mischte; nicht zufrieden, als gelehrter Akademiker zu wirken, machte er von seinen Büchern (kritische Dichtkunst, Redekunst, Sprachkunst, Weltweisheit ꝛc.) Auszüge für Gymnasien, populäre Umarbeitungen, sandte sie den Magistraten und Schulvorständen, verbreitete sie mit merkantilischer Geschäftigkeit in den Schulen des In- und Auslandes, und sobald irgend eines

dieser Bücher hier oder dort eingeführt war, so bekam das Publicum davon gehörige breite Nachricht, des Einführers selbst aber wurde mit rühmlichster Anerkennung erwähnt. So gehörten diesem Professor also auch in kurzer Zeit die Schulen, und die gelehrten pedantischen Schulrectoren schwuren um so vertrauensvoller seiner Fahne, je lauter Gottsched das Studium des classischen Alterthums empfahl.

Mit gleicher Geschicklichkeit eroberte dieser strategische Ästhetiker auch die gesammte wissenschaftliche Welt der Philosophie durch die Herausgabe seiner kritischen Zeitschriften (die vernünftige Tadlerin, der Biedermann, kritische Beiträge, neuer Büchersaal, die anmuthige Gelehrsamkeit), und es muß eingeräumt werden, daß diese kritischen Journale ohne allen Vergleich von höherem Werthe waren, als jegliches der zahllosen Blätter aus früherer oder gleicher Zeit. In diesen Literatur-Zeitungen legte er die geläuterten Hauptansichten der Wolfianer zu Grunde und hatte dadurch den großen Vortheil, die bedeutende Schule Wolf's auf seiner Seite und als Mitarbeiterin zu haben. — Die rechtgläubigen und strengen Theologen wußte er zu gewinnen, weil er immer in Schlachtlinie aufmarschirte gegen die englische Freigeisterei, — und auch mit den Denkgläubigen verdarb er es nicht, weil er der Vernunft ihr Recht zusprach.

Ja dieser feine diplomatische Kritiker, der nach dem Titel eines Aristarchen und Reformators in der poetischen Gesammtliteratur jagte, nahm auch die Bühne in Beschlag; feindselig gestimmt gegen den herrschenden Theatergeschmack, gegen die dramatischen Staatsactionen, Harlekinaden und Operntumulte, machte er mit der klugen Schauspieldirectrice Friedr. Carol. Neuber Bekanntschaft, und brachte es auch wirklich dahin, daß nur Stücke ganz nach französischem Geist und Geschmack, auch sogar sein sterbender Cato aufgeführt, und daß der arme, unschuldige dramatische Volksnarr, der Hanswurst, dieser echteste Charakter deutscher Laune, in unsern Volksspielen öffentlich mit komischem Pompe zu Grabe getragen wurde.

Die Schlesier liebten Gottsched, weil er Opitz, Schlesiens Liebling, ehrte; die Sachsen vergötterten ihn, weil er behauptete, daß nur bei ihnen das reine Deutsch zu finden sei; die Preußen horchten auf ihn, weil er ihr berühmter Landsmann war.

So eroberte Gottsched endlich auch den sächsischen Hof und den gesammten Adel; mit einem fuchselichen Wesen ward jeder Adelige von ihm honorirt und, wenn er gar Verse machte, bis in den Himmel gehoben und öffentlich als Dichter gekrönt; daher sammelte sich eine zahllose Masse von elenden adeligen Reimschneidern und lobhungrigen Bettelpoeten um ihn, — ein ungeheurer Phalanx, der für den Meister kämpfte.

Dazu kam endlich die treueste, klügste Bundesgenossin, seine geistreiche, fein gebildete Gattin, die ihren Gemahl in Allem weit übertraf, ihm alle Frauenherzen eroberte, sich selbst in der literarischen Welt durch ihre „Briefe" einen bleibenden Ruf gründete, — die als Muster hoher Weiblichkeit und Häuslichkeit glänzte und jeglichem Gaste, hier durch geistige Unterhaltung, dort durch Küche und Keller, — das Leben in dem Gottsched'schen Hause höchst angenehm zu machen wußte.

Es ist unleugbar, daß unter solchen Umständen die Einflüsse Gottsched's in das Ungeheure gingen, daß er ein bedeutender, wenn nicht geradezu der bedeutendste Mann war, der sich große Verdienste erwerben konnte — und auch wirklich erworben hat. Als Wortkritiker und Grammatist verdient er unsern wärmsten Dank; er weckte die abgestorbene Liebe zur Muttersprache, er verschaffte der deutschen Literatur viele und überall Freunde, er reinigte die Sprache, arbeitete unablässig und mit Erfolg dem Lohenstein'schen Schwulste entgegen; er brachte Ordnung, Regelmäßigkeit, grammatische Sicherheit in die Sprache und Einheit in den schriftlichen Ausdruck. Das größte Verdienst erwarb er sich als Sammler deutscher Antiquitäten und der schätzbarsten Materialien zur Geschichte der deutschen Poesie, namentlich für das dramatische Fach. (Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst.)

Dennoch steht Gottsched wiederum als warnendes Beispiel da, zu welcher Schmach selbst ein Schriftsteller von hohen Verdiensten herabsinken kann durch bodenlose Eitelkeit, durch lächerlichen Pedantismus und französische Nachäfferei, sodaß der anfangs gepriesenste Mann seiner Zeit nachher nur genannt wurde als der von Hochmuth aufgeblasene Lehrer des Ungeschmacks und der Afterweisheit, der für alle ästhetischen Sünden seiner Zeit als Opferthier büßen mußte. Sein böser Dämon

verleitete ihn nämlich, sich mit seinen französischen Principien nicht nur für den untrüglich kritisch-rhetorischen Apostel, sondern sogar für den alleinigen poetischen Messias der Deutschen zu halten. — Das war sein Unglück und die Veranlassung seines kläglichen Sturzes.

Gottsched war nichts weniger als Dichter; er hielt das schon für vollendete Poesie, was in einer fließenden, reinen Sprache abgefaßt war; ihm genügten verständliche, klar ausgesprochene Gedanken in glatter, französirender, regelmäßiger Versform; seine poetischen, steifen, pedantischen Anforderungen betrafen blos das Äußere, das Körperliche, das Mechanische, das Innere blieb ganz unbeachtet; von Begeisterung, von großen Gedanken, von einem Ergriffensein, von kühnen Situationen, kurz von innerer Poesie und dem singenden Gotte in der Brust wollte er nichts wissen. Wenn diesen kalten, nüchternen Verskünstler nun die Eitelkeit nicht verleitet hätte, sich selbst mit seinen leblosen Versen zu brüsten, seine Ansichten als die einzig wahren auszuposaunen, sogar seine ästhetischen Regeln nur mit Beispielen eigener Arbeit als mustergültig auszuschmücken, — so wären seine Gedichte gewiß schonend behandelt, selbst mit einer gewissen Anerkennung aufgenommen worden! — Aber seine Ruhmredigkeit empörte, seine absprechende Kritik beleidigte und sein vielgeltendes Wort ließ Alles fürchten. Da konnte denn der Angriff gegen ihn nicht scharf genug sein und ungefähr ums Jahr 1740

2) entbrannte am heftigsten jener ominöse literarische Kampf zwischen den Leipzigern und den Schweizern. Die Literatur, um welche sich der Gottsched-Bodmer'sche Krieg dreht, ist zwar längst vergessen, aber in ihm verdienten gerade die ältesten Heroen unserer neuen Literatur ihre ersten Sporen; er wühlte recht eigentlich den Boden für die frische, bereitliegende Saat der deutschen Poesie um; deswegen ist die unerquickliche Fehde berühmt genug, um ihr unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Der erste Sturm gegen Gottsched brach in der Schweiz los; Sachsen und die Schweiz, scheinbar ganz ungleiche Kämpfer, standen gegen einander auf: das helle Sachsen mit seiner im Mittelpunkte Deutschlands blühenden Hochschule, mit Leipzig, diesem Dichterherde, wo alle strebenden Jünglinge zusammenströmten, diesem Sitze der größten Gelehrsamkeit, wo das stimmfüh-

rende Orakel der poetischen Welt thronte, — wurde angegriffen von der dunkeln Schweiz, von diesem Lande, das im Allgemeinen mit aller Literatur, auch mit der deutschen unbekannt war, — das bis dahin noch nichts von den größten deutschen Denkern, weder von Leibnitz noch Wolf etwas gehört hatte, ja das seine eigenen größten Männer, seinen Zimmermann, Sulzer, Haller neidlos eine andere Heimath suchen ließ und seine eigenen Dichter mit höhnendem Aberglauben zurücksetzte. Welche verschiedenen Kreise und Kräfte! Sachsen und die Schweiz, das strahlende Leipzig und Zürich, wo eben die literarische Sonne aufging.

Joh. Jac. Bodmer (1698—1783) und Joh. Jac. Breitinger (1701—1776) in Zürich stellten sich den Anmaßungen Gottsched's zuerst entgegen. Beide Männer waren vertraut mit dem classischen Alterthume, wie mit den Musterschriften neuerer Zeit; beide zugleich geübt in Betrachtung der Wahrheit und in Erforschung der Schönheit an den Werken der redenden Künste; beide stets eifrig fortarbeitend an eigener kritischer Bildung und voll nachahmungswürdigen Eifers für vaterländische Kunstehre und Kunstsinn; beiden kamen die Umstände günstig entgegen; sie verstanden die Mahnungen ihrer Zeit, und die dankbare Zeit trug sie dafür auch sicherer, als ihre eigenen Talente vermocht hätten.

Bodmer lehrte amtlich die helvetische Geschichte, beschäftigte sich aber fast ausschließlich nur mit vaterländischer Literatur und wurde darin auch eine lebendige Chronik; seine Thätigkeit, seine enthusiastische Theilnahme an allem literarisch Schönen und Großen, sein Sinn für wahre Poesie, seine Liebe zur alten Dichtkunst erschien wahrhaft preiswürdig. Er führte bei uns die englische Literatur, Milton und Pope ein, machte uns mit Don Quixotte bekannt, besorgte viele Ausgaben älterer Dichter, gab Proben der alten schwäbischen Poesie heraus, das Nibelungenlied, den Parcival, die Manessische Sammlung der Minnesänger, den Boner, altenglische Balladen ꝛc. Selbst kein Dichter, wagte er sich doch noch als 50jähriger Mann an ein — freilich verunglücktes — Epos (die Noachide), in welchem die epische Anlage und geistige Einheit vermißt, aber manche gelungene Schilderung patriarchalischer Sitten gelobt wird; vergaß aber doch, bei aller sonstigen Eitelkeit, ganz seine eigene Persönlichkeit, wo es nament-

lich auf verschiedene Meinung ankam, sodaß er ganz und gar keinen Anstand nahm, die bittere Kritik eines Fremden gegen seine Noachide in seiner eigenen Zeitschrift zu veröffentlichen. Er ermunterte, ohne Rücksicht auf sich selbst, höchst uneigennützig jüngere Talente, führte auch zuerst Klopstock in die Welt ein, dessen erste Gesänge ihn so ergriffen hatten, daß er den messianischen Sänger nach Zürich einlud und hier mit väterlicher Angst den feurigen Jüngling zu leiten suchte. So öffnete also der rüstige Schweizer dem bessern Geschmacke die weiten Thore und hatte als Greis dafür auch noch die große verdiente Freude, die vollste Blüthe der deutschen Literatur, für welche er sein reiches, langes Leben eingesetzt hatte, aufbrechen zu sehen. —

Eng verbunden war Bodmer mit dem Gottesgelehrten und feinen Kritiker Breitinger, welcher wie ein anspruchsloser und bescheidener Melanchthon mit dem Reichthume seines Wissens dem raschen und muthigen Freunde rathend zur Seite stand. Beide stifteten, ganz im Geiste der Zeit und wie auch Gottsched in Leipzig gethan, eine gelehrte Gesellschaft in Zürich, die sich an bestimmten Tagen versammelte, sich über literärische, moralische, wissenschaftliche Gegenstände unterhielt und ein genaues Protokoll über die Verhandlungen in den Zusammenkünften führte. Die erste Rechenschaft von diesen Bestrebungen legten Bodmer und Breitinger in den „Discursen der Maler" nieder, in welchen sie unter den Namen eines Holbein, Rubens, Raphael ꝛc. sich verbargen. Wie hätte irgend Einer damals ahnen können, daß die in diesen Discursen hin und wieder vorkommenden flüchtigen, kritischen Bemerkungen gegen Lohenstein, die zerstreuten Andeutungen über Vers, Reim ꝛc. die Samenkörner zu aller echten Kritik ausstreuen würden. — Die Schweizer ließen darauf ihre Ansichten über den „Einfluß und den Gebrauch der Einbildungskraft zur Verbesserung des Geschmacks" erscheinen, worin sie viele Stellen deutscher Dichter, besonders der Schlesier, vor den Richterstuhl zogen.

Noch waren die Leipziger und Züricher im besten Einverständnisse; denn Beide sprachen aus vollster Überzeugung ihre Achtung vor dem classischen Alterthume aus, bekämpften Beide den leeren Prunk der letzten schlesischen Schule, drangen übereinstim-

mend in der Poesie auf Klarheit der poetischen Vorstellungen, vertheidigten den freien unbeschränkten Vernunftgebrauch und stützten sich auf die philosophischen Grundsätze Wolf's.

Als aber Breitinger seine „kritische Dichtkunst" und Bodmer seine Abhandlung von dem „Wunderbaren in der Poesie" herausgab, worin Milton gegen Voltaire, überhaupt die englische Literatur über die französische gesetzt und dem britischen Geiste gehuldigt wurde — während die Leipziger die Vorbilder aus Frankreich holten —, als die Schweizer immer tiefer in den Geist der Poesie drangen, die Leipziger aber immer nur auf die äußere Form zurückkamen, jene nur das wahrhaft Schöne, das Innere wollten gelten lassen, diese dagegen die nüchternste Verständlichkeit als Ideal hinstellten; — — da warf der leipziger Aristarch Gottsched mit vornehmem Hohne den Schweizern den Fehdehandschuh hin und diese hoben ihn rasch und kampfmuthig auf (vgl. Fr. G. Schlegel, Entwurf einer Geschichte dieser Streitigkeiten, Königsberg 1764). Der bittere, schonungslose, leider oft genug auch mit unwürdigen Scenen gemeiner Persönlichkeiten angefüllte Streit wurde ein Menschenalter hindurch geführt; alle Geister nahmen daran Theil; Bodmer und Gottsched war das Losungswort der poetischen Welt; die Kritik sollte als Wissenschaft geboren werden und da entstand allerdings die höchst wichtige Frage, ob Leipzig oder Zürich die Geburtsstätte werden sollte.

Auch der große Albr. v. Haller (1708—1777), die außerordentlichste Figur des damaligen literarischen Deutschlands, wurde in den Streit verwickelt und entschied den Sieg der Schweizer. Er, der „die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen, zu seinen Ehrensäulen gemacht" hat, schuf sich durch die Riesenlast seiner Gelehrsamkeit einen Weltruf, der zunächst günstig zur Aufnahme und allgemeinen Schätzung von Dichtern war, deren Geschäft und Stand in gewisser Art noch immer nicht genug gewürdigt ward. Wollten doch die Berner ihrem großen Landsmanne deswegen keine Anstellung geben, weil er ein Dichter wäre. Haller wanderte daher mit tiefem, unvertilgbarem Heimweh nach Göttingen, wurde der Stolz der Universität, Begründer der dortigen medicinischen Anstalten, Stifter der göttinger gelehrten Anzeigen, Schöpfer der Gesellschaft der Wissenschaften ꝛc. — und

erst, nachdem dieser Mann ganz Europa angehörte, riefen die Berner ihren berühmtesten Sohn zurück.

Haller war als Dichter nicht von großer Bedeutung, obgleich er eigentlich aus den Bestandtheilen, welche von den Schweizern, Bodmer und Breitinger, als Hauptmuster verlangt wurden, nämlich alt-classische Bildung, englischer Geist und deutsche Moral — zusammengesetzt war; seine Sprache ist oft hart; das in allen Gedichten stets vorwaltende moralische Interesse schwächt das ästhetische und die strenge apostolische Sittenlehre hemmt den Flug der Phantasie. Aber dennoch war Haller durch seine reichhaltige Erscheinung gerade der Mann, um in den jetzigen Tagen des Streites ein Wort von Gewicht mitzusprechen, und wenn auch die kritischen Reibungen auf ihn selbst nur geringen Einfluß ausübten, so blieb doch seine Theilnahme nicht ohne die nachhaltigste Wirkung auf den siegreichen Ausgang für Zürich.

Statt der ehrbaren geschwätzigen Hofeleganz des feinen Canitz sang Haller seine tiefen Gedanken mit schwerer, fast lästiger Kürze; weit entfernt von der mädchenhaften Tändelei und niederländischer frommer Blumisterei Brockes', — sprach aus Haller der große Naturforscher, und im heiligen Priestergewande öffnete er als Eingeweihter die geheimnißvollen Pforten des erhabenen Tempels; — fern von der geselligen Sangeslust des fröhlichen Hagedorn, ergriff Haller durch seinen feierlichen Ernst, durch die Stärke seiner Betrachtung, — erweckte Mitleiden durch die trübe Stimmung und die schwermüthige Verzagtheit am Ende seiner Jahre; — aber dennoch war dieses trübe, klagende Herz anders wieder als die verzweifelnde Lüderlichkeit des genialen Günther, — es war der religiöse, heilige Sinn, der nach Vollendung strebte und in dieser Welt voll Mängel nimmer zum Ziele gelangte. — Vor Allem war Haller dazu geboren, dem Lehrgedichte das gehörige Ansehen zu verschaffen; die Grundlage aller seiner Gedichte ist didaktisch (z. B. über den Ursprung des Übels; die Alpen, ein beschreibendes Gedicht, — oft großartig, voll Hirtenunschuld, Sittenreinheit und Menschenwürde). Seine politischen Romane haben nicht viel Werth. (Letzte Ausgabe seiner Schweizergedichte von Rud. Wyß. 1828). Sein begeisterter Nachfolger und Nachahmer wurde K. Friedr. Drollinger aus

Durlach, der durch seine Oden (Lob der Gottheit, Unsterblichkeit) sich damals einen Namen machte.

Der Sieg der Schweizer über die Leipziger war vorherzusehen, obgleich jene auch in vielen Stücken schwach waren, irrten und namentlich von der Poesie, die sie eigentlich nur für eine Lehrerin der Moral hielten, auch nicht den würdigsten und vollständigsten Begriff hatten. Daß sie den Werth einer schönen Form, eines reinen, gewandten Ausdrucks zu niedrig anschlugen und den Reim als etwas Unwesentliches sogar zu verbannen suchten, geschah vielleicht nur aus Lust des Widerspruchs und in der unüberlegten Hitze des Gefechts. Alle bessern Köpfe fochten übrigens unter den Fahnen Bodmer's; Gottsched stand allein, hatte keinen einzigen geistreichen Schüler, der ihn vertheidigen konnte, und wurde zu seinem gewissen Verderben von Stolz und Eitelkeit geplagt, nur für sich, aber nicht für die Sache zu streiten. Die Schweizer blieben auch nicht bei der Theorie, bei der kalten Regel und dem todten Gesetze stehen; sie stellten für ihre Behauptungen Muster aus allen Gattungen der Poesie der verschiedensten Völker und Zeiten auf, — zum Schrecken der Gottschedianer, die kein einziges Werk von Bedeutung hervorbrachten, sondern immer nur mit Gottschedischen Versen paradirten.

Die Niederlage der Leipziger war für den Augenblick vollkommen; der Sturm, der in der Schweiz losgebrochen war, verbreitete sich „wie ein Rottenfeuer immer mehr, zog sich stets enger um Gottsched zusammen und bestürmte den alten, matt werdenden Heroen am Ende ganz in der Nähe, sodaß er machtlos jahrelang auf dem goldenen Stuhle starb, welchen er sich mit stolzer, selbstgefälliger Hand gezimmert hatte." Aus allen Eroberungen wurde der siegestrunkene Held herausgetrieben; auf der Universität begann Gellert's größere Wirksamkeit; Gottsched's Schulbücher wurden aus den Gymnasien wieder verbannt; seine Sprachkunst wurde öffentlich und gründlich widerlegt; seine kritischen Zeitschriften blieben ungelesen und gingen ein; sein vielbesuchtes gastliches Haus stand leer; er wurde ein Gegenstand des allgemeinen Spottes, sodaß Rabener, um von den tausend höhnenden Scherzen nur einen anzuführen, ihn zuletzt blos —sched nannte, weil man den Namen Gottes nicht unnütz führen sollte; selbst die boshafte Neuber brachte den alten Mann noch in der

Person des einfältigen Tadlers als unverkennbares Portrait auf die Bühne; auch der Adel verließ ihn, und der feile Minister Brühl versagte ihm sogar das Wort der Gerechtigkeit. —

Als der Kampf geendet und Gottsched's Einfluß vernichtet war, lagen die Früchte des Sieges am Tage, nämlich das laute Verlangen, der schönen Kunst eine streng moralische Unterlage zu geben; — ferner das klarste Bewußtsein, daß die Poesie sich mit den heiligsten, innerlichsten Interessen der menschlichen Seele zu beschäftigen habe; — endlich die Sehnsucht nach einer Nationalliteratur. — Obgleich nun die Schweizer die neue Welt selbst noch nicht schufen, aber doch die lebendigste Anregung dazu gaben, so sollten doch auch sie ihres Sieges sich nicht freuen; durch ihren Kampf war ein neuer deutscher Geist erwacht, der weder von Gottsched noch von Bodmer etwas wissen wollte. Dies führt uns auf die

3) Bremer Beiträge, die eigentliche Aurora unserer neuen Literatur. Sie machen, inmitten der gleichzeitigen und ältern Productionen den Eindruck der belebenden, ahnungsvollen Stunde, die an einem schönen Frühlingsmorgen dem Anbruche des Tages vorangeht: noch liegen die kalten Schatten in den nassen Thälern des Parnassus, aber bereits vergoldet der junge Tag die einzelnen Gipfel; glühende Streiflichter zucken in Osten; die Lerche steigt wirbelnd empor in die blasse Helle; jetzt rauschen die Duftvorhänge auseinander und da steht die Sonne Messias in Phöbus flammendem Gespanne.

Das Hauptverdienst Gottsched's war die Anregung zu literärischer Kunstthätigkeit unter dem aufblühenden Geschlechte. Diese täglich wachsende ästhetische Betriebsamkeit fand einen günstigen Tummelplatz in den Gottsched'schen Zeitschriften. Es fügte noch ein glücklicher Zufall, daß auch in der Zeit, wo die kritische Fehde zwischen den Leipzigern und den Schweizern in voller Glut stand, mehrere junge Gelehrte von Geist und Sinn, für das Schöne belebt, in Leipzig zusammentrafen und, wiewol in ungleichen Verhältnissen zu Gottsched, ihn anfänglich dennoch als Lehrer ehrten, oder als Rathgeber achteten, oder als Tonangeber fürchteten. Zuerst nahmen diese aufblühenden Geister Theil an einer von dem blindesten Schildknappen Gottsched's, Jo. Joa. Schwabe, herausgegebenen Zeitschrift (Belustigungen des Verstandes und Wi-

tzes). Weil aber zu viel Schlechtes in diesem Journale und überhaupt der Geist der Redaction ein höchst anstößiger war, so schieden sie aus diesem Verbande, verließen die von ihrem Lehrer vorgezeichnete Bahn, stifteten eine neue, die sächsische Schule, vereinigten sich zur Herausgabe einer andern Zeitschrift von strengern Grundsätzen (Neue oder Bremer Beiträge, Bremen 1745) und schufen dadurch eine der geschichtlichen Grundlagen unserer veredelten neuern Nationalliteratur.

Es war der empfindlichste Schlag für Gottsched, daß gerade von geborenen Sachsen, von seinen eigenen Schülern, in Leipzig unter seinen Augen der Abfall von der Schwabischen Zeitschrift und dadurch von ihm selbst geschah. Die vorzüglichsten Theilnehmer waren:

der kenntnißreiche und in seinen ästhetischen Grundsätzen feste und selbständige K. Chr. Gärtner (1712—1791), der zwar selbst wenig producirte, aber der erste Gründer und ernste Lenker der neuen Zeitschrift ward.

Joh. El. Schlegel (1718—1749), den der väterliche Wille an die ernste Themis, die eigene Neigung an die friedlichen Musen band; ihm gebührt unter den Begründern des dramatischen Kunststyls wegen seiner wohllautenden Sprache, seines würdevollen Tones, wegen der guten Anlage und Entwickelung der Handlung in seinen Lust- und Trauerspielen (die Trojanerinnen, Orest, Hermann, Canut) eine ehrenwerthe Stelle; er war einer der Ersten, welcher Shakespeare's Größe beachten lehrte; auch seine Briefe in Horazischer Manier haben hohen Werth.

Sein Bruder Joh. Ad. Schlegel (1721—1793), Vater der berühmten Aug. Wilhelm und Friedrich, besonders thätig für den Kirchengesang.

Nic. Diet. Giseke (1724—1765), ein ehrenwerther Mensch und Klopstock's Freund.

Ab. Gotth. Kästner (vgl. Hainbund; 1719—1800), am treuesten und längsten dem Gottsched ergeben, der berühmte nachmalige göttinger Mathematicus und Vielwisser, dessen Sinngedichte und Einfälle durch ihren Witz zu den vorzüglichsten der deutschen Literatur gehören.

Gottl. Wilh. Rabener (1714—1771), der satirisch-witzige Freund in diesem Kreise, ein rechtlich hellsehender Beob-

achter, der durch seine bürgerlich-volksthümlichen Satiren, die für heutige Leser allerdings sättigend sind, damals heilsam wirkte.

Fr. Wilh. Zachariä (1726—1777) zeichnete sich durch seine scherzhaften Heldengedichte aus (der Renommist, Phaeton, Murner in der Hölle, das Schnupftuch).

Joh. Arn. Ebert (1723—1795), der sich einen Namen als englischer Übersetzer, besonders der Nachtgedanken Young's machte.

Joh. Friedr. v. Cronegk (1731—1758), dessen didaktische Gedichte (die Einsamkeit) und Trauerspiele (Kodrus) sehr beliebt wurden.

Joh. Andr. Cramer (1723—1788), der berühmte Kanzelredner und religiöse Sänger, welcher durch seine Ode auf Luther, Melanchthon, Auferstehung, durch seine Umarbeitung der Psalmen und durch seine ascetischen Schriften großes Aufsehen erregte.

Endlich und vorzüglich Chr. Fürchteg. Gellert (1715—1769). Gellert concentrirte als Schriftsteller die Neigung des ganzen Volkes in einem solchen Grade in sich, wie nachher nur Goethe und Schiller erreichten. Seine Fabeln gewannen durch Freundlichkeit, Natürlichkeit, Verständlichkeit, durch treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz; sie haben unendlich genützt zur Volksbildung, wurden in viele neue Sprachen übersetzt und gelten noch als classisch. Nicht mindern Werth haben seine komischen Erzählungen, wozu Gellert das meiste Talent hatte und wobei ihm seine geschwätzige Jungfräulichkeit recht zu statten kam. Durch seine geistlichen Gedichte (z. B.: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte; Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht; Gott ist mein Lied; Nach einer Prüfung kurzer Tage; Auf Gott und nicht auf meinen Rath ꝛc.) gewann er das Herz des Volkes, weil sie die Töne eines frommen, gottseligen Gemüths sind. Seine zwar schwachen Lust- und Schäferspiele brachten aber doch zuerst einen ursprünglich deutschen Stoff auf die Bühne und sind in ihrer zierlichen Weitschweifigkeit und ehrbaren Langweiligkeit ein treuer Spiegel der damaligen Sitten, des gesellschaftlichen Tones und ein merkwürdiger Beitrag zur Culturgeschichte. Seine schwedische Gräfin war der erste gelungene Versuch eines Romans über die innern Verhältnisse des Familienlebens, und seine moralischen Vorlesungen erschienen als ein glänzendes Zeug-

niß seiner öffentlichen Wirksamkeit, um die sinnliche Lust der Jugend zu dämpfen und sie auf das Höhere zu richten. „Möchte doch," ruft dabei ein hochgestellter Akademiker aus, „Solches, was Gellert damals that, auch in unsern Tagen von Männern geschehen, denen Wissen und Denken, in voller Übereinstimmung mit Wollen und Leben — zu so heilbringendem, sittlich rednerischem Handeln Recht und Beruf gibt." (Sämmtliche Schriften, Leipzig 1769—1775; Leben von Cramer, jüngst von Döring 1833). — Alles, was Gellert schrieb, war die Frucht einer sittlich frommen Gesinnung und des rastlosen Strebens nach edler Popularität. Büffon's bekannter Ausspruch, daß der Styl der Mensch sei, hat auf Gellert seine vollste Anwendung. Seine Schriften hatten ihre, wirklich wunderbare Wirkung in der Zeit ganz vorzüglich seiner Persönlichkeit, die sich wiederum ganz in seinen Schriften abspiegelte, zu danken. Daher muß sein Einfluß bei uns immer schwächer werden, je mehr durch die Fortschritte der Jahre wir dieser Persönlichkeit und den allgemeinen Zuständen, in welchen diese Persönlichkeit sich bewegte, entfremdet werden. Die Zeit selbst wird bald ihre Grenzen haben, wo das deutsche Volk Gellert's Schriften lieset; aber den Charakter Gellert's werden die Deutschen ehren, so lange sie die Tugend kennen, und diese Zeit ist — unbegrenzt! Obgleich kein Genie erster Größe, nicht einmal ein ausgezeichneter Gelehrter, kein Dichter höchsten Ranges, kein Denker großen Styles, selbst ohne große Begeisterung, — war Gellert nicht allein die geachtetste und würdigste Person des neu entstehenden Dichterkreises, — sondern er wurde geradezu der Großhofmeister der ganzen Nation, der glücklichste Verbreiter der Wahrheit, der wohlthätigste Lehrer der Religion, der segensreichste Beförderer des guten Geschmacks im ganzen Volke, ein Volkslehrer, wie lange keiner gewesen. Das aufgewachte und vorwärtsstrebende Volk suchte einen Führer und brauchte einen Anhalt; die echten Dichter Deutschlands waren noch nicht da; — da streckte man die Hand aus nach einer sittlichen Würde, nach einem frommen Lehrer in Leipzig, nach einem sanften, leutseligen Manne, über welchem der milde Schimmer eines klaren, heiligen Gemüths ausgebreitet lag, und aus welchem die deutsche bescheidene Gutherzigkeit auch dem unkundigsten Auge entgegenleuchtete, — nach dem „guten Gellert", wie er in der

ganzen Welt hieß. Fürsten, Handwerker, Väter, Mütter, Unglückliche, Zweifler, Liebhaber, Dienstboten drängten sich an mit Fragen, mit Dank, mit Lohn und Ehren; die Reichsten sorgten für ihn; den Armen war er der Augapfel; die deutsche Nation hatte ihr Wohl und Wehe in die Brust dieses Einen gelegt, — und als er endlich heimgegangen, geschahen sogar noch Wallfahrten zu seinem Grabe! — Schade, daß diesem Lieblingsjünger Luther's Energie fehlte. Klopstock's Worte über Gellert in seinem Wingolf:

Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen und reizender
Im Lesen werden, Dich in Unschuld,
Sieht sie Dich etwa wo schlummern, küssen. —

geben den Standpunkt an, von wo aus Gellert beurtheilt sein will. — Oder auch Klamor Schmidt's Unterschrift zu Gellert's Bilde:

Dies sind die abgehärmten Wangen.
Auf welchen nie ein Morgenroth
Von leidenschaftlichem Verlangen
Und froher Thorheit aufgegangen.
Dies ist die Miene, die den Tod
Als einen lieben Gast empfangen.
Sein hohles Geisterauge liegt
Tief in dem warnenden Gesichte,
Erzählt des Herzens rührende Geschichte,
Spricht Engeltoleranz und rügt
Die Laster mehr durch eine Zähre,
Als Rabener durch fein gedrehten Spott! — —

Sämmtliche Mitarbeiter an den Bremischen Beiträgen waren durch die engste Freundschaft verbunden; fern von der steifen, pedantischen, dictatorischen Gelehrtenmiene Gottsched's herrschte vielmehr eine fröhliche, glückliche Stimmung unter ihnen, — noch mehr gesteigert durch edles Selbstgefühl, geweihet durch dichterische Wärme, geheiligt durch gegenseitige Achtung, geläutert durch sittliche Würde. Sie versammelten sich wöchentlich, unterwarfen die vorher in Umlauf gesetzten Arbeiten der strengsten Kritik, lasen sie vor und die ganze Gesellschaft entschied über die Aufnahme eines Stückes in die Zeitschrift. Obgleich kein Einziger von ihnen ein großer Dichter, — höchstens der Eine und der Andere nur ein guter Virtuose in einer einzelnen Dichtungsart war, z. B.

Gellert in der Fabel, Rabener in der Satire, Zachariä in der komischen Epopee; so behandelten sie doch Alle die Poesie als Gewissenssache, eigneten sich an, was die Schweizer wollten, glüheten Alle von rühmlichstem Eifer, ihrer Sprache die möglichste Vollendung zu geben, sich fern von aller Gemeinheit und undeutschem Wesen zu halten.

Nach und nach zog dieser jugendliche Dichterverein von Leipzig weg, — außer Gellert und Rabener blieb Niemand, und Sachsen war in der blutigen Katastrophe von 1756 an nicht nur politisch vernichtet, sondern auch literärisch verödet. Giseke und A. Schlegel fanden eine neue Heimath im Hannöverschen; El. Schlegel, Cramer, Klopstock wanderten dem Dänischen zu; Ebert, Zachariä, Gärtner trafen in Braunschweig zusammen, und es verjüngte sich hier der literarische Männerkreis, welcher unter geistes- und herzensverwandten Jünglingen entstanden war. Aber Alle schauten doch mit Wehmuth und Stolz auf diesen Dichterbund zurück und gedachten mit Entzücken dieser seligen Tage, in denen sie die Wortführer des nach dem Höhern strebenden vaterländischen Geschmacks wurden. Von Klopstock, dessen eben sich entwickelnden Talenten dieser Bund huldigte und dem er mit aller Wärme sich öffnete, haben wir die poetische Schilderung dieses Vereins (Wingolf), welche die Gehobenheit der Gesinnungen, die Weihe der Empfindungen, die dichterische Kraft dieser Jünglinge ausspricht! —

C. Klopstock.

Friedr. Gottl. Klopstock wurde den 2. Juli 1724 geboren und starb den 14. März 1803.

Mit Ehrfurcht, so beginnt Wachler sein Urtheil über ihn, nahen wir dem Feierlichen, dem Kräftigsten und Freisten in dem schönen Kreise jugendlicher Freunde, dem Manne, der die Geister seines Vaterlandes mit dem wundersamen Dichterhauche des Heiligen berührte, Großes wirkte in dem weiten, unsichtbaren Reiche der Empfindung und, nun Allen erkennbar, Sprache und Kunst durch Kraftmittel der Natur und Forschung zu neuer Herrlichkeit gestaltet hat; indem er sich aufschloß in seinen Gesängen, rief er Stetigkeit und siegende Hoffnung in die Wechsel des Lebens und goß Tröstungen allmächtigen Glaubens an der Zukunft Geheimniß in zagende und wunde Herzen.

Sein rüstiger und tapferer Vater in Quedlinburg vertraute den kräftigen Jüngling der Fürstenschule in Pforta an; alte Sprachen waren hier nicht seine einzige Beschäftigung. Der lebendigreine Wahrheitssinn, der ihn bald belehrte, daß Sprachkenntniß der Weg zur Gelehrsamkeit, aber nicht die Gelehrsamkeit selbst sei, ließ ihn über den Anbau des Gedächtnisses nicht den des Geschmacks und Verstandes verabsäumen, und die Neigung zur Posie, die in klösterlicher Stille und romantischer Natur immer neue Nahrung findet, äußerte sich bereits in kühnen Entwürfen, deren Ausführung für die Zukunft berechnet war, in Schäfergedichten und Liedern, welche alle poetischen Versuche seiner Mitschüler

übertrafen. Zu solchen poetischen Entwürfen der Schulzeit gehört auch der Plan zu einem größern Heldengedichte: Kaiser Heinrich I.:

Früh hab' ich Dir mich geweiht: schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor' ich, unter den Lanzen und Harnischen,
Heinrich, Deinen Befreier, zu singen! —

Nachdem in heiliger Unruhe Vieles entworfen, Alles verworfen war, griff Klopstock den Plan zum Messias auf und hielt ihn, wie sein gewissestes Eigenthum, im begeisterten Herzen fest. Es ist nicht bekannt, wie sich in der Seele des Dichters die Idee zu dem Werke, das seinen Namen unsterblich gemacht hat, entwickelte; aber gewiß ist es und keineswegs gleichgültig, daß er die Hauptumrisse zu diesem epischen Hymnus schon auf der Schule und längst vor Lesung des verlorenen Paradieses von Milton entwarf, und daß, als er im Herbste 1745 nach Jena zog, von einem innerlichen heißen Drange getrieben, er seinen Vorsatz, nicht vor dem dreißigsten Jahre an die Ausarbeitung seiner Messiade zu denken, aufgab und wenigstens einzelne Theile dieses himmlischen Gebäudes auszubauen suchte. Diese Ausführung geschah zunächst erst in prosaischer Rede; denn für sein brennendes Herz war der bisher beliebte Alexandriner zu schleppend, der trochäische Vers zu kalt, der im Deutschen nicht rein zu erhaltende Jambus für seine Empfindung zu eng und unbequem, und schmerzlich fühlte er es, wenn er einsam an den Ufern der Saale dahin wanderte, wie weit er in der Form hinter Homer und Virgil zurück war.

Unter poetischen Ahnungen, Forschungen, Versuchen der Art verstrich in Jena der Winter, und da der hochsinnige Jüngling weder die Bedürfnisse seines Herzens durch zusagenden Umgang befriedigen, noch sich mit dem rohen Studentenleben vertragen konnte, so wanderte er nach Leipzig, und hier an den Ufern der Pleiße, im Umgange mit Gellert's Verbündeten, fand Klopstock, der Mensch und Dichter, ohne Mühe und unerwartet, was Beide an der Saale vergeblich gesucht hatten. Die ersten drei Gesänge des Messias in Hexametern wurden ausgearbeitet und den Bremischen Beiträgen anvertraut.

Von Leipzig zog Klopstock nach Langensalza als Führer eini-

ger Kinder und lernte dort die durch seine Oden so berühmt gewordene Fanny kennen; Schwermuth umnachtete seine Seele, da er bei ihr keine Gegenliebe fand; um so williger trat er aus diesem unheimlichen Zauberkreise und folgte der Einladung Bodmer's nach der Schweiz, wo er in einer glücklichen Natur und in dem ihn vergötternden Freundeskreise seine Fassung wieder gewann.

Darauf beglückte ihn durch des Grafen Bernstorf Veranlassung der Ruf nach Dänemark, um dort sorglos sein göttliches Epos zu vollenden; auf dem Wege nach Kopenhagen lernte er in Hamburg seine Cidli (Margaretha-Meta-Moller) kennen. Es war die glücklichste Periode in Klopstock's Leben. Nach Bernstorf's Sturze zog sich der messianische Sänger nach Hamburg zurück (1771), wo er auch 1803 heimging. Seine ernste Weissagung in der Ode an Ebert war erfüllt: unter allen poetischen Freunden, die zu Leipzig ein enges Band verknüpfte, trat er zuletzt vom Schauplatze ab; er ruht an Meta's Seite auf dem Friedhofe zu Ottensen. Das Leichenbegängniß des Dichtergreises, der bis an seinen Tod von ganz Deutschland gleich einem Patriarchen verehrt wurde, war das feierlichste, was man dort gesehen.

Klopstock faßte im höchsten Maße alle Richtungen und Bestrebungen der Zeit in sich zusammen, vereinte in sich alle Strahlen der damaligen Bildung, schloß die vergangene Zeit völlig ab und warf ebenso viele Strahlen nach neuen Richtungen für die Folgezeit aus, welche die verschiedenartigsten Früchte zur Reife brachten. Mit ihm beginnt daher eigentlich erst die neue Zeit, die Wiedergeburt unserer Literatur; er war der Heros, der die Fesseln zersprengte; in welcher Poesie und Sprache bisher ihr kurzathmiges Leben hingeschleppt hatte. Über seiner Geburt, sagt Gervinus, wachte der Genius der Zeit und impfte ihm alle Neigungen des Jahrhunderts, die bestehenden und werdenden, ein; das Verschiedenartigste, was die Menschen um ihn betrieben hatten, band er harmonisch in seinem Wesen und Wirken, und es bleibt einer der wahrsten Sätze, daß der Mensch, wo er Contrastirendes harmonisch zu verknüpfen weiß, immer das Höchste zu leisten sich anschickt. — Jetzt sang er zu der Telyn der Barden; dann entströmte dem sionitischen Sänger auf der heiligen Harfe der Psalter der Propheten, dann rauschte die classische Leier; — also bald ein Ossian, bald ein David, bald Horaz, hielt er doch

mit sicherm Griffe hier die bardische Urdichtung, dort die einfache Größe biblischer Poesie, dort den echten Geist des classischen Alterthums fest und weilte mit sicherm Auge im Norden, im Oriente, im Alterthume. — Dabei vereinigte er die Eigenthümlichkeiten der ältern Dichtung mit den Ideen seiner Zeit; — er war also recht eigentlich ein ehrwürdiger Januskopf, der ebensowohl die Vergangenheit, als die Momente der Gegenwart und die Bestrebungen der Zukunft überschaute und eben deswegen der weltgeschichtliche Dichter wurde. Und welche verschiedensten Elemente, welche auseinanderlaufenden Bestrebungen der Gegenwart allein wußte er zu vereinigen: die Sentimentalen, die Ernsten, die Fröhlichen, die Grammatiker, die Religiosen, die Schwärmer und Denker, die Vaterlandsfreunde, die Naturdichter, Philosophen und sokratischen Weisen, selbst die unversöhnlichsten Feinde, die Schweizer und Leipziger fanden in Klopstock ihren Einigungspunkt, ihren Sieger; kurz über die ganze Dichtung des Jahrhunderts reichte er hinweg, und weil auch in ihm alle Keime lagen, aus denen unsere Dichtkunst zu herrlichster Blüthe nachher aufschoß, so führte auch die Folgezeit bis auf den jetzigen Augenblick immer wieder auf ihn zurück. Herder wurde sein Schüler in der Liebe zur Volkspoesie; Rammler und die patriotischen Lyriker lehnten sich an ihn in antiken Gesängen; Cramer, Lavater, Neander und alle kirchlichen Sänger lernten von ihm; Denis, Mastalier und alle die kriegerischen Barden, welche in den düstern nordischen Namen und der nebelhaft flatternden Versandeutung ihr Genüge fanden, empfingen von Klopstock die Anregung; Gleim und sämmtliche anakreontischen Sänger verehrten ihn als Muster; Geßner und die friedlichen Idyllendichter, Wieland, die schöne lyrische Gruppe des Hainbundes, die Kritiker, selbst unsere neuern Romantiker gingen bei ihm in die Lehre.

Aber auch nur ein so energischer und beglückter Geist wie Klopstock konnte solchen Wendepunkt herbeiführen. Er war nicht nur einer der größten und genialsten Dichter, sondern auch einer der edelsten, liebenswürdigsten und kräftigsten Menschen. Wenn es Gesinnungen sind, die jedes Kunstwerk eines denkenden Wesens als göttlich oder als gemein charakterisiren, so darf Klopstock in keinem seiner Werke sich seiner Gesinnung schämen. Vier Flammen

durchglüheten sein Herz: Gottes-, Vaterlands-, Freundes- und Nachruhmsliebe. Die erste, eine herrschende religiöse Gemüthsstimmung, verschmähete alles Unheilige, umfaßte alles sittlich Hohe. Die zweite war die begeisterte Liebe für deutsche Tugend und Kraft, ein lebendiger Glaube an den thatkräftigen Ernst, den gottesfürchtigen Sinn, den mühebesiegenden Fleiß, die Alles überwindende Bildsamkeit, die hohen Anlagen des deutschen Volkes:

Soll Hermann's Sohn und Leibnitz, dein Zeitgenoß,
Soll der in Ketten denen nachgehn,
Welchen er kühner vorüberflöge? —

Die dritte war ihm völlige Hingebung an die Besten seiner Zeit, eine unruhige Sehnsucht nach gleichgestimmten Seelen, ein kräftiger Herzschlag für das Wohl der Mitbrüder. Freundschaft war ihm, nächst dem Bewußtsein treuerfüllter Pflicht, die größte Glückseligkeit des Menschen: deswegen hieß er auch seinen Freunden „eine Eiche, die dem Orkane steht." Dazu loderte in diesem eifrigen Freiheitsfreunde, dem anspruchslosen Bürger, dem großen Kinderfreunde, dem liebenswürdigsten Gatten, dem warmen Liebhaber der Musik, der Malerei und des Schlittschuhlaufens — noch das feurige Gefühl für Nachruhm und Unsterblichkeit in hellsten Flammen, die seine selbst christliche Demuth nicht dämpfen konnte.

Seine jugendlichen Gesänge hauchten eine paradiesische Liebe; mit dem Händedrucke der männlichen Freundschaft schlossen sich andere dem Leser ans Herz; noch andere Gesänge belebte die Religion, noch andere eine heitere Weisheit des kampfmuthigen Lebens; auch die Lieder aus dem reifen Alter des Dichters verleugneten ihre jüngern Schwestern nicht: der süße Most war nur guter alter Wein geworden im goldenen Becher deutscher Treue und Vaterlandsliebe, mit griechischen Rosen umlaubt.

Aber gerade aus dem Grunde, weil Klopstock's Charakter so fest und stark, seine Gesinnung so fromm, der Adel seiner Seele so groß, seine Liebe für das Heilige so begeistert, sein Sinn für das Schöne so geläutert war, vermochte er auch was Niemand vor ihm und es kann nicht lebhaft und dankbar genug anerkannt, nie entschieden genug ausgesprochen werden, daß wir, sowie den Anfang der deutschen Denkfreiheit von Luther, den Beginn unse-

res Sprach- und Dichterruhmes von Klopstock rechnen müssen; — denn er hat uns für unsere reinsten Empfindungen gleichsam eine neue Sprache geschaffen und damit dem innigsten Gemüthe eine Bildung, der Seele eine Selbsterkenntniß, dem Herzen einen Ausdruck, der Sprache eine Zartheit, Fülle, einen Wohlklang und Rhythmus verliehen, von welchem Allen man vorher nicht träumte.

Seine Messiade enthält in 20 Gesängen die durch den Messias in seiner Menschheit vollendete Erlösung der sündigen Menschen, vom Anfang seiner Leiden bis zur Himmelfahrt; sie ist ein Hymnus auf die Mysterien der Erlösung, ein Chorus der himmlischen Geister mit Begeisterung begonnen, im hohen patriarchalischen Idyllentone fortgeführt und mit erhabenem Prophetenschwunge vollendet. Der Dichter knüpfte in diesem Gedichte die Poesie an den Himmel und gerade dadurch empfing er die feierliche Würde eines von der Kirche Geweiheten; die Väter empfahlen die Messiade wie eine neue Bibel; man las sie wie das heilige Buch in Perikopen; der Geist der Bibel war ja aufgenommen in des Dichters Gemüth und die biblische Welt hatte Heimath in seinem Herzen. Die Erscheinung, besonders der ersten Gesänge traf damals wie ein elektrischer Schlag; das Aufsehen war nur Luther's Bibelübersetzung vergleichbar. Die wahrhaft epidemische Wirkung dieses Epos, selbst bei Vielen, die es gar nicht einmal verstanden, erschien sehr natürlich: diese Dichtung war ja nicht nur ein Werk, wie es die Deutschen seit den ritterlichen Epen, also seit 500 Jahren nicht wieder gesehen hatten — (und wenn es auch dadurch freilich keinen ästhetischen Werth bekam, so empfing es doch deswegen eine um so größere historische Würde); — sondern die Messiade beruhete ganz auf dem Zeitgeiste des Jahrhunderts. Seit 1000 Jahren existirte unter uns eine christliche Poesie, z. B. die Evangelienharmonien, die gereimten heiligen Legenden, die moralisch-didaktischen Dichtungen, die dramatischen Mysterien, die kirchlich-lyrischen Poesien, — aber alle diese Gedichte erschienen immer als lautzeugende Repräsentanten der christlich-deutschen Stimmung in den einzelnen Jahrhunderten, in welchen sie an das Licht traten, und fanden allemal eine allgemeine freudige Theilnahme. In dem Jahrhunderte Klopstock's war Toleranz, Humanität, Aufklärung, Befreiung von

jeglichem Drucke die Losung der Zeit (vergl. Einleitung dieser Periode); die religiösen Verfolgungen hatten längst aufgehört; der Geist der Versöhnung wehete durch unser Vaterland; da erschien der Messias und das Werk von der Erlösung, von der Befreiung des gedrückten Menschen stand da als glänzendes Symbol der Zeit. Gerade also aus der tiefen Beziehung zu der Geschichte der deutschen Cultur, aus dem engsten Verhältnisse zwischen der Bildung des Dichters und seiner Zeit erklärte sich hauptsächlich der Beifall.

Aus diesem Grunde scheint es auch wirklich unbegreiflich, wie man wegen dieser Dichtung Klopstock mit Milton vergleichen kann; allerdings sind diese Dichter darin ähnlich, daß beide heilige Gedichte schrieben; die Muse selbst aber ist bei beiden völlig verschieden, wie Altes und Neues Testament, wie Moses und Christus. Milton's verlorenes Paradies gleicht einem auf alten Säulen ruhenden, festen, wohl durchdachten und geordneten Gebäude; Klopstock's Poesie ist ein zauberisches Gemälde, das in den zartesten Menschenempfindungen von Gethsemane aus über Erde und Himmel schwebt. Der Engländer sang den Sündenfall der Menschen, den Verlust ihrer Unschuld, ihres Himmels; in jeder Zeile erkennt man den Sohn einer rauhen Zeit, die nur das ernste Schwert der strengsten Gerechtigkeit, Strafe für Übertretung der Gesetze, selbst den Königsmord verlangt; sein schweres Thema ist: der der Sünde anheimgefallene Mensch ist dem Untergange geweihet, er muß mit seiner ganzen Nachkommenschaft verderben. Ein solcher strenge Puritaner (der auch für jenen Act der finstern Gerechtigkeit, die an Karl I. die Erbsünde der Könige unerbittlich strafte, stimmte) konnte wohl den Sündenfall der Menschen, aber nicht ihre Erlösung singen. — Wie anders Klopstock! — Er faßte den Geist der Versöhnung seines Jahrhunderts auf; unserm frommen Dichter lag die Thräne der Erbarmung näher, als der Ernst des Gerichts; Klopstock, welcher den gefallenen Abadonna wieder aufnahm, der sang auch das hohe Lied von der Versöhnung und den Triumphgesang von der Erlösung.

Ganz Deutschland fuhr überrascht empor und stand verwundert vor einer Erscheinung still, an welcher Alles befremdete. Nie hatte weder in älterer, noch neuerer Zeit sich ein Dichter

eine Aufgabe gewählt, die so ganz außer den Grenzen des Sinnlichen liegend, die Einbildungskraft mehr zu fesseln drohete, und doch weniger beschränkte; nie durfte ein Deutscher sich rühmen, edlere Gestalten geschaffen, erhabenere Gesinnungen ausgesprochen, heiligere Empfindungen veranschaulicht zu haben; nie, seit die Herrlichkeit Roms und seine tönende Sprache untergegangen, war der stolze hexametrische Rhythmus in einer neuen versucht worden, wie nun in der deutschen*). Kein Wunder, daß der Messias von seiner ersten Erscheinung an die Geister völlig verwirrte, daß er ebenso aufrichtig gelobt, als hämisch getadelt, ebenso tief gefühlt, als kaltsinnig verachtet, ebenso eifrig nachgeahmt, als durch schale Parodien herabgewürdigt wurde**).

Auf uns macht dieses Gedicht allerdings nicht mehr diesen wunderbaren Eindruck; der jetzige Leser — bei aller ungeschwächten fortglühenden Begeisterung des Sängers — je näher dem Ende fühlt vielleicht selbst eine Anwandlung von Langeweile, oder fühlt sich wenigstens in diesem religiösen Palaste nicht recht hei-

*) Wie viel dem Hexameter Klopstock's auch fehlen mag, es war doch ein unendlicher Fortschritt; die Frage über das Bürgerrecht des Hexameters ist jetzt gelöst. Wir haben bis jetzt nur drei eposartige volksthümliche Gedichte der neuern Zeit: Messias, Luise, Hermann und Dorothea und alle drei sind in Hexametern.

**) Namentlich war Gottsched verwirrt und verwegen genug, einen seiner hochadeligen Verehrer dem Klopstock entgegenzustellen und Alles aufzubieten, seinem Schüler den Preis zuzuerkennen. Der Auserwählte war ein gewisser von Schönaich und das Kunstwerk, welches dieser der Messiade gegenüber zur Preisbewerbung aufstellen mußte, hieß:

Herrn Christoph Ottens, Freiherrn von Schönaich, Lieutenants von der Königl. Poln., Churfürstl. Sächs. Reiterei, Kaiserl. gekrönten Dichters, wie auch der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg und Göttingen Ehrenmitgliedes, Domherrns an der bischöfl. Kathedralkirche zu Alt-Brandenburg an der Havel: Hermann oder das befreite Deutschland, ein Heldengedicht; nebst einer Vorrede ans Licht gestellt von Joh. Chr. Gottscheden, nebst einem Billet von Voltaire; die Vorrede außerdem in englischer und französischer Übersetzung. — Voltaire versichert in jenem Billet dem Herrn von Schönaich, daß es unverzeihlich sein würde, d'ignorer une langue, que les Gottscheds et Vous rendez nécessaire à tous les amateurs de la littérature, und zum Beweise, daß er selbst die deutsche Sprache verstehe, setzt er mit deutschen Buchstaben hinzu: ich bin ohn Umstand sein gehorsamer Diener. Voltaire.

misch. Aber das liegt nicht im Dichter, sondern in dem Gegenstande selbst, der uns nicht mehr so interessirt, es liegt in dem dunkeln, unauflöslichen Thema, das für unsere hellern Zeiten den Reiz verloren hat, es liegt in dem Veranschaulichen unergründlicher religiöser Geheimnisse. Aber wenn wir auch das Ganze als verfehlt ausgeben und die harmonische Vollendung vermissen; selbst wenn wir es klar einsehen, daß die Ausführung einer solchen Aufgabe, den Himmel auf die Erde zu tragen, die Grenze aller menschlichen Kräfte überstieg, — so ergötzen wir uns jetzt um so mehr an den einzelnen Schönheiten, an welchen das Gedicht unaussprechlich reich ist von Anfang bis Ende.

Klopstock der Lyriker steht höher als Klopstock der Epiker; das lyrische Element war sein wahrstes und freiestes. Auf seine frühesten, so berühmt gewordenen Oden und geistlichen Gesänge kann angewendet werden, was Horaz von Pindar rühmt. Er verdient den Lorbeer Apolls, er mag neue Worte in kühnen Dithyramben vorbringen, oder Gott und seinen Gesandten feiern, oder Könige und Helden verherrlichen, oder die Thränen der Liebe, oder die Empfindungen der Freundschaft singen; — — immer brauset er, dem von einem Gewitterregen angeschwollenen Waldstrome ähnlich, mit vollem Munde dahin, oder schwingt sich, wie ein Schwan von Caistros Fluthen in das Wolkengebiet empor.

Tönenden Schwunges aufbrauset der Aar zum flammenden Lichtquell.
Schwelgend mit trunkenem Blick, selig im himmlischen Strahl! —

Welche Natur, welches ganze, volle Herz, welche ungetheilt sich hinopfernde schöne Seele erscheint in diesen Oden, welcher Schwung des Psalmisten in seinen Hymnen an Gott, den Erlöser, die Frühlingsfeier; welche hohe platonische Richtung, welche Würde in seinen anakreontischen Liedern, welche Glut und Begeisterung in seinen patriotischen Oden. Kann die Freundschaft inniger, seliger sein als in seinem Wingolf, — ein Abschied wahrer und schöner als an Giseke? — Kann die wehmüthige Empfindung des Scheidens vom leisesten Seufzer zur lautesten Hoffnung hinauf und wieder bis zur heißesten Thräne hinunter treuer gesagt werden als in der Ode von Fanny? Gibt's ein schöneres Bild gesellschaftlicher Naturfreude und Frühlingswonne mit allen Wallungen und Steigerungen des erregten Herzens als der Zürchersee?

„Deswegen haben aber auch alle seine Oden etwas Eigenthümliches, Ursprüngliches, Eingegeistetes (nach Herder's Ausspruche) ihre eigene Haltung, ihre eigene Mensur; sowie die Natur jedem Kraut und Thiere seine Gestalt, Art und seinen Sinn gegeben hat, der individuell ist, so schwimmt auch ein anderer Duft und weht ein anderer Geist der Leidenschaft in jedem Stücke Klopstock's; nichts ist daher abscheulicher, als alle Oden mit feister Stimme hintereinander fortlesen zu wollen. Zu jeder Ode gehört eine eigene Bereitung sein selbst und des Kreises, in welchem man lieset; ein Gassenhauer läßt sich auf allen Straßen singen und ein blos künstliches Phantasiestück zu aller Zeit mit Pomp und Anstand vortragen; eine hölzerne Maschine kann überall hingestellt werden; aber ein Naturproduct, eine Blume muß auf ihrem eigenen Boden wachsen, sonst vertrocknet sie."

Die Sicherheit und Genialität seines lyrischen Geistes zeigt sich ganz vorzüglich auch in der Freiheit seines Metrums. Für seine Oden rang er die mannichfaltigsten Rhythmen dem classischen Alterthume, besonders dem Horaz ab; er war aber auch in diesen antiken Formen immer neu, deutsch, wahr; er erfand selbst viele neue und treffliche, wobei sein größtes Vorbild, die Natur, oder der Fall des tonbeseelten Quells, oder auch musikalische Compositionen waren; denn Klopstock selbst war sehr musikalisch, hatte für Musik das feinste Ohr und schwärmte in den Schöpfungen der großen Meister jener Tage, Händel's, Bach's, Gluck's ꝛc. — ja er konnte sich ganz in Wonne verlieren,

„wenn geweihete Musik und des Psalmes heiliger Flug die Religion begleitete, wenn die Scharen des Tempels feiernd sangen und, — ward dies Meer still — die Chöre vom Himmel herab!"

Daher konnte es wohl nicht anders kommen, meint Herder, als daß seine Sylbenmaße, fast immer an sich schon Gesang und Melodie, auch die sangloseſten Leser von der Erde erheben mußten; in der musikalischen Zustimmung der Worte zum Sylbenmaße war Klopstock vollendeter Meister; er konnte sich mit Recht das Lob geben:

Die Erhebung der Sprache, Ihr gewählter Schall,
Bewegterer, edlerer Gang,

Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst
Haben mein Mal errichtet! —

Auch die verwickeltsten Strophengänge sind theils mit einer Macht durchgetrieben, daß die Worte mit ihrem Klange, gleichsam wie dem Orpheus Steine und Felsen, folgen müssen, — theils auch so tief mit dem Inhalte verwebt, daß wir uns selbst mit dem knotenvollsten aussöhnen, weil uns die Materie entschädigt. Bald gleicht das Sylbenmaß einem dunkeln, ungeheuren gothischen Gewölbe, bald einem freien griechischen Tempel, wo man in einem schönen, regelmäßigen Säulengang wandelt. Wenn, wie Horaz sagt, die Muse stummen Fischen sogar Sprache verleihen kann, — sollte ein melodisches Vorlesen dieser Gedichte jedem nicht ganz tauben oder verbildeten Ohre (auch ohne Commentar der oft sehr dunkeln Partien, der neuen Wortschöpfungen, oder der kühnen Wendungen, oder der poetisch-symbolischen Ausdrücke aus der altnordischen Mythologie) durch bloße Biegung der Stimme nicht auch, wenigstens allgemeines Verständniß dieser Gedichte mittheilen? Kaum hat unsere Sprache ein Buch, in welchem so viel lebendiger Laut und Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich tönt, wie in diesen. Für Schulen sind die Oden ein wahres Odeum der verschiedensten Gesang- und Ausdrucksarten, Stimme und Vortrag aufs Unterscheidendste zu bilden. Wie Alcibiades zu Athen in jeder Schule einen Homer verlange, so sollte in Deutschland keine höhere Schule ohne Übung der Stimme an Klopstock sein.

Auch als Dramatiker versuchte sich Klopstock; er beschenkte uns mit drei biblischen Stücken (Adam's Tod, Salomo, David) und mit drei vaterländischen (Hermann's Schlacht, Hermann's Tod, die Fürsten); aber von jeher wurden diese Dramen nur sehr kalt aufgenommen, weil die träge Armuth einer fortschreitenden Handlung, der steife Dialog, der ruhige Stolz des Lapidarstyls gleich einem unwirthlichen Felsen abschrecken mochte. Wenn wir aber seine vaterländischen Bardiete nicht als Trauerspiele, sondern nur als dialogisirte epische Fragmente, als lyrisch-theatralische Scenen, oder als epische Idyllen in Gesprächsform aufnehmen, welche den Adel des altdeutschen Volks verherrlichen und die Erweckung deutschen Selbstgefühls und vaterländischer Volkskraft bezwecken, so werden wir uns auch mit diesen schwäch-

sten Productionen der Klopstock'schen Muse aussöhnen. Auch in ihnen offenbaren sich die allgemeinen Schönheiten, die Klopstock überhaupt als lyrischem Dichter eigen waren; die Chöre athmen die heiligste Erhebung, den kühnsten Patriotismus, die nobelste Gesinnung, den großartigsten Freiheitssinn und eine Idealisirung des deutschen Charakters, wie nie ein Dichter ihm gleichgethan. Dabei gehörte es zu den glücklichsten Begegnissen des Lebens, daß Klopstock zu seinem Hermann einen Gluck fand, und daß er durch seine Gesänge einen solchen Tonmeister und Andere seines Geistes zu dieser Gattung einfacher Musik weckte. Wenn überhaupt die Muse der Tonkunst in der einfachen Erhabenheit und Würde, die ihr gebührt, zu uns zurückzukehren würdigte, wessen Worte würde sie freundlicher herniederzaubern als Klopstock's!

Bei seinen prosaischen Schriften (von der heiligen Poesie; von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaße; die Sprache der Poesie; die Rechtschreibung, — die jetzt freilich in Todtenstille verfallen ist; — Fragmente über Sprache und Dichtkunst; grammatische Gespräche; die deutsche Gelehrtenrepublik, — worin er noch bei seinem hohen Alter durch den tragischen Wahn beglückt wurde, eine Reform in der Schriftstellerwelt zu schaffen) — trat ihm sein dichterischer Genius hemmend und störend in den Weg; dennoch dürfen seine großen Verdienste als Grammatiker, seine noch größern als kühner und glücklichster Sprachbildner nicht unerwähnt bleiben; von der deutschen Sprache unerschöpflichen Bildsamkeit aus tausendfacher eigener Erfahrung auf das Freudigste überzeugt, konnte er darum auch ausrufen:

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, — damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage, —
An mannichfalt'ger Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich! —

Wie auch immer die Zeiten wechseln, oder die Ansichten sich ändern, oder die Fortschritte zur Vollendung sich verdoppeln mögen, den wahren Freunden echter Poesie wird Klopstock immer als der begeisterte, von seinem hohen Berufe auf das Tiefste

durchdrungene Hohepriester erscheinen, der sein reiches Erbe, sein bestes Eigenthum auf das Sorgfältigste dem wahren, von ihm mit dem vollsten Herzen geliebten Gotte, seinen Freunden und seinem Vaterlande dankbar zum Opfer brachte. Solche Männer bringt die Natur nur selten hervor, noch seltener bleiben sie sich so treu, wie er es that; sie sind ein Glück für die Zeit, welcher sie angehören, eine Gabe des Himmels für die Nachwelt, die sie zu würdigen weiß.

Klopstock — und das ist ein epochemachendes Factum — war auch der erste deutsche Dichter, der sich eigene Verhältnisse schuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte.

Klopstock, Er und über Ihn von C. F. Cramer 1792.
Klopstock und seine Freunde von Clam. Schmidt 1810.
Vorlesung über Klopstock von Morgenstern, Dorpat 1814.
Biographie von Döring 1825.
Sämmtliche Werke, Leipzig 1821, 12 Bde. mit Kupfern; ferner 1830.
Oden, mit erläuternden Anmerkungen und einer Biographie von Gruber 1831.

D. Die Halberstädter.

Ungefähr um die Zeit des leipziger Vereins verband ein gemeinsames dichterisches Streben auch in Halle mehrere Jünglinge (z. B. Gleim, Ramler, Uz, Götz ꝛc.). Es durchglühete sie gleiches Interesse, die Literatur aus ihrer Kälte, aus der Nüchternheit und Steifheit der Gottscheder herauszutreiben; Horaz und Anakreon waren ihre Hauptstudien; sie hielten nicht ängstlich an den Regeln der französischen Kunstrichter; sie wollten auch durch ihre Gedichte weder belehren, noch erbauen; von dem Altare der ernsten Seraphiker führten diese Anakreontiker uns in duftende Rosenlauben, und gerade diese fröhliche Lebensweisheit der Hallenser, — oder — nachdem Gleim nach Halberstadt gezogen war, — der Halberstädter bildete ihre moralische, für die damalige Zeit wichtigste und für ihre Bedeutung in der Literatur charakteristischste Seite. Ihre liberale Lebensansicht wurde der reine Gegensatz des Gellert'schen weinerlichen Ernstes und der schweren Andacht Klopstock's; ihr Wahlspruch war: daß Welten voll Jugendlust die besten und daß Feinde der Freude auch Feinde der Tugend sind. Der lebengebende Lichtpunkt, recht eigentlich die Hebamme dieser anakreontischen Horazianer war

a) Joh. Wilh. Ludw. Gleim (1719—1803), schlichtweg mit seinem schönsten und wohlverdienten Titel „Vater Gleim" genannt. Ein zu der Zeit in Halberstadt sehr geschätzter Arzt und Bürgermeister, Lieberkühn, dessen sinnreiche und drollige Einfälle sich leicht zum Reimspiel fügten, soll einst Gleim bei feierlicher Gelegenheit angeredet haben: „Mein lieber Gleim, Sie

sind der Freundschaft Leim.“ Mit diesem Einfalle hatte er eine Wahrheit ausgesprochen, die von Gleim's poetischen Freunden bald süßer, bald herzlicher, bald edler und erhabener wiederholt und bestätigt wurde. Es ist ein edler Glanz in dieses Dichters Leben, welcher früh und spät daraus hervorstrahlt, daß er der Vertrauteste aller seiner Bekannten war. Ihm übergab Jeder das Seinigste, Glück, Gedanken, Ehre, Wehe, Liebe, — als legte er den heiligsten Samen in geweiheten Boden; mit eifersüchtiger Habsucht riß Gleim seine Freunde ganz an sich mit allen ihren Umgebungen; ihm lag sein liebstes Leben in dem Leben seiner Freunde. Und mit wie vielen Hunderten von Menschen, mit den ersten Geistern seiner Zeit, wie mit den Niedrigsten stand er in traulichster Verbindung. Er suchte eine Ehre darin, der Bewahrer ihrer Geheimnisse, der Beförderer ihrer Unternehmungen, ihr Rathgeber, Vermittler und Helfer zu sein; er unterstützte, wo er wußte und konnte, und seine Hülfe und Freigebigkeit ging durch seine Vermächtnisse noch weit über sein Leben hinaus. Sein Haus war lange der Mittelpunkt der deutschen Literatur und des vaterländischen Kunstverkehrs und ist bis heute noch die Niederlage der schätzbarsten Urkunden und Verhandlungen.

Aber die Menschen, welche er an sich zog, mußten wie er selbst Geweihete Apollo's, Priester der Camönen, wenigstens Musenfreunde sein. Wenn Gleim's eigenes Leben ein Musendienst war, so hatten ihm dabei die Pierinnen einen Sinn verliehen, der ihn befähigte, nah und fern poetisches Talent zu wittern und aus der Menge heraus die Geweiheten zu erkennen. Angefeuert durch seine Musenliebe und sich stark fühlend durch jenen genannten Sinn hatte dieser unübertroffene poetische Proselytenmacher und literarische Propagandist sogar den Plan, in Halberstadt eine poetische Akademie, ein deutsches Athen zu errichten, als trefflichstes Mittel, seine Geweiheten und noch zu Weihenden um sich und an sich zu fesseln, den Ruhm und Nutzen Deutschlands zu befördern, ja der deutschen Nation ein Jahrhundert unter Friedrich's II. Auspicien zu bereiten, das sich würdig anschlösse an die Zeit der Auguste, Ludwige und Leo's. Ob Gleim bei dieser Idee sich durch die schmeichelnden Blendwerke seiner Einbildungskraft täuschen ließ, oder ob sie wirklich ausführbar war,

darüber finden wir einigen Aufschluß, wenn wir einen Blick auf die Gemälde der Männer werfen, die er nach und nach in seinem Musentempel aufhing. Weit über 100 von diesen, zum Theil sehr gut getroffenen Bildnissen wurden auf seine Kosten für ihn gemalt und um die Erkorenen zu bewegen, den Malern zu sitzen, wandte er tausend kleine Liste an. Über dem Eingange seines Musentempels stand:

Ein armer Grenadier hat diesen kleinen Tempel
Ihr Musen Euch geweiht! —
O, keinen Tritt hinein, Ihr, die Ihr nicht Exempel
Zu Euren Lehren seid,
Und brächtet Ihr ein Werk, gestempelt mit dem Stempel
Der Ewigkeit! —

Wenn man noch heute diese Musenhalle betritt und die Bildnisse der bedeutendsten Männer damaliger Zeit (z. B. Friedrich der Große, Uz, Kleist, Sulzer, Ramler, Spalding, Bodmer, Gellert, Klopstock, Ebert, Geßner, Lessing, Kästner, Winkelmann, Mendelssohn, Jerusalem, Möser, Wieland, Weiße, Karschin, Lavater, Engel, Chodowiecky, Michaelis, Kl. Schmidt, Heinse, Jacobi, v. Müller, Bürger, Herder, Amalia v. Weimar, v. Dalberg, Eschenburg, v. Dohm, Voß, Gökingk, Elise v. d. Recke, Archenholz, Matthisson, Bonstetten, Böttiger, Jean Paul, Seume ꝛc. ꝛc.) — schaut, und wenn man sich denkt, alle diese hätten für Gleim's Idee gewonnen werden können, so erscheint leicht vor unserm geistigen Auge das Bild einer poetischen Akademie in Halberstadt. Hier aber sollen die genannten Namen nur zeigen, wie Gleim's pierische Polypenarme sich nach allen Weltgegenden Deutschlands ausstreckten, um die musenliebenden Persönlichkeiten auf einem Punkte zu concentriren. Unter denen, die er zunächst an sich kettete, nennen wir zuerst Klopstock, Kleist, Cramer und Ramler; er begnügte sich nicht, mit diesen Männern zu correspondiren; er sah sie bei sich, bewirthete sie, öffnete ihnen seine Börse, machte Reisen mit ihnen und bekränzte den sokratischen Becher mit den kleinen Bouquetrosen seiner Lieder. Als die Dichterin Karsch in Halberstadt war, verwechselte die reimlustige Frau Gleim's Verehrung ihres Talents mit Liebe zu ihrer Person und brachte den freigebigen Mäcen in große Verlegenheit, da sein Herz für solche Gefühle keinen Raum hatte. Für Sulzer besorgte er eine

feste Anstellung; den edlen Kleist fesselte er ganz an sich, ermunterte ihn zu seinen Dichterwerken und brachte dadurch den ersten Funken einer literärischen Cultur in die preußische Officierwelt. Der Erste, den er wirklich nach Halberstadt zog, war Joh. Georg Jacobi; dazu kam bald Benj. Michaelis, zu gleicher Zeit der talentvolle Jähns; Sucro, Lichtwer, Kl. Schmidt, Sangerhausen, Benzler schlossen sich auch in den siebziger Jahren diesem Kreise an, in welchem Wilh. Heinse der geistreichste blieb; bald traten auch der gelehrte Fischer und v. Dohm hinzu. Herder's Bekanntschaft wurde gemacht, und wenn es Gleim zwar nicht gelang, diesen nach Halberstadt zu ziehen, so blieb doch Herder immer vereint mit diesem Kreise, und die Tage, die derselbe dort als Besuch verweilte, gehörten nach dem eigenen Geständnisse zu den anmuthigsten seines Lebens. Ebenso zog Gleim auch Joh. v. Müller und Voß an sich; einige Jahre später kam Lavater, Eschenburg, Zachariä, Schmid, Ebert hinzu, auch Tiedge reihete sich an. Noch später sammelten sich gern um ihn der Däne Baggesen, Jean Paul, Seume, — und rechnet man dazu noch die nicht unbedeutende Zahl besuchender, literaturliebender Fürsten, Grafen und adeliger Herren, die Dichter mindern Werthes und Namens, auch noch die auf Gleim's immer offene Börse speculirenden poetischen Vagabonden, so erschien sein kleines Haus wirklich als ein Porticus, dessen Säulen eine magnetische Kraft inwohnte. Nur, wie schon oben bemerkt wurde, durfte man diesem Tempel nicht ohne alle Weihe und nicht ohne Musengabe nahen. Gleim war zum Glück selbst unerschöpflich in Erfindungen, das poetische Talent seiner Umgebung zu wecken, zu nähren, zu steigern. Auf seine Kosten ließ er auch die Erstlingsversuche lallender Dichter drucken, setzte Preise auf die besten Gedichte bei dieser und jener Gelegenheit; als unermüdlicher Projectenmacher machte er Entwürfe zu Gedichten bekannt und forderte zur Ausführung auf; er entwarf Pläne zur Unterstützung armer Musenpriester, bat um Beisteuer zu Denkmälern, ließ poetische Wettkämpfe anstellen und wand Apollo's heiligen Lorbeer mit demselben Gefühle um das Haupt des Reim- und Taubennestflechters Hiller, wie um die Locken einer anmuthigen poetischen Frau oder um das struppige Haar eines ehrlichen Bürgers, der am Abend sein Schurzfell abgelegt hatte, um die Tuba oder das

Haberrohr einmal zu versuchen. Wahrlich, es hat nicht leicht bei irgend einem Volke ein Privatmann mit allen seinen Kräften die Poesie so zu fördern gesucht, nicht leicht mit der zartesten und uneigennützigsten Aufopferung aufblühende Talente so zu unterstützen und zu begünstigen gestrebt, als Vater Gleim.

So stiftete er auch die sogenannte Büchsengesellschaft. Eine Büchse ging in seiner literärischen Brüderschaft umher und Jeder mußte einen geistigen Beitrag hineinstecken. Sonnabends war Versammlung im Musentempel; Vater Gleim las die anonymen Gedichte vor; das beste erhielt einen Preis und wurde gedruckt. Große Früchte gingen daraus nicht hervor; jedenfalls war Gleim's anregendes Wirken hierbei merkwürdiger als alle diese poetischen Schöpfungen. Ein ander Mal eröffnete man über die Dichtungen einen Billetwechsel, als ob es die wichtigsten Staatsangelegenheiten beträfe. Die poetische Corporation wählte auch wol einen Dichter des Alterthums, aus dem Mittelalter, aus der neuern Zeit, des Inlandes oder Auslandes; bald war's Anakreon, bald Horaz, Petrarca, die Minnesänger, auch Hans Sachs und Jacob Balde kamen an die Reihe; sie lasen, commentirten, bekrittelten und beschwätzten ihn, bildeten seine Verse nach, sandten sich gegenseitig ihre Nachahmungen zu und besprachen wiederum die Übertragung und den Nachklang. Einmal hatten sie die Triolettensucht, ein ander Mal stach sie der Epigrammenkitzel, ein drittes Mal laborirte der ganze Kreis an der Epistelkrankheit — (wie denn überhaupt die poetische Epistel der Mittelpunkt des halberstädter Kreises war) — ein viertes Mal am Romanzenschreiben.

Wenn auf der einen Seite in diesem Streben eine große kindliche Harmlosigkeit sich bekundet, die jede stechende Fehdelust und hämische Eifersüchtelei ausschließt, so stößt auf der andern Seite doch wieder jener süßliche Ton zurück, mit dem die zärtlichen Musenjünger sich allerlei Schönes ins Gesicht sagten; aus dem beliebten Billetwechsel jener Männer könnte man sich mit leichter Mühe ein Archiv honigsüßer Schmeichelwörtchen anlegen. Man hieß deswegen auch die Halberstädter die Minnesänger des 18. Jahrh.; die ganze Welt sah rosenroth aus bei diesen Dichtern, die mit Amor und den Grazien und unter sich gerade so verkehrten und Briefe wechselten, wie die Minnesänger mit der Frau Minne. Gleim hatte bei aller seiner Süßrednerei ein chole-

risches Temperament; er konnte gewaltig aufbrausen und mit Aristarchensprache gebieten; aber diese nahm ihm Niemand übel, da die meisten seiner, besonders jüngern Freunde in ihm ihren Wohlthäter ehrten.

Nachdem den Vater Gleim der Strom der Welt in Dichtung, Vaterlands- und Fürstenliebe, Freundschaft und Theilnahme an öffentlichen Dingen an vielfache Klippen geworfen hatte, lebte er zuletzt wieder wie Epikur still nach der Natur, und in dieser Periode sahen ihn Herder und Voß am liebsten und sprachen mit tiefer Ehrfurcht von dem patriarchalischen Eindrucke, den der jugendliche Weise zurückließ. Seine ungeschwächte Musenliebe machte ihn stark, die Feder da noch fest in der zitternden Hand zu halten, als der Tod schon nach derselben griff.

Froh war als Greis, wie es der Mann gewesen,
Der Harfner mit dem Silberhaar,
Und sein Gesicht ließ eine Seele lesen,
Die hier schon in Verklärung war. —

Sein Rang als Dichter und Schriftsteller ist nach Zeit und persönlichen Rücksichten sehr bedingt. Er schrieb zu viel, zu sorglos und hat zu oft und zu lange mit der Kunst gespielt; er besaß ein hübsches, gefälliges Talent für die Form; es fehlte ihm dagegen die Originalität, die Tiefe des Geistes und die schöpferische Phantasie; im leichten Liede konnte er sehr lieblich sein; in einer Gattung, in welcher sein reiches und volles patriotisches Herz die Stelle der Phantasie ersetzte, in seinen Liedern eines Grenadiers, erreichte er seine größte, ihm mögliche Höhe; sie sind aus der Fülle der Bewunderung eines großen Königs geflossen, und doch wurden auch diese nie Volkslieder, weil sie im höhern lyrischen Styl und zu reich an gelehrten Beziehungen waren. Wegen dieser Kriegslieder nannte man ihn den deutschen Tyrtäus, wegen der Liederchen, die von Wein, Rosen und Mädchen sangen, den deutschen Anakreon. In seinem rothen Buche oder Halladat, worin er Belehrungen über Gott und Tugend gab, hatte er den morgenländischen Seherstyl sehr glücklich gefaßt. Wegen Gleim's anderweitiger, übergroßer äußerer Verdienste um Dichtkunst und Dichter wurden seine eigenen Dichtungen von jeher sehr nachsichtig beurtheilt. (Sämmtliche Werke und Leben von W. Körte 1813.)

Es konnte nicht fehlen, daß die Halberstädter mit ihren ansprechenden Liedern und niedlichen Liederchen die jugendliche Phantasie lebhaft ergriffen, und daß der schöne Lorbeerkranz, der sich in dieser Gattung scheinbar ohne alle Mühe erwerben ließ, zu vielen Versuchen anreizen mußte.

b) Karl Wilhem Ramler (1725—1798) wandte sich von Halle nach Berlin, blieb nur brieflich mit den Halberstädtern in Verbindung, wurde von ihnen wegen seines rhythmischen Feingefühls zu Rathe gezogen und von Uz, Kleist, Nicolai unbedingt, selbst von einem Lessing oft als metrische Autorität anerkannt. Seine Wirksamkeit erschien am glücklichsten in dem Sammeln von Blumenlesen, in der Herausgabe fremder Dichterwerke (wobei er allerdings höchst eigenmächtig in der Correctur verfuhr), — in der Kritik der Gedichte seiner halberstädter Freunde und in der prosaischen Übersetzung der Einleitung in die schönen Wissenschaften von Batteux, welche lange Zeit hier und dort in den Schulen als Lehrbuch galt. Wegen seiner complett leidenschaftlichen Kritisirkunst, mit welcher er sich instinctartig über jede literärische Erscheinung herwarf, verdarb er es häufig mit seinen treuesten Freunden und zog sich die härtesten Urtheile der dadurch erbitterten Kunstrichter über die eigenen Arbeiten zu. Die gerechter richtende Nachwelt zählt ihn aber, trotz aller ihm zugefügten Verunglimpfungen, dennoch zu den Ausgezeichneten in der höhern Lyrik und zu denen, welche einen wohlthätigen Einfluß auf Sprache und Literatur ausübten. Naturfeuer, Bilderreichthum, sittlich reiner Sinn, feines Gefühl für Großes und Schönes, dabei das ernsthafteste Studium und ein Alles überwindender Fleiß waren seine besten Eigenschaften; seine sämmtlichen lyrischen Arbeiten reiften als die Früchte großer Anstrengung und umsichtiger Beachtung der Kunstgesetze; seine Oden, worunter viele treffliche Nationalhymnen, sind voll von geschichtlichen Beziehungen, geschmückt mit kühnen, sorgsam gewählten Bildern, kunstreich im Plane, glücklich in der Ausführung. In seinem feinen und gesuchten Versbau (mit Ausnahme des Herameters, der ihm immer mislang), in seinem Reime, überhaupt in der äußern Form der Ode galt er damals als Muster; jedes Wort war abgewogen, jede Sylbe gemessen, jeder Fuß gezählt, jede Construction gewählt, geordnet, gewaffnet; seine neuen und fremden Wörter bereicherten die Sprache

und empfingen das Bürgerrecht; der Zwang in den Perioden, von der Gewalt und dem hinreißenden Strome der Ode verursacht, erschien immer als ein Werk des Vorsatzes, des Fleißes, aber nie der Noth und des Unvermögens. Viele seiner Hymnen haben die Würde, die edle Ruhe, den feierlichen Gang, das antike Gepräge und die horazische Farbe, und man sieht, wie er sich den Geist, die Gedanken, die Bilder, das Sylbenmaß des ersten römischen Lyrikers aneignete. Sowie Horaz den Augustus, so sang Ramler die Thaten Friedrich's, obgleich dieser König den ihm auch örtlich so nahen Dichter nie beachtete; — der stolze Ramler dagegen hat aber auch nie geschmeichelt und sich durch die königliche Misachtung nie gekränkt gefühlt.

Drum schweige du nie von ihm, mein Lied,
Stolzer als der ceische
Und thebanische Päan,
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem Seinigen nicht.
Und ob Er gleich auch diesen Triumph verlenkt,
Und, deiner Töne nicht gewohnt,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt:
So singe du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen! —

Auch seine Übersetzungen der Oden des Horaz, der Sinngedichte Martial's, Catull's u. s. w. gehörten zu den besten seiner Zeit, und von seinen Cantaten hört man auch jetzt noch seinen Tod Jesu, durch Graun's Musik berühmt, überall gern. (Eine schöne Ausgabe seiner Werke von Gökingk 1801.)

c) Joh. Peter Uz (1720—1796). Wenn nach griechischer Weise, sagt Herder, einem verstorbenen Dichter sein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra aufs Grab gesetzt werden sollte, so gebührte dieselbe ihm: eine Lyra mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunst, der Weisheit und des thätigen Verdienstes umwunden. — Uz war ein musterhafter Geschäftsmann, ein edler Mensch und ganz nach dem Systeme der Halberstädter ein liebenswürdiger Epikuräer, der die Kunst verstand, sich zu freuen und glücklich zu sein, — er war ein Sänger, der den ansprechenden Ton traf, in welchem die Lehre, Jedermann verständlich, im feurigen oder sanften Sylbenmaße unser Gemüth durchdringt und es in süßer Begeisterung mit sich fortreißt. Seine philosophischen Oden sind

ein Lehrbuch der liebenswürdigsten Moral in süßen Sangweisen; ein harmloser, fröhlicher Sinn wehet in allen Versen; sie lehren den Muth und die Standhaftigkeit des Weisen, der das unabweisbare Übel in Lust verkehrt; sie singen von der Freude und dem Frieden der Natur, von dem sanften Genusse stiller, reiner Herzen. Dafür ward die fromme Heiterkeit des glücklichen Anspachers aber auch hart von der grämlichen Andacht und der bittern Strenggläubigkeit angegriffen und die ganze halberstädter Sippschaft von den kirchlichen Zeloten mit dem Schimpfnamen von Ungeziefer geehrt.

Obgleich Uz in seinen Oden die Sylbenmaße des Horaz, wie Ramler that, nicht gebrauchte, sondern sich neue Versformen schuf, so verleugnet doch keine den horazischen Geist im Inhalte, in dem Schwunge und der Anordnung (z. B. das bedrängte Deutschland, an die Deutschen). Seine kräftigen und innigen Kirchenlieder, zum Theil viel faßlicher und leichter als die Klopstock'schen, zieren meistens jetzt das anspacher Gesangbuch. (Ausgabe seiner Werke von Chr. F. Weiße 1804)

d) Joh. Nic. Götz (1721—1781). Dieser liebenswürdige Wormser erschien in seinen Liedern, Idyllen, Allegorien, Epigrammen, in jener leichten, tändelnden und witzigen Gattung lyrischer Poesie unter seinen halberstädter Dichterfreunden als der Eleganteste und Beliebteste. Einzelne seiner Poesien duften auch jetzt noch als herrlich entfaltete Blüthen naiver Kunst, ergötzen auch jetzt noch als anmuthige Spiele einer reichen Einbildungskraft und empfehlen sich bis heute nicht nur als Meisterstücke durch gemüthliche Behaglichkeit, durch feinen Schmuck, durch ihren verjüngten, echt griechischen Styl, — sondern auch durch ihre beispiellose, sich nie zufriedenstellende Sorgfalt, mit welcher der rheinländische Sänger seine Lieder arbeitete. Seine harmlose Heiterkeit und seine freundliche Lebensweisheit, sein Sang von Laura, von der Rose, vom Weine zogen dem biedern Geistlichen manchen hämischen Vorwurf von seinen mürrisch hinbrütenden, geistlosseraphischen Amtsbrüdern zu, die es für die geistliche Amtstracht unwürdig hielten, von Lieb und Weine zu singen und sich mit Rosen zu bekränzen. Daher trieb der eingeschüchterte, ängstliche, von hochmüthigen Laurern umstellte Sänger sein Kunstspiel heimlich, lebte in tiefster Zurückgezogenheit und gab nur im Göttinger

Musenalmanach, in Ramler's Blumenlese ꝛc. seine Poesien unter „Paperle oder Gedichte eines Wormsers" heraus. — Schade, daß Götz der Einladung seines Gleim nach Halberstadt nicht folgte; wie viel freier hätte er da an den Ufern der Emma singen mögen! (Seine vermischten Gedichte herausgegeben vom Ramler 1783 und 1807 nebst Lebenslauf.)

e) Ewald Christ. v. Kleist (1715—1759). Dieser, ein Held aus Pflicht, ein Dichter aus Neigung, war einer der vorzüglichsten Sänger in dem lieblichen Kreise der preußischen Dichter. Wegen seines tief religiösen Sinnes, wovon seine Hymnen Zeugniß geben, wegen seiner Liebe zur Natur und Einsamkeit mitten im thatenreichsten, sturmbewegten Leben, wegen seiner heiligen Unruhe und sehnsüchtigen Aufregung war er für die lyrische Poesie geboren. Unter den mannichfaltigen rauhen Umgebungen, im Tumulte des siebenjährigen Krieges, den sein sanftes Herz nur hassen konnte, flüchtete er sich mit verletztem Gemüthe zur Poesie, die ihm wenigstens Melodie und Sprache gab, um den Schmerz, der ihm die Brust umspannte, auszusprechen, — und die Sehnsucht nach Ruhe, die vor ihm zu fliehen schien. Sein Frühling, vielmehr seine Landlust, eine beschreibende musikalische Dichtung in schönen anapästischen Versen, oder eigentlich Hexametern mit einer Vorschlagsylbe, besingt die Wunder der Natur; seine Hymnen verkünden mit feierlicher Erhabenheit und mit glühendem Danke den Weltenschöpfer; seine Elegien hauchen die rührende, zärtliche Sehnsucht nach Ruhe aus; seine Idyllen (Irin) malen das paradiesische Glück der Unschuld. Alles waren Bilder seines eigenen Ich; deswegen konnte auch sein kriegerischer Roman (Cissides und Paches) nicht gelingen; das waren zu heterogene Aufgaben für sein Gemüth. Der Tod fürs Vaterland in der Schlacht von Kunnersdorf wurde das Ziel seiner Wünsche und seines Lebens:

> Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
> Verehrung werth! wie gern sterb' ich ihn auch
> Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!

Sein Heldenmuth und Heldentod gewann der deutschen Dichtung und Literatur weit mehr die Herzen des preußischen Heeres und Volkes, als es je des Sängers Poesien bei seinem Leben vermocht hätten. Aus dem Grabe des sangreichen Helden erstanden die Barden, welche die Thaten Friedrich's sangen.

An Kleist reihen wir den schweizer Kupferstecher, Buchhändler und Maler

f) Salomon Geßner (1730—1787), der zunächst in Berlin seine eigentliche Dichterweihe empfing und seine lyrische Richtung am leichtesten in seinen Hirten- und Schäfergedichten geltend machte. Durch Zufall zur Palette und zum Grabstichel gerufen, durch den Vater zum Comptoir bestimmt, durch eigene Neigung zu dem Tempel der Dichtkunst geführt, hatte Geßner das seltene Glück, allen diesen sich widerstrebenden Verhältnissen zu genügen und hier als tüchtiger Geschäftsmann geehrt, dort als wackerer Maler genannt, dort als berühmter Kupferstecher aufgeführt zu werden, endlich als beliebter Dichter bei allen gebildeten Völkern Europas zu glänzen; denn es existirt wol kaum eine nur halb gebildete Nation, welche unsern Geßner nicht in ihrer eigenen Sprache läse und seine Hirten und seine niedlichen, zärtlichen Schäferpuppen mit ihren rothen Bändchen freundlichst in die Arme geschlossen hätte; — ja manchem gebildeten Ausländer ist von der deutschen Literatur nur Geßner bekannt (der Tod Abel's, der erste Schiffer). Als Maler und Dichter hielten ihn die Zeitgenossen gleich groß, deswegen hieß es:

Als einst um seine Gunst
Die Muse des Gesangs und die der Zeichenkunst
Sich stritten, hieß Apoll, um ihren Streit zu schlichten,
Ihn malen im Gesang und im Gemälde dichten.

Geßner, recht eigentlich ein moderner Pegnitzer, ist das äußerste Glied in der berlin-halberstädter Dichterkette. Er blieb bei seiner harmonischen Prosa, weil er keine fehlerlosen Ramler'schen Verse machen konnte und die leichtfüßigen, nachlässigen rhythmischen Formen Gleim's nicht gießen wollte. Einer der wenigen Deutschen, welche die Idylle mit Erfolg behandelten, wurde er in dieser Dichtungsart wirklich groß; nur Schade, daß diese Dichtungsart selbst eine sehr geringfügige war; schon deswegen konnte er kein großer Dichter werden; gewiß ist sein Ruhm größer als sein wirklicher Werth. Seinen Personen fehlt gerade die dem Naturzustande eigene Thatkraft; es ist eine aller jugendlichen Energie entfremdete Welt, eine zarte Schöpfung aus einem idealen Hirtenleben, dessen tändelnde und thatlose Püppchen durch ihre Feinheit und perennirende Zartheit und Durchsichtigkeit auch den

empfindsamsten Leser zuletzt ermüden. — Sein bedeutendster Schüler und Nachahmer war der Mönch Franz Xaver Bronner, der mit seinen Fischeridyllen viel Glück machte. — (Geßner's Werke, Zürich 1818.)

g) Anna Luise Karsch(in) (1722—1791) bleibt in ihrer Art eine einzige Erscheinung; zwar allein stehend, gehört sie doch in den Kreis der Halberstädter, theils weil der Geist ihrer Gedichte derselbe ist, theils weil die vorzüglichsten der preußischen Dichter, Ramler und Gleim, ihre Führer wurden. Unter den deutschen Dichterinnen dürfte sie wol die größeste sein; in glücklichern Verhältnissen hätte sie gewiß die trefflichsten Leistungen geschaffen; aber Armuth und häusliches Wehe und Brutalität der rohen Umgebung in den schönsten Jahren ihres Lebens lähmte die zarte Psyche. Als sie der ehelichen Fesseln ledig, muthig hinausblicken durfte, da wachte der gelähmte Geist auf; in dieser glücklichen Zeit entlockte sie ihrer Harfe die seelenvollsten Töne. Ihre reinen Empfindungen über Gegenstände aus der Schöpfung sind meist mit Flammenschrift geschrieben (Erheb' auf mich dein Angesicht; — An Gott bei den Frieden). Alle Naturgesänge, in denen die Dichterin in schmucklosester Natürlichkeit aus vollem Herzen sang, ohne irgend eine Einwirkung von Außen, gelangen ihr ausgezeichnet; gerade der Mangel an aller Bildung wirkte hier am günstigsten; unbekannt mit jeder falschen Geschmacksrichtung, überließ sich die Karschin nur ihrem Naturgenius. Daraus strömte der überraschende Reichthum an neuen Bildern, die sie ihrer einzigen und treuesten Lehrerin, der Natur, verdankte; daher die Wahrheit, die Kraft, das Feuer ihrer Empfindungen, die von der vielfach herrschenden Sentimentalität und der weichlichen Stimmung der männlichen Dichter aus Gellert's Schule so gewaltig abstach; daher der echt deutsche Charakter ihrer Sprache, die sie nicht aus Büchern, aus dem verdorbenen Style irgend einer Dichterschule, sondern aus dem lebendigsten Quelle aller Sprachschönheit, aus dem Volke selbst schöpfte; daher auch der rauschende Beifall, den man ihren Dichtungen zollte und welcher sie mit dem stolzen Namen der deutschen Sappho schmückte. Auch Friedrich dem Einzigen sang diese Muse manch schönes Lied, — aber in einer Sprache, die jener verachtete. — Als später ihre halberstädter und berliner Freunde die wilde Naturdichtung durch kalte Pro-

sodie zähmen und die wogende Dichterbrust regelrecht einschnüren wollten, da fehlte der steigenden Lerche die Himmelsluft, die ihren Sang früher geweckt hatte; sie sank zur bedeutungslosen Reimerin, bei der man allenfalls noch die Versschnelligkeit und die Gabe des Improvisirens bewundern konnte, mit der sie fürstliche Einzüge, Illuminationen und hochgestellte Personen zu besprechen wußte. (Gedichte nebst Lebensbeschreibung von ihrer Tochter 1797.)

h) Georg Jacobi (1740—1814). So lange dieser biegsame, bewegliche Geist unter dem alleinigen Einflusse der preußischen Anakreontiker und unter den Augen Gleim's in Halberstadt lebte, sang Niemand unter seinen poetischen Glaubensbrüdern so süß, so tändelnd, so unmännlich und unwahr, als er; gerade weil er nächst Götz der begabteste in diesem Kreise war und sein jugendliches, offenes Herz noch eines Anhaltepunkts bedurfte, flog er leicht zu Übertreibungen. Unter Gleim's Einflusse gab er die Iris heraus, eine Zeitschrift für Damen, deren Liebling er immer gewesen sein soll. Aber bei aller Tändelei war er doch voll zarter Anmuth und oft voll geistreicher Wendung und jedes seiner Lieder ein treuer Zeuge seiner persönlichen Liebenswürdigkeit. Zu seiner Zeit wurde ihm deswegen auch viel Schönes gesagt, als besäßen wir in ihm einen Dichter, den alle Grazien der Feinheit und Zärtlichkeit umflatterten und den die Liebesgötter mit lauter Rosenhonig genährt hätten. — Sobald die Lyrik durch Goethe einen höhern Schwung nahm, wendete sich auch Jacobi von solchem sentimentalen Spiele, sein Genius betrat eine andere poetische Welt, und sein Lied wurde ernster, frischer, wahrer, männlicher, ohne jedoch die frühere Beweglichkeit und Anmuth in der Darstellung einzubüßen (an die Rose, die Heimat, der Ring, Lied der Mutter, die Tempel, Litanei auf das Fest aller Seelen ꝛc.). — Unberührt von den politischen Stürmen draußen, wie sein großer Meister Goethe, baute er seine eigene Welt, und während in den Angsttagen der französischen Revolution der anrückende Feind seinen Wohnort Freiburg ängstigte und drängte, holte Jacobi frische Blumen in seine Gläser und sang von Mutterliebe und Kindesglück. (Werke, Zürich 1807—1822.)

i) Klamer Schmidt (1746—1824), der vieljährige Freund und tägliche Hausgenosse Gleim's, von dem er auch das Freundschaftsbedürfniß und die Verswuth erbte. Die Dichtkunst war auch

ihm das Element seines Lebens; Allem und Jedem wußte er auch eine poetische Seite abzugewinnen: der Blick eines schönen Auges, ein geistreiches Wort, ein fallendes Blatt ward in ihm alsbald ein Funke, aus welchem jäh die Flamme der Begeisterung aufloderte. Er konnte mit Gedichten wahrhaft liebäugeln. Auch die Vorliebe für Alles, was Gedichte machte, war bei ihm durch Gleim's mächtiges Vorbild unauslöschlich; er war unermüdet, auch die schlechtesten Gedichte Anderer, selbst von Handwerkern, zu corrigiren, was er „die schwarze Wäsche reinigen" nannte. Übrigens täuschte er sich über den Werth aller Dichtungen des halberstädter Kreises und über die seinigen am wenigsten; er fühlte es, daß in seinem häuslichen Stillleben, in einer Laufbahn um den Ofen herum, kein Dichter gebildet werde. „Die Halberstädter," schrieb er an Klopstock, „sind von dem Geiste der Bagatellen beseelt; sie interessiren sich mehr für kleine Liebesgöttergruppen als für Großes und Erhabenes, das Einfluß auf die Nation hat." — Wenn also auch seiner Muse das großartige Moment fehlte, so berührte sie doch oft die zartesten und verborgensten Seiten im menschlichen Gemüthe, und man muß bewundern, wie er, der oft sehr zerstreut war, ja in den Formen der Sinnenwelt nicht selten wie ein verblüffter Fremdling erschien, doch das unbegreifliche Menschenherz in seinen geheimsten Eigenthümlichkeiten so wahr darstellte. Daher erschien er auch in seinen Episteln am liebenswürdigsten, sich am treuesten, ganz auf halberstädtischem Dichtergebiete und am glücklichsten in Charakterisirung seiner dichterischen Freunde. Die fröhliche Muse mit ihrem lässigen, leichten Tone blieb die treueste Begleiterin dieses Mannes, dem Friede und Frohsinn ein Bedürfniß war und der, im noch höhern Grade als Goethe, sich alles Schroffe und Harte vom Leibe hielt; die Dichtkunst erleichterte ihm jeden Übergang im wechselvollen Leben und war noch täglich bei ihm, als sich die Menschen von ihm zurückzogen und als schon der kalte Herbstwind des Lebens ihn tödtlich zusammenrüttelte. (Leben und auserlesene Werke, Stuttgart 1826.)

k) Leop. Friedr. v. Gökingk (1748—1828), von Geburt und noch mehr von Geist ein echter Halberstädter, unter dessen Gedichten die poetischen Episteln, als die kanonische Gattung der Halberstädter, den breitesten Platz einnehmen, und in

welchen die halberstädter Maximen poetisch vielfach variirt werden. Überall zeigt sich der ehrsame, vielseitig gebildete Mann der Mitte, der bei aller Welterfahrenheit doch der Empfindung, Naivetät, Zartheit nicht abhold geworden ist, aber der bei aller Sorgfalt auf Reim und Correctheit der Sprache, doch die ganze Poesie etwas cavallierement behandelt und eine vornehme Gemächlichkeit sich in Poesie und Leben nicht übel nimmt. Seine erotischen Gedichte, worin er das allbeliebte Steckenpferd seiner Umgebung trefflich leitet und von Liebe, Freundschaft, häuslichem Glücke, von Wein und fröhlichem Leben singt, — ganz besonders seine Lieder zweier Liebenden erwarben ihm großen Beifall und werden auch jetzt bei unverdorbenen, empfindenden Gemüthern ihre Wirkung nie verfehlen; denn solche Innigkeit, welche in diesen Liedern lebt, veraltet nie. (Seine Werke, Wien 1824.)

l) Magnus Gottfried Lichtwer (1719—1783), der in Halberstadt Amt und Grab fand, war der beste Fabeldichter dieser Gesellschaft, dessen Ruf weit über Deutschlands Grenzen hinaus flog; viele seiner Fabeln, die sich alle durch ihre gesunde Moral, gute Erfindung und eine treffliche Darstellung ein dauerndes Bürgerrecht in der deutschen Literatur erworben haben, — eben so manche seiner poetischen Erzählungen (z. B. der kleine Töffel) sind noch jetzt Lieblingsstücke unserer Kinder. — Endlich gedenken wir noch

m) Gottlieb Conrad Pfeffel's (1736—1809), des berühmten Fabel-, Epigrammen- und Episteldichters, welcher dem Geiste nach gleichfalls in diesen Kreis gehört; über ein halbes Jahrhundert erblindet, trug er sein Loos als fröhlicher, anakreotischer Sänger und nahm die heitere Muse als seine tröstende Begleiterin durch die Nacht seines Lebens; zugleich wirkte er sehr segensreich als Vorstand eines berühmten Erziehungsinstituts in Kolmar. Sehr glücklich dichtete er die damals beliebte Gattung der poetischen Episteln, in welchen die edle männliche Sentimentalität ihren Eindruck auf den Leser nicht verfehlte; am glücklichsten aber war er in seinen Fabeln, in welchen der satirisch-sentimentale Ton trefflich zu den behandelten Gegenständen paßte. (Seine prosaischen Werke 1810, Tübingen 10 Theile; seine poetischen 1805, 8 Theile.)

E. Lessing.

Die Zeit liegt schon 62 Jahre hinter uns, als Gottfried Ephraim Lessing in den letzten Schlummer sank; — aber bei diesem wahrhaft großen Manne fühlen wir jetzt noch ein heiteres Emporstaunen zu dem, was er war, was er uns ist, was er den Nachkommen sein wird. Das traurige Bild der Vergänglichkeit verwandelt sich bei dem Gedanken an diesen, in vieler Hinsicht einzigen Mann in einen blühenden Kranz unverwelklicher Ehre und lichter Geistesherrlichkeit, in den Strahlenglanz ewiger Thatkraft, der um seinen verklärten Scheitel wallt und von den Sternen Gottes in alle Jahrhunderte der Erde und des Entwickelungsganges der Menschheit herableuchtet.

Lessing, zu Camenz in der Lausitz den 22. Januar 1729 geboren, erhielt auf der Fürstenschule zu Meißen eine treffliche Vorbildung. Schon als Student (1746 in Leipzig) strebte er in allen gelehrten wie geselligen Beziehungen aus dem engen Gleise der gemeinen Heerstraße heraus; dem Ernesti zwar widmete er seine ganze Aufmerksamkeit, aber dabei ging er doch lieber mit dem Libertiner Mylius, mit den Schauspielern Brückner und Ekhoff, mit allen akademischen und städtischen Sonderlingen um, als mit den einseitigen Stockgelehrten, den verketzernden Geistlichen und trivialen Magistern. Nach vollendeten Studien war er bald in Wittenberg, bald im elterlichen Hause, bald in Berlin und Potsdam, wo er mit Nicolai, Mendelssohn und allen gelehrten Notabilitäten in Verkehr trat, dann weilte er in Breslau mitten im Kriegsgewühle; darauf zog er nach Hamburg, um

Buchhändler zu sein und die Direction des Theaters zu übernehmen. 1769 wanderte er als Bibliothekar nach Wolfenbüttel und starb in Braunschweig 1781 den 15. Februar.

Gerade diese Unstetigkeit wirkte höchst segensreich; er gehörte allen damals literärisch bedeutenden Städten an und betrat dadurch den sichersten Weg, um überall der geistige Ordner, der auf der Hochwacht stand, — und der literarische Wegweiser der ganzen Nation zu werden. (Seine Biographie in dem Pantheon der Deutschen; seine Werke und sein Leben herausgegeben von seinem Bruder 1793. — 1828 in 32 Bdn. von Fr. Schink; neuerlichst 1838 von Lachmann, und 1841 Leipzig bei Göschen; Lessing's Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von Fr. Schlegel, 3 Thle. 1804.)

Erscheinungen wie Lessing sind zu jeder Zeit selten, und die allgemeine Erfahrung bestätigt seinen eigenen Ausspruch: „Der große Mann braucht überall viel Boden und mehrere zu nahe gepflanzt, zerschlagen sich nur die Äste." — Er selbst starb zwar mitten in seinen Bestrebungen und es war ihm, so wenig wie Schiller, vergönnt, die Summe seiner Wirksamkeit in der Weise zu überschlagen, wie es Klopstock, Wieland, Goethe ꝛc. gestattet war; — aber je früher er, kaum 52 Jahre alt, vom Kampfplatze abgerufen wurde, desto erhabener steht dies glänzende Meteor der Literatur vor unserer Seele, dieser leuchtende Funke, der kaum entglommen, das Reich der Wahrheit nach allen Seiten hin durchstrahlte und in wenigen Athemzügen der schnell verronnenen Zeit zu einem Flammenstrome ward, der leuchtend und wärmend sich durch Jahrhunderte ergießen wird.

Wenn jedes großen Mannes Beispiel leicht misleitet, so kann man von Niemandes Anhange vielleicht wie von Lessing's sagen, daß er, da er nach den rathlosern Irrgängen seiner Jugend selbst niemals fehl gehandelt hat, nicht irre, sondern blos für seine Kräfte zu weit geführt hat; auf seinem Zielsuchen wurde er gerade darin das größte Musterbild, daß er Andere die eigenen Wege suchen lehrte, und daß deswegen auch die verschiedensten Schüler, ein Goethe und Lichtenberg, ein Spittler und Schlegel, ein Claudius und Nicolai, ein Gleim und Voß, ein Herder und Winkelmann nach seinem Vorgange sich bilden konnten. Daher schwingt aber auch der Anstoß, den dieser Geist den Wellen des

geistigen Daseins und seiner Thätigkeit gegeben hat, ins Unendliche fort, und was er hier und dort nur in scharfen Umrissen gezeichnet hatte, ward im Laufe der Zeiten unter dem lebendigen Treiben verwandter Seelen zu einem blühenden, farbenreichen, seelenvollen Gemälde; auf dem Grunde, den er gelegt, stiegen die schönsten Gebäude vollendeter Kunstfertigkeit empor, und auf der Bahn tief eingreifender Forschung, die er gebrochen, klärten sich den kommenden Geschlechtern immer mehr Räthsel und Geheimnisse der Erkenntniß auf; — denn das haben die Seelen, sagt Plato, mit dem Magnete überein, daß sie einander ihre Kraft mittheilen und sich wie in einer fortgehenden Reihe von Wundern beseelen.

Groß in Allem, was er unternahm, wäre er auch groß geworden in Allem, was er etwa hätte unternehmen wollen. Wenn z. B. Klopstock's Größe leicht begriffen und gemessen werden kann, da sie in einem Punkte sich vereinigte, so erscheint Lessing als der für uns fast Unbegreifliche, da er in den mannichfaltigsten Gestaltungen glänzte, in den verschiedensten Bestrebungen herrschte und in Allem zur Vollendung kam; ihm war nichts zu hoch, zu niedrig, zu gering, zu gewaltig, dem er nicht siegreich seine Kräfte geopfert hätte; ja, und wenn es ihm auch in den seltensten Fällen nicht ganz gelang, zur durchsichtigsten Klarheit zu gelangen, so verließ ihn wenigstens die Überzeugung nicht, daß die Wahrheit doch gefunden werden könne; in diesem Sinne verkündigte er auch die Zeit eines neuen Evangeliums, das den Menschen endlich allen Irrthum über sich und ihre Bestimmung nehmen würde. Deswegen stand er aber auch so hoch über seiner Zeit, daß Jahrhunderte ablaufen werden, ehe überall so gefühlt und gedacht werden wird, wie er es haben wollte.

Und mit dieser Großartigkeit des Geistes paarte sich die Großartigkeit des Charakters. Lessing gehörte zu den wenigen Menschen, die Jedem Bewunderung und Liebe abzwingen, weil ihrer Größe sittliche Schönheit zum Grunde liegt. Lessing's Verdienst als Schriftsteller würde nun und nie als so ausgezeichnet erkannt und gepriesen werden, wenn seine sittliche Reife nicht eine ausgezeichnete gewesen wäre. Ein Biedermann bei männlichem Zorne, voll Bescheidenheit bei richtiger Selbstschätzung, voll geselliger Heiterkeit bei tiefem Ernste, — sodaß selbst sein Gleim vor diesem

ernsten Freunde nie mit seiner sonstigen Tändelei und seiner zärtlichen Weichheit zu erscheinen wagte, — voll Versöhnlichkeit und Großmuth gegen alle seine Feinde, voll Barmherzigkeit gegen Nothleidende, der eifrigste Anwalt aller Unterdrückten, der strengste Richter jeglicher Bosheit im Purpur oder Bettlergewande, der unerschrockenste Streiter gegen Aberglauben, der unermüdlichste Lehrer der Unwissenden — kannte er nur eine Lebensaufgabe: das Streben nach Wahrheit in der Kunst, in der Wissenschaft, im Leben. Er drückte sich selbst darüber in folgenden Worten aus: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, immer zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! — dann fiel ich ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gib! die reine Wahrheit ist nur für dich."

Wir fassen zunächst Lessing als Dichter ins Auge. Zwar sagt er selbst von sich: „Ich bin nicht Dichter; man erweist mir zwar öfter die Ehre, mich für einen solchen zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von diesen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, frischen und reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren in mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken."

Schon aus Achtung vor diesem Selbstbekenntnisse dürfen wir unserm Lessing nicht den Epheukranz des Rebengottes um die begeisterte Stirn winden, dieses antike Symbol überwallender Phantasie, wildströmender Lyrik und des dithyrambischen, flammenden Geistesfluges; aber den ewig grünen Lorbeer, der Apollo's Schläfe ziert, das unverwelkliche Zeichen der Dichterweisheit, dürfen

wir auf dem Altar seiner Muse als verdientes Weihgeschenk niederlegen.

Wir übergehen die jugendlichen Versuche, seine Oden, seine (meist scherzhaften) Lieder, seine tief schneidenden Epigramme; selbst seiner äsopischen Fabeln, dieser Zeugnisse seiner genialen Erfindungsgabe, wollen wir nur im Fluge gedenken, obgleich Lessing diese mit besonderm Interesse cultivirte und alle, auch die einfachsten, in Prosa ohne irgend einen poetischen Schmuck erzählten, sinnreich angelegt und musterhaft durchgeführt sind, um so länger da zu verweilen, wo er Bahn brach.

Seit Jahrhunderten war unsere schöne Literatur von den Mustern des Auslandes abhängig gewesen; selbst ein Klopstock hatte sich dem Ausländischen hin und wieder angeschlossen und unsere junge Literatur zum Theil nur an fremden Ammen genährt. Da erschien Lessing und legte sie an den mütterlichen Busen; er zeigte uns die wahren Muster, wies in seinem Laocoon die höchsten Grundsätze aller Poesie nach — und da er die Elemente gegeben, so ging die Geburt, das Wachsthum, die Jugend unserer Sprache von selbst vor sich. Während der entzückte Klopstock und seine Anhänger uns in die geheimnißvollen Regionen der Seraphinen, — oder wie der sinnlich glühende Wieland in die fernen Lande der orientalischen Wunder gerissen hatten, führte Lessing uns in den trauten Kreis der Heimat zurück. Wir hörten bei Klopstock den mächtigen Tonfall der lateinischen Ode, fühlten in ganzer Schwere die Wucht der nordischen Bardensprache; wir wandelten in dem Grausen der Schlacht unserer Väter, in den Schauern der Hölle, in den Wonnen des Himmels. Bei Wieland gesellte sich zu dem Ungeheuern das Angenehme, zu dem Gewaltigen das Weiche; die verführerischen Götter reizender Geselligkeit stiegen nieder und führten mit französischer Geschmeidigkeit und Eleganz in eine orientalische Welt sinnlicher Gebilde und phantastischer Abenteuer. Klopstock und Wieland hatten Menschen der Urwelt, der Halbcultur, der mittlern Zeiten gezeichnet; der Eine den heroischen, der Andere den schwachen; Lessing schuf den echten und wahren Menschen, Menschen von unserm Fleisch und Blute.

Während die schöne Literatur bei Hagedorn und seinem Anhange ihr wohlwollendes Spiel trieb, ergötzte und vorüberge-

henden Genuß bereitete, steckte Lessing ihr das höhere und höchste Ziel; während Gellert im Mittelstande seine Leser und Zuhörer fand und nur einseitig befriedigte; während die leichte Genußsucht sich zu Gleim wandte und mit ihm tändelte; während der rauhere und ernste Haller nur Wenigen zusagte; während Klopstock's tiefer religiöser Sinn nicht überall verstanden, — und Ramler, der seine größte Lebenskraft vom Auslande kaufte, nicht populär werden konnte; — da kam Lessing, gab der vaterländischen Kunst ihre eigenthümliche Richtung und regte sie durch seine Kritik und seine Musterbeispiele zu immer frisch sich gestaltendem Jugendleben und stets neu beginnender, fortwährender Veredlung an.

Wie das Drama immer die Gattung blieb, für welche unsere größten Genien sich bildeten und für die auch stets die größte Theilnahme der Nation zu gewinnen war, so wurde auch für Lessing das Drama, das sich in lebendigen Verkehr setzt mit der Welt, der Hauptpunkt seiner poetischen Thätigkeit und eine der wichtigsten Großthaten seiner schöpferischen Kraft.

Wir verließen das Schauspiel auf einem tiefen, gesunkenen Standpunkte; holperige, uninteressante, steife Convenienzstücke schleppten sich über die Bühne, — oder fürchterliche Opern, grobsinnliche Spektakel, Lustspiele voll Schmuz und Zoten befriedigten die Schaugier und die gemeinste Lachlust. Der öffentliche Zustand der Bühne und der gänzlich verachteten Schauspieler waren über alle Vorstellung kläglich; viel höher achtete das Volk die Seiltänzerbanden, in deren wandernden Buden fratzenhaft gekleidete Marionetten, selbst verkrüppelte Menschen ihre gemeinen Faxen trieben. Das Publicum hatte geradezu alles dramatische Interesse verloren; von einer eigentlichen Volkskomödie kam nur in Österreich und Tyrol noch einige Spur vor, wie denn auch in diesen Landen die biblischen Stücke, die Passionen und Legenden am längsten die öffentliche Schaulust des Volkes befriedigten. Selbst die gebildetern deutschen Höfe in Berlin, Wien, Dresden ꝛc. besoldeten nur italienische Sänger oder französische Possenreißer.

Gottsched (vergl. oben) unternahm daher wahrhaftig nichts Kleines, als er den Gedanken faßte, die deutsche Bühne zu veredeln und sie auf französischen Fuß zu bringen; — denn welcher riesige Unterschied zwischen dem damaligen deutschen —

und dem französischen dramatischen Volksgeschmacke! Das französische Drama war durchaus national in seiner Entwickelung und Fortbildung; auf sein inneres Leben hatten andere Völker gar nicht, selbst die classischen Griechen höchst unbedeutend eingewirkt, und gerade dieser volksthümliche Wachsthum blieb der gediegenste Schmuck der französischen Bühne. Die vollständig ausgewachsene Blüthe des französischen Dramas fiel in die Zeiten Ludwig's XIV.; auch die spätern bedeutendere Schauspieldichter waren nur Zöglinge dieser Zone. Ludwig, voll steifer Gravität und fliegender Grazie, schimmernd von Ruhm und anziehend durch gefällige Formen, hatte das ganze Leben seines Volkes in sich concentrirt; Frankreichs Leben war nur in Paris, des ganzen Volkes Herz schlug nur an dem königlichen Hofe, in Ludwig's Nähe, und wiederum war sein Hof in ganz Frankreich; bis in den entferntesten Provinzen, in dem ärmlichsten Dorfe, in der brot- und obdachlosen Familie glänzte ein mehr oder weniger schwaches Abbild der versailler Etikette. Alle Elemente der französischen Nationalität waren in Ludwig als in dem unübertroffenen Typus dieses Volkes personificirt, — und von ihm strömten diese Elemente wieder aus über das ganze Land, sodaß er mit Recht von sich rühmen konnte: „L'état c'est moi.“ So hatte denn das nationale Leben ein eigenthümliches Ludwigisches Gepräge und dieses Hofwappen, — verführerische Eleganz, feine Beweglichkeit, leichtfertige Geschmeidigkeit, glatte Geschwätzigkeit, die es mit der Wahrheit, mit der Sitte und dem Glauben nicht so genau nimmt, abenteuerliche Charakterverzerrungen, gekünstelte Formen und Verwickelungen, unsinnige Intriguen und Miskennung aller menschlichen Natur im Streben nach Ungewöhnlichem und Unnatürlichem, — dieses Hofwappen wurde nicht nur allen Äußerungen des Volkslebens, sondern auch allen Erzeugnissen der Kunst und Poesie aufgedrückt.

Statt nun das dramatische Leben der französischen Dichter zu studiren, ihre Compositionskunst, ihren meisterhaften Dialog, klammerte sich der dramatische Reformator Gottsched nur an die äußere, von den Zeitverhältnissen abhängige höfische Form und wurde französisch in seinen deutschen Dramen und französirte durch und durch unsere deutsche Bühne. Das gelang ihm wunderbar und noch dazu sehr schnell, wie wir oben (vgl. Gottsched) gesehen

haben. Französische Dramen wurden nun unsere Muster, Gottsched's Regeln der alleinige Kanon, Leipzig der Schoos, aus dem alle dramatischen Dichter damaliger Zeit hervorgingen.

In der Zeit der Gottsched'schen Hegemonie kam der jugendliche Lessing nach Leipzig. Durch den häufigen Besuch des Theaters, durch den täglichen Umgang mit Schauspielern und durch die Bekanntschaft mit der thätigen und geistreichen Directrice Neuber fing Lessing an, die ersten dramatischen Früchte zu schaffen, die zum Theil jetzt aus seinen Werken verschwunden sind; aber in Allem, auch in dem Ersten und Unreifsten, glimmte schon der Krieg gegen den französischen Geschmack. 1755 erschien seine Miß Sara in Prosa, worin sich Alles keck den Franzosen entgegenstellte; es war nicht nur das erste deutsche Originaldrama, welches das französische Costüm abwarf, sondern auch das erste rein bürgerliche Schauspiel, welches die Quelle und das Vorbild aller nachfolgenden bürgerlichen Dramen in Deutschland wurde. „Die Namen von Fürsten und Helden," sagt Lessing, „können einem Stücke wol Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlich am tiefsten in unsere Seele dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen, als mit Menschen und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter; immerhin mögen ganze Völker darin verwickelt werden, unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstracter Begriff für unsere Empfindung. Darum scheint es, daß das bürgerliche Trauerspiel bei den Franzosen nie besonders in Schwung kommen werde, denn die Nation ist zu eitel, ist in Titel und andere äußere Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinsten Mann will Alles mit Vornehmern umgehen, und Gesellschaft mit seines Gleichen ist so viel als schlechte Gesellschaft."

Als Friedrich der Große seinen Sieg bei Roßbach erfochten hatte und das Vaterland in allgemeiner Aufregung war, benutzte Lessing abermals den Nationalgeist meisterhaft; mitten unter dem Tumulte der Waffen und umgeben von der preußischen Armee in Breslau dichtete er die Minna von Barnhelm; die komische und zweideutige Rolle des leichtfüßigen Franzosen darin und als

Gegensatz der grundehrliche, brave deutsche Offizier war ein wunderbar glücklicher Griff in das Nationalleben; das Stück war eine zweite Schlacht von Roßbach; die Minna begeisterte wie jüngst Klopstock's Messias; wo irgend eine Bühne war, wurde sie aufgeführt, in Berlin Monate lang täglich; eine Flut von Soldatenstücken folgte, und gerade diese Sympathie mit dem Volksleben, wodurch auch Schiller der Liebling des Volkes wurde, bahnte auch unserm Lessing den siegreichen Weg zur Vernichtung der französischen Gottschede. Der Ruf nach einer Nationalbühne ertönte nun lauter und immer lauter; Lessing wandte sich nach Hamburg und diese Stadt wurde, als Gegensatz des französischen Leipzigs, die Wiege des neuen deutschen Theaters, wurde die erste Schule für große, denkende Schauspieler (Ekhoff) und leistete nun wirklich, was Leipzig bisher durch Gottsched's Mund nur prahlerisch verheißen hatte.

Mit den Fortschritten, die Lessing in der Kritik machte, gewannen seine dramatischen Arbeiten an Vollendung und Leben; das Spätere seiner Theaterdichtungen übertraf immer das Frühere und das Letzte (Nathan) war sein Vollendetstes; wie denn auch die letzten Lebensjahre Lessing's die reichsten und poetisch wärmsten waren. Insofern mochte Jean Paul wol mit Recht von ihm sagen: „Eine schöne Erscheinung ist, daß sich große, aber vielseitige Kräfte, welche in der Jugend noch das Ägypten der Wirklichkeit bearbeiteten und bekämpften, im Alter auf den Höhen ihrer Gesetzgebung den Glanz der Dichtkunst warfen; so glänzte Lessing's bejahrtes Angesicht in seinem Nathan poetisch; in seinen jugendlichen Versuchen dichtete mehr die Prosa; es gibt überhaupt Menschen, die ihre Jugend erst im Alter erleben."

Alle dramatischen Dichtungen Lessing's haben als echt deutsche Nationalproducte eine sittliche Unterlage und insofern hat auch die Moral dem Dichter viel zu danken. In Minna von Barnhelm z. B. wollte er die Deutschen für die Idee eines gemeinschaftlichen Vaterlandes begeistern und namentlich Preußen und Sachsen aussöhnen; — in der Emilia Galotti, mit der erschütternden, aber doch nicht niederschlagenden Katastrophe, weil das Große, was in ihr liegt, den tiefen Schmerz der Theilnahme reichlich vergütet, — geschah ein entschiedener Schritt gegen die zerstörenden Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der hö-

hern Stände. In allen seinen Dramen vereint sich die zarte Gemüthlichkeit, die tiefe Empfindung mit der idealen Erhabenheit der Ansicht und der Gesinnung, die klare Composition des Planes mit der interessanten Schürzung des Knotens und dessen Auflösung; die treue Haltung und Zeichnung der Charaktere mit der mustergültigen Vortrefflichkeit der Sprache, — und diese Vorzüge um so vollständiger und bewunderungswürdiger, je später die dramatischen Blüthenhervorsproßten. Nathan der Weise, das Letzte und Vollkommenste, ohne Vorbild weder in der alten noch neuen Literatur, wurde das Muster einer ganz neuen, von Lessing erfundenen Art von dramatischen Gedichten; alle frühern seiner Dramen waren in ungebundener Redeform geschrieben, dieses in fünffüßigen Jamben, welche durch Lessing die dramatische Weihe für das höhere Drama erhielten, weil sie die einfachste Gestaltung der gebundenen Rede ohne vordringenden lyrischen und epischen Charakter sind; dazu kommt, daß diese metrische Form durch ihre ruhige Beweglichkeit sich dem leichten Tone der Conversation nähert und für den Dialog sehr passend ist, — und dennoch wieder weit genug sich von der prosaischen Darstellung entfernt, als rein ausgebildete Kunstform jedes bedeutende Herabsinken der Darstellung abwehrt und den Dichter zwingt, die Höhe zu bewahren, die einem Kunstwerke unerläßlich ist. Nathan beweist, daß nicht äußere Verhältnisse, auch wenn sie in heiligen Formen erscheinen, den Werth des Menschen bestimmen; sondern allein der Adel der Seele, der in jeder Religionsform sich offenbaren kann, weil er auf Erkenntniß der Gottheit beruht. „Neben Goethe's Faust," sagt Gervinus, „ist dieses Buch das Eigenthümlichste und Deutscheste, was unsere neuere Literatur geschaffen hat! — Wem hat nicht bei dieser freien, sichern Moral, die in jedem Zuge mannhaft und großartig ist, das Herz geschlagen? Welcher Mann der spätern Zeit wäre, den wir uns zum Muster nehmen möchten und dem nicht diese heiter-ernste Menschlichkeit ein neuer Katechismus geworden wäre? Und was könnte man der Folgezeit Heilsameres wünschen, als daß dieser reizende Codex religiöser und weltlicher Moral immer tiefer in die Herzen unsers Volkes greifen möchte, dem es so vorzüglich gegeben ist, zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung, frei zu denken, ohne frivol zu handeln*)."

*) Von Faust (vgl. oben Faustsage) liegen leider nur ein paar Sce-

Am gediegensten und in seinen Wirkungen am nachhaltigsten wurde Lessing als Kritiker. Es bleibt stets die größte Empfehlung und das probehaltigste Wahrzeichen wirklicher Genialität, wenn mit der Gelehrsamkeit und Wissenschaft sich der Sinn und die Empfänglichkeit für die Kunst vereinigt, und die Wirksamkeit wird für die Mitwelt und Folgezeit eine doppelt segensreiche sein, wenn zu solchen himmlischen Weihgeschenken noch die seltene Gabe des Urtheils, der richtige Geschmack, der freie Muth sich auszusprechen und die Fertigkeit eines schönen Ausdrucks kommt. Mit solchen Waffen schritt Lessing zu einem schweren Kriege.

Als echter Protestant warf er sich mit begeisterter Lust in jeden Kampf, bald mit der Tyrannei des religiösen Glaubens, bald mit trotziger Willkür im Gebiete der Künste, bald mit dem absprechenden Zunfteifer der Gelehrten oder der tauben Verfolgungssucht im Staate. Bei aller Lust am Umwälzen und bei aller herkulischen Kraft, mit der dieses wunderbare Revolutionsgenie den festesten Boden eroberte und geistige Freiheit und Selbständigkeit erkämpfte, war Lessing doch nie neuerungssüchtig, im Gegentheil immer sehr vorsichtig und schonend gegen das Entbehrliche, was aber dem menschlichen Herzen etwa theuer geworden war, — im sichersten Griffe immer fest entschlossen, aber langsam wählend, bedächtig wägend, ohne sich irren zu lassen von dem Widerstande der zärtlich geliebten Eltern, der einflußreichen Freunde, der über sein äußeres Geschick gebietenden Vorgesetzten, der drohenden Feinde, des lautschreienden Pöbels; — immer in seiner riesigen Thätigkeit mit Erfolgen gekrönt, die wir mit Neid und mit Freuden anstaunen. Lessing war ein Mann im schönsten, vollendetsten Sinne des Worts, dem Herder darum auch nur die Grabschrift gesetzt wissen wollte: „Er war ein Mann!“

Überschauen wir die literärisch-kritische Wirksamkeit unsers Lessing näher, so tritt an ihm staunenerregend seine gewaltige, großartige, in die tiefsten Schachten des seltensten Wissens hineindringende, auf die mannichfaltigsten Fächer ausgebreitete Gelehrsamkeit uns entgegen. Schon in der Schule trug er „zwiefache Lasten und bekam doppeltes Futter.“ Beim Antritte der

---

nen vor; dennoch sind diese Umrisse ein Beweis, wie Lessing im Dramatischen neue Bahnen zu brechen sich berufen fühlte.

akademischen Studien war seinem weitstrebenden Geiste das Material einer einzelnen Facultät zu gering; seine erste Lieblingsneigung fiel auf die Literaturgeschichte, in welcher er den Gang der allmäligen Entwickelung der Künste und Wissenschaften verfolgen konnte. Roms und Griechenlands Classiker waren ihm ebenso bekannt, wie die Kirchenväter aller Jahrhunderte; die alte und mittlere Literatur Deutschlands überblickte er ebenso geläufig, wie die großen Geisteswerke der Engländer, Spanier, Italiener, Franzosen u. s. w. Welche riesige Belesenheit zeigt sich in den Streitschriften mit dem hochfahrenden Klotz über die geschnittenen Steine der alten Welt, — welche massenhafte Gelehrsamkeit in seinem Laocoon, — welcher Quellenreichthum in seiner Theorie der äsopischen Fabel. Es drängen sich dabei nicht etwa erdrückende, schwerfällige Notizengebirge hervor, sondern lichte, schön gereihete, durchsichtige Kleinodien des geistigen Lebens der ganzen denkenden und höher gebildeten Welt glänzen uns entgegen. Welche Kenntnisse von alten Handschriften, — welche, jegliches Hinderniß überwindende Fertigkeit im Manuscriptenstudium beurkundet seine Schrift des Berengar von Tours, dieses freimüthigen Bibelforschers des 11. Jahrhunderts und des siegreichen Widerlegers der unerquicklichen, düstern Lanfranc'schen Verwandlungslehre im Abendmahle. Wie war gelehrtes Sammeln, Erforschen, Ergründen, sich in herangeholten Quellen Zurechtfinden recht eigentlich Lessing's Element und die wahre Lust seines Lebens, sodaß er mit Recht meinen durfte, daß er nicht sowol für die Bibliothek in Wolfenbüttel, sondern daß die reiche Bibliothek nur für ihn da wäre. Und wie preiswürdig benutzte er seine Gelehrsamkeit und sein immenses Wissen! Nicht um zu glänzen, vielmehr um der Wahrheit, der Sittlichkeit den Sieg zu verschaffen; um der Menschheit für wahrhafte Erleuchtung über die heiligsten Angelegenheiten die Augen, und für die reine, moralische Größe in Gesinnungen und Thaten das Herz zu öffnen. Mit diesen ungeheuren Waffen durfte er, der Nichttheologe, auch um so dreister und unerschrockener den Kampf um Licht und religiöse Wahrheit mit den streitsüchtigen Theologen damaliger Zeit, z. B. mit dem Hamburger Götz aufnehmen, durfte die Wolfenbüttelschen Fragmente herausgeben und, wie in allen seinen übrigen Kämpfen um freie, ungehinderte Forschung in jeg-

licher Angelegenheit des Lebens, — seinem Genius folgen, um das theologische Studium von allen geisttödtenden Formeln, und die Gottesverehrung von den eisernen, alles Leben und Erhebung erstickenden Fesseln einer unverständlichen und herzlosen Dogmatik zu befreien. Allerdings machte er dabei die betrübende Erfahrung, daß man sein edles Streben verkannte, daß er alle fürstliche Gunst in Braunschweig verlor und daß er, der erleuchtete Christ und evangelische Protestant, als ein alberner Streiter und als Widersacher des Christenthums verrufen und unter die ehrlose Censur bornirter Höflinge gestelle ward; aber der muthige Kämpfer für Licht und Recht verlor nichts von seiner Fassung, von seiner Heiterkeit und seinem Muthe; er legte nur die schwere Waffe der Gelehrsamkeit bei Seite und dichtete seinen Nathan, um durch das Saitenspiel der zartern Muse zu erreichen, was dem Ernste der Wissenschaft nicht gelingen wollte; darauf siegelte er seinen letzten Willen an die denkende Nachwelt in der Erziehung des Menschengeschlechts und sein großes Tagewerk war vollbracht.

In einer Zeit, wo die deutschen Künste in die entschiedenste Plattheit zu versinken drohten, zum Theil gesunken waren, stellte er mit gewaltiger Kraft, mit schneidender Schärfe des Geistes das Nichtige in seiner Nichtigkeit dar, und er war der Erste unter den Deutschen, der den universellen Geist der Forschung und Kritik zeigte, welcher in Wissenschaft und Kunst die schönste Eigenthümlichkeit unsers Volkes macht. Was gleichzeitig Klopstock und Winkelmann leisteten, beschränkte sich zu sehr auf abgeschlossene Sphären, um ein vielseitiges neues Leben in der gesammten Literatur und Kunst hervorzurufen; aber von Lessing darf man mit Recht sagen, daß er die Tenne fegte und die Schaufel brachte, um die Spreu von dem Weizen zu sondern. In Allem, was die plastische und überhaupt die darstellende und die schöne Redekunst betraf, hatte er die größte Einsicht, den feinsten Takt, das gesundeste Urtheil, die größte ausübende Kraft und Gewandtheit. Durch seinen Laocoon, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Weisheit, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen, und worin die Grenzen der Maler-, Bildhauerkunst und Poesie gezeichnet worden, brach der neue Morgen und der neue Weg für die probe-

haltigste Kritik des Schönen an. — Welche unerschöpfliche Quelle der feinsten Winke, welche tiefe Beobachtung der Natur, welch eine Fülle von Wahrheiten strömten ferner in seiner Dramaturgie, — bei aller Einfachheit des darin aufgestellten Grundprincips:

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
So hat Natur mit Kunst gehandelt.

Ist sie doch bis diesen Augenblick noch das Übungsbuch für Alle, welche ein freies, sicheres Urtheil gewinnen wollen, und die fruchtbare Mutter aller nachfolgenden Theaterkritiken. Die Dramaturgie wurde ein Vermächtniß für Deutschland; in ihr brach die schwere Gewitterwolke von Lessing's Zorn gegen die französische Poesie los und — sagt Gervinus — ich kenne kein Buch, bei dem ein deutsches Gemüth über den Wiederschein echt deutscher Natur, Tiefe der Erkenntniß, Gesundheit des Kopfes, Energie des Charakters und Reinheit des Geschmacks innigere Freude und gerechtern Stolz empfinden dürfte. Die ersten Dichter Frankreichs zog er vor seinen strengen Richterstuhl, zerpflückte ihnen Blatt für Blatt des angemaßten Lorbeers, stürzte die Vergötterten von ihrer usurpirten Höhe schonungslos herab und riß sie mit der tödtlichen Schärfe des Tones in den Vernichtungskampf. Corneille's angeblich größtes Meisterstück (Rhodogune) stellte er in seiner ganzen Erbärmlichkeit dar und, um die Niederlage nicht nur vollständig, sondern auch demüthigend zu machen, — nachdem Lessing offen bekannt, daß er selbst kein Dichter sei, setzte er hinzu: „Ich wage es, eine Äußerung zu thun; mag man sie doch nehmen, wofür man will! man nenne mir das Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen wollte!"

Selbst die Sprache, welche Lessing vorfand, entsprach durchaus nicht seinen Bedürfnissen. Klopstock und viele berühmte Namen mit ihm hatten zwar die poetische Sprache umgeschaffen, aber die Prosa war von ihren Einflüssen noch zu wenig berührt; überall war die prosaische Rede todtkrank an der Sucht nach kraftloser Correctheit, die in weitschweifig, in einander geschachtelten Phrasen das einzige Mittel der Deutlichkeit, und in langgezogenen, mit gelehrten Notizen durchwebten Perioden den Ruhm der Classicität erblickte. Da wurde Lessing der Hauptbildner un-

ferer neuesten Prosa; Gellert's und Klopstock's Sprache ist längst vergessen, weil sie von neuern Meistern überholt sind; Lessing's Prosa hat bis jetzt noch Niemand erreicht, in ihr glänzt die unbefleckte Klarheit und Anmuth seines Geistes, die eindringliche Kraft und Schärfe seines Charakters; er schuf sie ganz nach seinem Bilde; er schrieb deutsch und nahm seine Rede aus dem Reichthume der Muttersprache; er ging auf die Natursprache des Volkes, auf die einfache und natürliche Sprache des wirklichen Lebens zurück; er schrieb, wie man sprach, fern von aller Künstelei, matter Schöngeisterei und oberflächlicher Geschwätzigkeit; jeder Begriff wurde klar und bestimmt dem gesunden Verstande vergegenwärtigt, das geprüfte Urtheil streng und folgerichtig an das andere geknüpft; auch dem Witze war seine Freiheit gelassen, und der Gedanke, der immer klarer und klarer hervortrat, wurde fast muthwillig hin und her geworfen, um Unterhaltung und Belehrung zugleich zu verschaffen. Dazu gab er auch seinem Style durch die dialogische Redeweise noch einen neuen Reiz, den kein Schriftsteller weiter gehabt hat. Zu einem seiner schönsten prosaischen Meisterwerke in der Form rechnen wir z. B. auch seinen Ernst und Falk oder Gespräch für Freimaurer; von einer solchen, blos Natur scheinenden Kunst des didaktischen Dialogs, ohne alle poetische Ausschmückung, weder dem Plato noch irgend einem andern Muster nachgeahmt, finden sich in unserer Literatur weiter keine Beispiele. Lessing's Prosa ist classisch, aber leider unnachahmbar, die Klarheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit abgerechnet.

„Allen Schriftstellern," sagt Jean Paul, „wurde der Styl häufiger nachgeahmt als dem originellen Lessing; aber nicht wegen seiner Eigenthümlichkeit selber, — denn die größere ist gerade die bequemere zum Nachahmen — noch weil Glanz und Abglättung seiner Sprachkunstwerke schwierig nachzuprägen war, — denn seine Goldstücke fühlten sich gerändert genug an; — sondern darum: die Eigenthümlichkeit war nicht Bildermalerei, nicht Gefühlsausdruck, nicht Wortebbe noch Wortfluth, nicht Pracht- noch Kraftglanz der Phantasie, — Alles gewöhnliches Grenzwildpret für die Jägerschaft der Nachahmer; aber sein Styl war wie der Demosthenische, die lange Schlußkette einer logischen Begeisterung, in vielfache Wendungen, aber nicht als wie eine Blumenkette,

sondern wie eine Fangkette gelegt und ausgebreitet, gleichsam eine Gebirgskette, womit er die Wahrheit einschloß. Daher kam die dialogische Form mit den ein- und ausspringenden Winkeln ihres Stromes, daher seine Vorliebe für die Antithesen, die Wiederprallichter und Reverberen für das schnelle Erkennen. Allein eben dieser mit der Sache durchwirkte Styl, der nicht das todte Kleid, sondern der organische Leib des Gedankens ist, wird schwer copirt, weil man nicht eine Wachsgestalt, sondern einen lebendigen Menschen wiederzugeben hat, — noch abgerechnet, daß man überhaupt Kälte und Ruhe nicht so leicht und so gern nachmalt, als Wärme, Glut und Sturm!"

Lessing's unmittelbarer und nächster Einfluß.

Zu dieser Sonne gesellten sich alsbald näher und entfernter mehrere Planetengruppen, welche mit schwächerer oder stärkerer Kraft, aber rastlos und redlich gleichfalls den Versuch betrieben, das Volk zu veredeln und zu heben. Es wurde eine zwiefache Anregung und Wirksamkeit Lessing's bald sichtbar: es traten nämlich nicht nur Zeitschriften hervor, deren populär-kritischer Ton die Oberhand gewann, schriftstellerische Vereine und Anstalten zur Würdigung neuer Werke in der Literatur und Kunst, von denen die Stimmung der für Bildung und Belehrung empfänglichen Lesewelt abhängig wurde; — sondern es erstanden auch einzelne Auserwählte, die mit selbständiger, weiterfördernder Kraft das Ruder ergriffen.

Zu dem einflußreichsten, unter dem Einflusse Lessing's gegründeten Zeitschriften gehörte:

A. Die Bibliothek der schönen Wissenschaften (Leipzig 1759—1765); sie kritisirte und lieferte ästhetische Abhandlungen und setzte auch Kunstpreise, die z. B. dem Codrus von Cronegk und dem Freigeiste von J. W. v. Brawe zuerkannt wurden. Der Gründer dieser kritischen Anstalt war der berliner Buchhändler Friedrich Nicolai (1733—1811), welcher zunächst

M. Mendelssohn und Felix Weiße für sein literärisches Institut gewann. Von dem Augenblicke der ersten Erscheinung dieser Bibliothek, der mit der Besetzung Sachsens durch Preußen im siebenjährigen Kriege zusammenfiel, ging außer Sachsens politischer Vernichtung auch seine bisherige literärische Bedeutsamkeit, namentlich Leipzigs Stimmführung in der deutschen Civilisation auf Preußen, auf Berlin über. Mit Lessing verlor Sachsen ohnehin seinen größten literärischen Mann; es trat ihn dem gemeinsamen Vaterlande ab, um die gemeinsame Literatur zu erziehen. — Luther und Lessing, welche Söhne Sachsens! Der Buchhändler Nicolai erwarb sich durch seine kaufmännische Betriebsamkeit und durch die von ihm geleiteten und verbreiteten literärischen Zeitschriften große Verdienste um die aufkeimende classische Literatur Deutschlands, obgleich seine Schriften jetzt vergessen sind. Sein gegen theologische Verketzerung geschriebener Roman: „Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker" erwarb sich damals ein unzählbares Publicum. Er lebte zu lange und schrieb zu viel; auch mochte ihn das Lob zu dreist und sicher gemacht haben, sodaß er sich zuletzt auf eine Art in das große geistige Leben Deutschlands mischte, welche der guten Sache Abbruch thaten; daher drängten ihn die Xenien von Schiller und Goethe derb zurück und machten ihn aufmerksam, wie die Zeit des Schweigens gekommen sei.

Neben Nicolai arbeitete Moses Mendelssohn (1729—1786), Lessing's Vertrauter, eine der schönsten Gestalten der menschlichen Bildung; nicht nur epochemachend im modernen Judenthume als jüdischer Messias, der seine starren Glaubensgenossen trotz aller nationalen und clauselreichen religiösen Absperrung in die deutsche Bildung hineinhob, sodaß das geistige Leben auch ihnen schmackhaft und wichtig wurde; — sondern auch für deutsche Sprachbildung überhaupt von hoher Bedeutung. Mendelssohn wählte wie Lessing den philosophischen Gesprächsstyl und verstand es als platonisch-sokratischer Denker, Wahrheiten mit einfacher und anziehender Eleganz in Briefen und Dialogen durchzuführen (Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele; — Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum; — Morgenstunden ꝛc.). Engel sagte von ihm: „Wie viel die Gelehrsamkeit, die Weltweisheit, die deutsche Literatur an einem Mendelssohn verloren hat,

das wissen Alle, denen diese Gegenstände wichtig sind; aber wie wenig reicht das hin, den unermeßlichen Verlust zu ermessen, den seine Freunde dadurch erlitten. Was von dem Manne öffentlich vor der Welt geglänzt hat, war der kleinste Theil seines Werthes; nicht einmal seinen Geist kann man aus seinen Werken, so voll mannichfaltiger Kenntnisse, so geschmackvoll, so scharfsinnig sie sind, nach Würden schätzen, und wie viel minder noch seine sittliche Güte, seinen Diensteifer, seine Bescheidenheit, alle die liebenswürdigen und großen Tugenden seines Charakters. (Seine gesammelten Schriften, Leipzig 1843.)

Der dritte in diesem kritisch-literärischen Bunde war der berühmte leipziger Steuereinnehmer Christian Felix Weiße (1726—1804), der, so weit die deutsche Sprache reicht, mit Achtung genannt wurde. Befreundet mit allen bessern Köpfen der Zeit, war er ein Menschenalter hindurch unbeschreiblich thätig für die deutsche Literatur; vom fünften Bande an gab er die Bibliothek allein heraus, die bis zu seinem Tode auf 72 Bände anwuchs. Durch Lessing angefeuert, widmete er sich auch der deutschen Bühne; die schönsten Blumen in seinem schriftstellerischen Kranze blieben aber seine Kinderschriften; er wurde von der Jugend wahrhaft vergöttert; seine Lieder für Kinder, sein ABC-Buch sind auch lange das Vorzüglichste geblieben; sein Kinderfreund fand beispiellosen Absatz. Er war ein zweiter Gellert; alle Welt wollte von ihm Rath und Unterweisung haben. Zu der allgemeinen Volksbildung hat er unendlich viel beigetragen, und wenn die wahre Unsterblichkeit in nützlicher Wirksamkeit besteht, so möchte kaum Einer einen unverwelklichern Kranz der dankbaren Mitwelt errungen haben.

Auch Christian Garve (1742—1798) nahm thätigen Antheil am obigen Institute; seine Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral und Literatur, seine Erläuterungen des Ciceronianischen Werkes von den Pflichten, zu dessen Ausarbeitung dieser populäre Philosoph von Friedrich dem Großen persönlich veranlaßt wurde, sind noch jetzt höchst schätzenswerthe Schriften.

Zuletzt führen wir noch Johann Jac. Engel (1741—1802) an, der auf Nicolai einen sehr belebenden Einfluß ausübte. Engel, der in Lessing sein glänzendes Vorbild und sein Muster verehrte, war Lehrer des verstorbenen Königs von Preu-

ßen Friedrich Wilhelm's III. und zugleich ein preiswürdiges Zeugniß von der frommen, dankbaren Gesinnung seines königlichen Zöglings, da derselbe seinen Lehrer durch königliche Huld so stellte, daß er nur den Musen leben konnte. Der feine Geschmack des hochgebildeten Mannes, die scharfe Beobachtungsgabe, der leichte, correcte prosaische Styl (z. B. der Philosoph für die Welt, der Fürstenspiegel ꝛc.) führten seine Schriften als gern gesehene Gäste in weite und vornehme Kreise; seine „Mimik" mit den erläuternden Kupfern von Meil bewahrt sich auch jetzt wegen der feinen psychologischen Bemerkungen ein bleibendes Ansehen und verbreitet über die dramatische Darstellung so viel Licht, daß dieses Buch bis heute noch ein Führer für denkende Schauspieler ist. Auch seine Lustspiele (der Edelknabe, der dankbare Sohn) erhielten sich lange wegen der Wahrheit, Lebendigkeit und scenischen Ökonomie auf der Bühne. Seine „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus den Mustern entwickelt" gehörten zu den ersten glücklichen Versuchen dieser Art unter den Deutschen. Als sein Meisterwerk aber, als Perle aller seiner Schriften glänzt sein Familienroman „Lorenz Stark".

B. Als eine zweite sehr wirksame Zeitschrift erschienen die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", die in ihrem freimüthigen, strengen, gerechten und heitern Tone, und wegen ihres mannichfaltigen und wissenschaftlichen Inhalts ebenso anziehend, — als wegen der in ihnen zuerst öffentlich und entschieden ausgesprochenen Opposition gegen den französischen Einfluß merkwürdig und bedeutend wurden. Lessing, Mendelssohn und Nicolai waren die Seele dieses kritischen Instituts; man arbeitete für einen klar vor Augen stehenden Zweck mit größtem Geschicke und entschiedener Consequenz. Leider sagte sich Lessing alsbald von den Literaturbriefen los, nachdem er ihnen die Bahn eröffnet und den weitern Weg gewiesen hatte; denn er war wol geeignet, im schönen Eifer ein solches Unternehmen zu beginnen, aber gar nicht der Mann, auf lange Zeit mit solchen immer sehr untergeordneten Männern gemeinsame Sache zu machen.

Später trat Thomas Abbt (1738—1766) hinzu, der Rathgeber und Freund seines Fürsten in Bückeburg, welcher bei längerm Leben eine der ersten Zierden unserer Literatur geworden wäre, und der bei seiner kurzen Wirksamkeit, besonders was die

Cultur der didaktischen Prosa betrifft, doch nach Lessing die erste Stelle einnahm. Seine wenigen Schriften (die Abhandlung vom Tode fürs Vaterland, die er mitten im Getümmel des siebenjährigen Krieges zu Frankfurt a/O. schrieb; vom Verdienste) ließen ahnen, was dieser ausgezeichnete, freisinnige, nach oben strebende Kopf bei männlicher Reife würde geleistet haben. „Seine Schriften," urtheilt Herder, „sind eine Quelle, aus welcher man sich Stärke in die Nerven und Heiterkeit ins Auge trinken kann; Abbt wäre ein Schriftsteller für die Menschheit und ein Weltweiser des gemeinen Mannes geworden; er war erst Mensch, ehe er Gelehrter wurde; er fühlte als Mensch, dachte als Bürger, schrieb als Unterthan. Spräche noch jetzt Apollo in Delphi, er würde unserm Schriftsteller den Preis der Weisheit zuerkennen, weil er seine Philosophie auf die Erde rief, für die Menschheit schrieb und sich der Seinen nicht schämte."

Noch glücklicher in seinen Bestrebungen war der Nationalschriftsteller Justus Möser (1720—1794) in Osnabrück, Deutschlands Franklin genannt, auf den seine Zeit und sein Volk stolz war. Volles Verständniß dessen, was das deutsche Volk werden könne und solle, war sein gewissestes Eigenthum, thätige Liebe für Beförderung des vaterländischen Gemeinwohls seine schönste Zierde. Dabei besaß er auch die innigste Vertrautheit mit dem bestehenden Volksleben, mit seinen Eigenthümlichkeiten, mit den tief liegenden Grundbedingungen ihrer Richtung und Gestaltung; in ihm schlug ein edles Herz, das ihn stets auf der Höhe des Weltbürgers und Menschenfreundes hielt. Er schrieb voll unnachahmlich heiterer Laune eines hellen Kopfes und unbefangenen Sinnes; er redete immer aus warmer Brust über die Fehler, Verbesserungen der Sitten, über die Anstalten, Landesgeschichte, über staatsbürgerliches Recht. Durch seine Schriften gab er der allgemeinen Volksbildung eine feste Grundlage. Seine Ansichten erschienen zuerst in den Osnabrück'schen Intelligenzblättern und wurden dann von seiner Tochter unter dem Titel: Patriotische Phantasien gesammelt; sie sind Meisterstücke ihrer Art, die dem Hausverstande die Gegenwart aus der Vergangenheit klar machten. Seine osnabrück'sche Geschichte war das erste, bis jetzt noch unübertroffene Muster, in welchem er die ursprüngliche Freiheit des deutschen Volkes auf das Trefflichste zeichnete. Auch seine

Vertheidigung des Groteskkomischen im „Harlekin“ — seine Sendschreiben über die deutsche Sprache finden noch jetzt viele Leser. Er selbst legte am Ende seiner Tage das Bekenntniß ab: „Ich bin durch Vieles erfreut, betrübt durch Weniges, gekränkt durch Nichts.“

Auch Johann Georg Sulzer (1720—1779) war fleißiger Mitarbeiter der Literaturbriefe. Das größte Gebäude, welches er errichtete, war sein Wörterbuch der schönen Künste und Wissenschaften; ein dädalisches, unvollendetes Werk, das seinen ersten Gründer nicht ohne Kranz ließ. An der Peterskirche in Rom haben Viele gebaut, weil das Werk über Eines Menschen Leben hinausreichte; selbst der Plan zu diesem Tempel ward einige Male geändert; das Gebäude kam indessen doch zu Stande, und auch denen, welche die Vollendung nicht erlebten, bleibt ihr Ruhm. So hat auch Sulzer seinen Plan nicht ausgeführt; aber wer wollte Unmögliches fordern, und wer Einem und zwar dem ersten Versuche das Geschäft vieler Männer, vielleicht ganzer Jahrhunderte zumuthen?

Noch rühmlicher arbeitete Joh. Aug Eberhard (1739—1809), dessen Verdienste wahrlich größer sind als sein Ruhm. Seine Schreibart galt vielen Zeitgenossen als Muster; von Finsterlingen verfolgt, auf ausdrücklichem Befehl Friedrich's II. aber doch zum geistlichen Amte gelassen, wurde dieser scharfsinnige Weltweise zugleich ein angenehm unterhaltender Schriftsteller. (Seine Sittenlehre der Vernunft; — Theorie der schönen Künste und Wissenschaften; — Geschichte der Philosophie; — seine Ästhetik und seine deutsche Synonymik übertraf Alles, was bisher darin geschehen war.)

C. Endlich unternahm Nicolai, fast von allen Gelehrten Deutschlands unterstützt, die Allgemeine deutsche Bibliothek von 1765 bis in das 19. Jahrhundert fortgesetzt, die auf 107 Bände und 21 Bände Anhang anwuchs; in ihr machte die damals sich ausbildende deutsche Gelehrtenrepublik ihr freies Stimmrecht zuerst geltend, und da sie jedes System einer strengen Untersuchung unterwarf, so war ihre Wirkung bei einer vierzigjährigen Dauer riesenhaft. Sie trug anfänglich vorzüglich dazu bei, die deutschen Völker durch das Band der wissenschaftlichen Untersuchung zu einem geistigen Interesse zu vereinigen und die Trennung im vater-

ländischen Literaturverkehr zu beseitigen. Am schnellsten wirkte diese Bibliothek zur Aufklärung in der Theologie; das dunkle dogmatische Tabernakel ging in den kritischen Flammen auf. Leider kam aber das Licht nur zu schnell, sodaß im heiligen Oppositionseifer das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. Dadurch wirkte diese allgemeine deutsche Bibliothek ihrer eigenen Tendenz wieder feindselig entgegen, sodaß nicht nur die Abneigung der hart angegriffenen orthodoxen Süddeutschen gegen die freidenkenden Berliner aufgeregt und sogar ein bis auf die neuesten Zeiten fortglimmender Widerwille gegen die Preußen überhaupt eingeimpft wurde, — sondern eine höchst bedenkliche religiöse Willkür, wenigstens sehr schwankende und unerwiesene Religionsbegriffe nahmen auf dem frühern kirchlich-dogmatischen Throne Platz. Die daraus entstandene irreligiöse Entkräftigung, bei Vielen der gänzliche Verlust eines altväterlichen, kräftigen Glaubens, besonders in den gebildetern Kreisen des deutschen Volkslebens wurde von schmerzlichen Erfahrungen und Nachwehen begleitet und trug seine giftigen Früchte bis zur Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung Deutschlands durch die Franzosen.

Außer diesen Zeitschriften werfen wir noch einen Blick wenigstens auf einen der ausgezeichnetsten Männer. Darin zeigte sich vorzüglich der Lessing'sche kritische Einfluß, daß er die bessern Köpfe wunderbar ergriff, und daß der philosophisch-kritische Geist und das Streben nach höhern Kunsttheorien unter den Deutschen fortan stärker hervortrat, als bei irgend einem andern Volke. Voran steht der durch seine entzückte Liebe für Schönheit und Kunst des Alterthums unsterbliche Joh. Joach. Winkelmann (1717—1768) aus der preußischen Altmark, ein großer Deutscher, an dessen geistige Wirksamkeit die tägliche Umgebung unsers wissenschaftlichen Lebens erinnert und der zuerst das Wort fand, um die Bedeutung der Kunst auszusprechen. Bei Jammer und Noth von Jugend auf unaussprechlich wißbegierig, schöpfte er aus den reichen Quellen des classischen Alterthums, und mit leidenschaftlicher Sehnsucht forschte er nach den Kunstgeheimnissen der Schönheit. Einsamkeit bei innerm und äußerm Wehe, hatten ihm durch

lange 30 Jahre eine Elasticität des Geistes gegeben, die ihn zu Aufopferungen, Selbstverleugnungen und zu den schwersten Tugenden, aber auch zu den feinsten Nachgiebigkeiten gegen die Schlechtigkeiten der Menschen und gegen den Druck der Umstände fähig machte. Aus diesem Grunde mochte wol Lessing recht haben, als Winkelmann wie ein armes Schlachtopfer ermordet war, zu erklären, daß er ihm gern ein paar Jahre vom eigenen Leben geschenkt hätte; „Niemand kann den Mann höher schätzen als ich; doch möchte ich ebenso ungern Winkelmann sein, als ich oft Lessing bin.“ Um nach Rom, der Heimath des Kunstlebens zu kommen, ließ er sich in Dresden von dem päpstlichen Nuntius für die katholische Kirche um so eher gewinnen, da er ohnehin das kirchliche Bekenntniß nur als äußeres Gewand betrachtete, das den wahren Glauben nicht bezeichnen könne. Über diesen Religionswechsel schrieb er: „Man muß die gemeine Bahn verlassen, um sich zu erheben; die Liebe zu den Wissenschaften ist's allein, die mich bewegen konnte, diesem Anschlage Gehör zu geben; Eusebia und die Musen streiten sich in mir wegen des Antrags des Paters Rauch, aber die Partei der Letztern ist die stärkere.“ Hätte Winkelmann in Griechenland sein können, er wäre auch ein Priester der Cybele geworden. Dabei sang er aber doch seine Lutherischen Lieder in Rom fort und konnte in Unglücksfällen seinen Freunden erbaulich religiöse Tröstungen geben. Seit 1755 lebte er in Rom; seine früh verlorne Jugend gewann er hier wieder; das antike Leben mit allen seinen Sitten und Neigungen erwachte in ihm mit siegender Kraft. Als sein vertrautester Freund und Führer durch diese Weltstadt wanderte neben ihm der sächsische Maler Raphael Mengs, vielleicht das einzige Beispiel, daß ein Künstler bei einer tyrannischen und geisttödtenden Erziehung zur Vollendung gelangt ist; sein Vater sperrte ihn als Kind bei einer Flasche Wasser und Brot im Vatican ein, um den göttlichen Raphael zu studiren. Mengs wirkte durch seine Kunstwerke, vorzüglich durch seine geistreiche Schrift: „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei“ heilsam auf Winkelmann ein; mehr aber noch als durch diese äußere Anregung gewann Winkelmann täglich mehr durch eigene Anschauung, und seine Kunsterfahrung und seine Sicherheit in ästhetischer Auslegung wuchs von Tage zu Tage. Er wurde Dichter, wie Goethe sagt,

wenn er unaussprechliche Werke der Sculptur und Malerei umschrieb, um auch dem, der sie nicht sah oder hörte, einen passenden Eindruck zu machen. Davon zeugen seine Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke, — über die Baukunst der Alten, — von den herkulanischen Entdeckungen, — von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen, — die Geschichte der Kunst des Alterthums, — Monumenti, worin er als ein armer Privatmann leistete, was akademischen Kräften Ehre machen würde. (Sämmtliche Werke von C. L. Fernow, und nach dessen Tode von H. Meyer und Joh. Schulze 1808; Erinnerungen an Winkelmann's Einfluß auf Literatur, Wissenschaft und Kunst von Chr. Petersen, Hamburg 1842.) Seit diesen Werken schien erst das Reich des Schönen für Deutschland geöffnet, und jeder Künstler nicht nur, auch jeder Dichter und Alle, die eine Ahnung von den mächtigen Anregungen einer Kunstwelt und der Natur eines südlichen Himmels hatten, wanderten von jetzt an nach Italien. „Denn dort," sagt Goethe, dem Winkelmann in vielen Beziehungen ein Vorbild wurde, „dort beginnt erst für jeden Empfänglichen die eigentliche Bildungsepoche" (Winkelmann und sein Jahrhundert). Neben Klopstock und Lessing wurde er nun der Wegweiser, der den alten Lebensansichten und engherzigen Beschränktheiten der deutschen Künstler und Gelehrten den ersten nachhaltig wirkenden Todesstoß geben half; selbst sein persönlicher Charakter, die Züge seiner freien und genialen Lebensweise begegnen uns seitdem oft in trefflichen, oft in misglückten Variationen an unserm jüngern Künstlergeschlechte. Die ungeheuren Wirkungen seines Strebens durchzuckten ganz Europa, wohin damals wahrlich nicht so leicht der Ruhm eines deutschen Gelehrten drang; diesen Mann von dem schärfsten Gepräge ertrug man anfänglich kaum, bald liebte man ihn, bald bewunderte ihn Alles und Europa eiferte ihm nach!

F. Wieland.

Unter den Schriftstellern des deutschen Volkes, welche als Sterne erster Größe stets neben Schiller, Goethe und Herder genannt werden, verdient Wieland gewiß einen Ehrenplatz, wiewol er eigentlich in ganz andere Kreise gehört als jene Drei; neben diesen Sonnen allerdings nur mäßig leuchtend, wurde er doch von seinem Volke als großer Dichter bewundert und weithin strahlend über die Grenzen der Heimath bis zum fernsten gebildeten Auslande als genialer Schriftsteller gepriesen. An unserm literärischen Himmel ging er gleichsam als Morgen- und Abendstern auf; in seiner Kindheit galt ihm Brockes noch als Muster, — und dichtend und singend überlebte er noch Schiller. Welche Gedankenzeit, welches unermeßliche Reich poetischer Bestrebungen lag dazwischen! Aus dem Grunde nannte man Wieland wol eine Literaturgeschichte im Kleinen, in welchem sich alle geistigen Bestrebungen jener reichen Jahre abspiegelten, und dem es gegeben war, alle literarischen Themata dieser Periode mit Glück selbst durchzuspielen.

Christoph Martin Wieland wurde den 5. Septbr. 1733 zu Oberholzheim, einem Dorfe im Gebiete der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Biberach, geboren. Mit entschiedener Anlage zur Frühreife der Bildung machte er schon im zwölften Jahre lateinische und unermeßliche deutsche Verse in Brockes' Manier. Der fromme, strenge Vater schrieb dem empfänglichen Knaben eine pietistische Richtung vor; seine heimathlichen Umgebungen flöß-

ten dem Charakter zugleich etwas Idyllisches und Sanftes ein; die Schriften der alten Classiker und die Privatlectüre englischer und französischer Dichter aber gaben dem Geiste einen Icarusflug. Xenophon's Cyropädie, deren herrliche Episode Araspes und Panthea ihn früh begeisterte, und dessen Memorabilien, die er nur das Evangelienbuch der griechischen Welterlösung nannte, waren seine Taschenbücher. Schon auf der Kloster-Berger Schule bei Magdeburg stand der Knabe unbehaglich am Scheidewege zwischen dem idealen Alterthume und dem positiven Christenthume, zwischen einem düstern Himmel und einer lockenden Welt; Classiker und Andachtsbücher füllten seine Zeit; während er sich in den schlaflosen Nächten durch moralische Kasteiungen zerquälte und aus Furcht vor der Hölle die Augen verweinte, — ergötzte er sich Morgens in den schattigen Laubgängen des Klosters am Don Quixote und lernte durch französische Lectüre die profane Welt kennen, oder fühlte sich durch die menschenfreundliche praktische Lebensansicht der Engländer zur Nachahmung gereizt; ja, während Einige ihn nur den frommen Martin hießen, flohen Andere ihn als einen gefährlichen Freidenker. Mit solchem innern Wirrwar und zwischen Extremen schwankend, bezog er siebenzehnjährig die tübinger Musenstadt.

Auf einem Spaziergange bei Biberach, an der Seite der reizenden Sophie von Guttermann, seiner ersten Geliebten, entstand der Gedanke zu dem dogmatischen Lehrgedichte: Von der Natur der Dinge oder der vollkommensten Welt, wodurch Bodmer in der Schweiz für den schwärmerischen Jüngling entzückt wurde und das Publicum auf den jugendlichen Schriftsteller die aufmerksamen Blicke richtete. Bald folgten der Antiovid und die zehn moralischen Briefe, an Sophie gerichtet. Dann ergriff Klopstock's urdeutscher Genius sein ganzes tiefstes Gemüth: „Als ich," so sagt er von sich selbst, „die fünf ersten Gesänge des Messias las, glaubte ich mich selbst erst zu verstehen, und mir war immer, als fände ich hier erst aufgeschlossen, was ich selbst hätte aussprechen wollen." Es erschienen nun Schriften voll edler Schwärmerei der Jugend, voll begeisterndem Glauben an Tugend und Religion, ganz im Sinne der seraphischen Sänger; der Jüngling redete wie ein Apostel und sang von des Herzens Verklärung und Heiligung wie ein Gesalbter des Herrn.

Überall sich anlehnend und in jeder Lieblingslectüre einen instinctartigen Antrieb findend, Etwas in ähnlicher Manier zu versuchen, näherte er sich jetzt auch dem Frühlingssänger Kleist; er schrieb einen Frühling in Hexametern und mancherlei empfindsame Erzählungen und lockende Schilderungen, in denen Reh und Pardel zusammen spielen.

Bei diesen Beschäftigungen traf unsern Wieland die herzliche Einladung Bodmer's, nach Zürich zu wandern (1753); er kam und fand hier den geistbildenden Umgang Breitinger's, Geßner's, Hirzel's, Hesse's ꝛc., welche damals Bodmern wie Monde ihre Sonne umgaben; er arbeitete mit Bodmer an einem Tische und ward der poetische Schildknappe des bejahrten Kritikers, der „als ein Orakel des Alters in der Fülle der Jugend" dem horchenden Jünger vorpredigte. Unter solchen Inspirationen entströmten hier in kürzester Zeit dem übervollen Herzen jetzt längst vergessene Werke z. B.: die Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde; der geprüfte Abraham (ein Epos in drei Gesängen); Hymnen, Psalmen, Bußlieder, platonische Betrachtungen über den Menschen, Timoklea, die Sympathie, Empfindungen eines Christen, das Gesicht des Mirza, das Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen ꝛc. ꝛc. Alles war Mystik und Herzenskasteiung; die Dichtung des Schönen ward ein Wein des Teufels genannt, und der düstere, glaubensschwere jugendliche Wieland fuhr mit fanatischer Frömmigkeit auf alle weltlichen Dichter, auf die Sänger der Grazien los, wollte die Grazien nur als Dienerinnen der Tugend und bekannte laut, daß „Jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Gleim vorziehen solle!"

In solcher höchsten Anspannung des heiligen apostolischen Eifers trafen den frommen Martin die berliner Literaturbriefe mit tiefschneidendem Spotte; Feind jeglicher Unnatur, warnten die berliner Helldenker den jungen Schwärmer vor solcher Verstiegenheit und forderten ihn mit väterlicher Eindringlichkeit auf, aus solchen Verirrungen umzukehren. Zu solchen Kritiken gesellte sich alsbald die lauteste Mahnung des eigenen Herzens, das in diesen Sphären seit der dunkeln Kindheit sich schon unheimlich gefühlt hatte. Wieland verließ Bodmer's Haus und zog als Privatleh-

rer nach Bern. Eine völlige thatlose Abspannung des Geistes und Herzens folgte; die Gesellschaft der seraphischen Dichter wurde zunächst verabschiedet. Von dieser Umwandelung sagte er selbst: „Ich fühle, daß ich als ein wunderbarer, unbegreiflicher, räthselhafter Mensch erscheinen muß: fanatisch dem Einen, heuchlerisch dem Andern, inconsequent dem Ernsten, mondsüchtig den Weltleuten, oberflächlich dem Pedanten, dem Mittelmäßigen lächerlich und vielleicht verächtlich, was weiß ich!

Die Aufregung Deutschlands durch den siebenjährigen Krieg ergriff auch sein Gemüth und rüttelte ihn wieder auf. Friedrich II. wurde sein begeisternder Held; Xenophon's Cyropädie wurde in ein Epos umgeformt und unter Cyrus' Bilde und Namen der große Friedrich besungen. Das Epos mislang; jahrelange Stille herrschte; plötzlich unterbrach die unbehagliche Ruhe ein gewaltiger Schlag; die wie ein Seraph geliebte Sophie wurde Frau von Laroche; die Himmel brachen zusammen. Wieland, um Trost zu finden, war jetzt gezwungen, seine ideale Welt zu verlassen und sich in der wirklichen umzusehen. Der vertraute Umgang mit dem Schauspieler Ackermann veranlaßte, daß der niedergebeugte junge Mann, der jedem Impulse von Außen folgte, sein poetisches Talent am Drama versuchte; er wurde Theaterdichter und schrieb Johanne Gray, Clementine von Porreta. Aber die Berliner, namentlich Lessing, deckten unwiderlegbar die Schwächen dieser Dramen auf und bewiesen haarscharf des Dichters Unzulänglichkeit zu dramatischen Schöpfungen. Wie mismüthig, wie vernichtet stand jetzt Wieland da, wie schien ihm das Leben so öde und leer!

In dieser Stimmung trat er (1760) ein höchst trockenes Amt in der Administration der Stadt Biberach an. Aus Langerweile nahm er nun den Lucian zur Hand, der ihn scharfschneidend belehrte über seine bisherige Schwärmerei; gleichfalls zur Zerstreuung und Aufheiterung übersetzte er 28 Dramen von Shakspeare, und bei solcher Arbeit mußte Wieland, dessen bewegliche Einbildungskraft sich in das Labyrinth von Phantomen verirrt hatte, noch mehr und sicherer von seiner schwärmerischen Extase geheilt werden, da er bei dieser eifrigen Lectüre menschliche Gesinnungen in menschlicher Sprache eingekleidet las, in Scenen, nach welchen selbst ein Einsiedler die Weltbegebenheiten schätzen und den Fortgang der Leidenschaften vorhersagen konnte. Am meisten aber

wirkte zur gänzlichen Gemüthsverwandlung Wieland's das neue biberacher Umgangsleben.

Von jetzt an in der täglichen Nähe des reichen kurmainzischen Ministers Grafen Stadion und des geistreichen Hofraths la Roche, dessen glückliche Gattin Wieland's Jugendgeliebte war, lernte er eine Bildungssphäre kennen, die ihm bisher ganz fremd war und welche ihm als der offenbarste Gegensatz von jener ascetisch-schwärmerischen erschien, an der er sich in Bodmer's Hause übersättigt hatte. Graf Stadion und la Roche waren die feinsten abgeschliffenen Weltleute; bei seltener Wissenschaftlichkeit zeigte sich in ihnen doch die achtungswertheste Gesinnung und mit dieser war doch wieder eine religiöse Ansicht im Bunde, welche einer heitern Weltansicht und allen erlaubten Reizen des Lebens huldigte. Es knüpfte sich bald zwischen jenen Beiden und Wieland die innigste Freundschaft; der vertraute Umgang mit diesen Männern, die zugleich die feine Welt und alle Edlen der Umgegend in ihren Kreis zogen, dabei die tägliche Lectüre der neuesten Erzeugnisse der französischen und englischen Literatur aus der reichen Bibliothek des Grafen hob zu freiern, kühnern Schwingungen die Fittige seines Geistes; Wieland trat allgemach aus allen seinen jugendlichen Sympathien und — jetzt — mit leichtem Achselzucken vernichtete er alle seine frühern Welten und Himmel.

Wieland wurde nun in allen seinen Schriften ganz und gar Erotiker. Einige der ersten dieser Werke waren die poetischen Erzählungen Nadine, Diana und Endymion, Paris' Urtheil, Aurora und Cephalus, sowie er überhaupt von jetzt an die romantische Epopöe anbauete. Dann folgten die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, um doch auch mit einer Don Quixotiade gegen die seraphischen Epopöen, gegen Klopstock's Messias, Bodmer's Noachide und gegen seine eigenen frühern Bestrebungen zu Felde zu ziehen; die frühere Himmelsmuse wurde nun in das Alltagsleben geworfen und selbst die reine, zarte, himmlische Liebe, die ernste Tugend und strenge Religion bespöttelt. Den meisten Ruhm erntete der Agathon, sein Lieblingswerk, weil es die Geschichte seiner eigenen Umwandlung enthielt und in diesem edlen jungfräulichen Jüngling er sich selbst unterschob, und worin er nicht etwa ein Bild sittlicher Vollkommenheit aufstellen, sondern zeigen wollte,

wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könnte und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung seines Wesens hätte. Seine Ansichten über die Liebe eröffnete er in Idris und Zenide, über das Leben selbst in Musarion, worin er lehrte:

Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet; dem Geschick sich unterwürfig macht;
Nicht wissen will, was Alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Die böse wird, nur lächerlich sie sind,
Und sich dazu, — sie drum nicht minder liebt;
Den irrenden bedauert und nur den Gleißner flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, von ihr zu sprechen glüht,
Die ohne Sold und aus Geschmack sie übt,
Und glücklich, oder nicht, die Welt
Für kein Elysium und keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie die Sittenrichter
Von seinem Thron im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie, als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

Es erschienen ferner die Grazien, der neue Amadis, welcher den Triumph einer geistigen Schönheit über bloße körperliche schilderte; Kombabus, dessen mehr als zweideutiger Inhalt an die äußersten Grenzen des öffentlich Erlaubten streifte u. s. w.

Wieland war durch diese biberacher Schriften bis zu einem Punkte gekommen, wo seine Muse einen Charakter zeigte, der, völlig verschieden von dem frühern, höchst verschiedenartig beurtheilt wurde. Die Einen, und unter ihnen die einsichtsvollsten Kunstrichter, ganz vorzüglich aber die gebildeten Frauen tadelten die in den Schriften überall jetzt hervorspringende Lüsternheit, das Streben, sinnlich reizende und üppige Schilderungen seinen Dichtungen einzuweben und ihnen dadurch einen materiellen malerischen Reiz zu geben; es misfiel der plötzliche Übertritt aus der übersinnlichen in die sinnliche, aus der christlichen in die heidnische Welt; wie er früher als christlicher Ascet selbst unschuldige Freu-

den angefochten habe, so überkleide er jetzt selbst die Schwärze des Lasters mit dem blendenden Gewande der Grazien; Edles und Ideales im Menschen werde mit kaltem Leichtsinne behandelt, das Sinnliche und Thierische mit warmem Wohlgefallen; seine ganze Lebensphilosophie richte sich jetzt nur auf den sinnlichen Genuß; er sei der Fürsprecher der französischen Frivolität, und daß diesen Orangenbaum voll französischer Blüthen und deutscher Früchte zugleich gerade die Franzosen am meisten unter den deutschen Schriftstellern erhoben, als Einen, der ihnen am nächsten stehe, sei ein höchst zweideutiges Lob, oder vielmehr für einen deutschen Schriftsteller der offenbarste Tadel. Die Leipziger spotteten über Wieland's Unbeständigkeit; die Schweizer sagten sich völlig los von ihm; die Anakreontiker in Halberstadt fingen einen offenen Krieg mit ihm an; die Berliner erklärten laut ihre Feindschaft; die frommen Wächter Zions, denen Wieland früher angehörte, sprachen das Anathema über ihn; der göttinger Hainbund verbrannte sein Bild und seine Schriften an Klopstock's Geburtstage; Lavater rief alle Christen auf die Kniee, um für Wieland zu beten; in Wien wurden seine Bücher mit Füßen getreten und als er nach Erfurt kam, erscholl der Name dieses Epikuräers und Atheisten warnend öffentlich von der Kanzel; kurz mit allen Dichtergruppen und theologischen Eiferern war Wieland gänzlich zerfallen.

Andere aber urtheilten ganz anders; das vornehme, leichte Publicum, das für das Leben lebt, wurde Wieland's Anbeter. Alle, die geistreich, leicht, anmuthig unterhalten sein wollten; Alle, die den Reiz der geschmeidigen französischen Geselligkeit schmecken gelernt hatten und die durch den schweren erhabenen Himmelsflug Klopstock's nicht angezogen oder durch den ernsten, tiefen Lessing nicht berührt wurden; Alle, die wichtige Dinge geschmackvoll und spielend behandelt wissen wollten, alle Diese begrüßten ihn jetzt als ihren Liebling. Sie fanden in den Werken, womit Wieland in Biberach auftrat, nur die genialste Mischung von feiner erlaubter Sinnlichkeit, zarter Empfindung und pflichtmäßiger Lebensweisheit; man lobte die seltene Belesenheit in den trefflichsten Werken aller Zeiten und Völker, sein unversiegbar sprudelndes Talent, das mit tausend Gefäßen aus allen Quellen schöpfe und reichlich wiedergebe; man bewunderte seine Phantasie, nicht nur durch Selbständigkeit und Erfindungskraft glänzend,

sondern auch erobernd und fähig, alles Eroberte sich als Eigenthum anzueignen; man pries seine Gewandtheit, die auch oft Gesagtes zu verschönern und mit dem Gewande der Neuheit zu umkleiden wisse, die Anmuth und Grazie, den feinen Geschmack, die unübertroffene Herrschaft über Ausdruck und Reim.

Wieland fühlte selbst die Schattenseite seiner Schriften: „Ich bin," sagt er, „in Biberach von langweiligen Arbeiten geplagt; ich dichte diese Leichtfertigkeiten auf dem öden Rathhause unter Acten, damit ich eine Erheiterung habe und im Nothfalle kann ich alle moralisch rechtfertigen: entweder haben diese Erzählungen doch eine moralische Tendenz, oder sie nehmen doch eine moralische Wendung." Aber Wieland hätte sich noch siegreicher vertheidigen können. Zunächst ist es wahr, daß, wenn auch falsche Muster für einen Augenblick seinen Geschmack etwa hätten irre führen können, sie doch nie Wieland's Leben und Grundsätze verdarben. Die Grundlage seines Charakters war und blieb die Liebe zur Harmonie und Schönheit, die Mäßigung und Selbstbeherrschung, die Liebe zur vollendeten Ausbildung des Einzelnen wie des Ganzen innerhalb der Grenzen der Wahrheit und Natur; jene sokratische Lebensweisheit, die, wie er sie im Leben übte, auch alle seine Geistesprodukte durchdrang. Es möchte wol wenig bedeutende Volkslehrer durch Schriften gegeben haben, in denen der Mensch und Schriftsteller so ganz eine Person gewesen wäre, als dies bei Wieland selbst in dieser hart angegriffenen Lebensperiode immer der Fall war. Die Musen und Grazien blieben seine Begleiterinnen, er mochte dichten oder philosophiren, scherzen oder ernstlich sprechen, klagen oder sich freuen, loben oder tadeln.

Ein genauer, unparteiischer Blick auf Wieland's Schöpfungen in dieser biberacher Zeit, wo er so viel in der Hofluft des feinen Grafen Stadion und seiner frühern Geliebten weilte und der lächelnden Welt des Tages auf so reizende Weise näher gerückt war, zeigt wohl, daß jener, ihm jedenfalls zu hart angerechnete leichtfertige Charakterzug seiner Muse ihr von der Phantasie gewissermaßen im ersten Erwachen und im jugendlichen Bewußtsein ihrer endlichen Freiheit aufgedrungen ward; die edlern sittlichen Grundsätze des Dichters sprechen sich in allen seinen Schriften so deutlich und überzeugend aus, daß man diese Entschuldi-

gung des an sich auf keine Weise Lobenswerthen wol gelten lassen kann. Wieland bewies sich durch sein ganzes Leben als der strengste Beobachter aller Gesetze des Anstandes, der reinsten männlichen Würde, der ernstesten Sittlichkeit. Davon zeugt späterhin nicht nur Herder's intimer Umgang, sondern auch des ausgesöhnten Schiller's Urtheil über Wieland's Muse, indem er sagt: „Nein, der unsterbliche Sänger des Agathon und des Oberon darf nie in so schlechter Gesellschaft (Voltaire) genannt werden; ich erkenne den vorherrschenden Ernst der Empfindung, selbst die muthwilligsten Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie seines Herzens; selbst in dem Rhythmus seines Gesanges drückt sich ihr Gepräge und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten wieder emporzutragen."

Solches erkannte auch die für deutsche Bildung großartig gewordene Herzogin Amalie von Weimar, als sie Wieland von Erfurt, wo er eine Zeitlang als Professor gelehrt hatt, 1772 als Prinzenerzieher berief. Vielleicht in ihren Plänen bestärkt durch den goldenen Spiegel, worin Wieland in Bezug auf Joseph's II. edle Thätigkeit eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten, was die Großen der Erde einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben, entworfen hatte; — mehr aber wol noch zu Wieland dadurch hingezogen, daß ihr klares Auge sah, wie hinter den kleinen Leichtfertigkeiten eine heitere gesegnete Welt lag und eine würdige Seele und wie Jacobi recht habe, wenn er äußert, daß der Himmel zu der Leier des Apollo dem Wieland auch das erhabene Wohlwollen dieses Gottes verliehen habe.

Denkt man sich den unruhigen literarischen Verkehr dieser ganzen Zeit; erinnert man sich, daß es die Jahre waren, wo in Zürich sich die Literatur wuchernd ausbreitete, also daß, als Heinze auf seiner italienischen Reise in diese Stadt kam, daselbst 800 Literaten sich befanden, die als Schriftsteller aufgetreten waren; wo Königsberg, Wien, Berlin als literarische Hauptstädte auftraten; wo Gleim in Halberstadt seine Dichtercolonie gründete, Göttingen den Hainbund stiftete; so begreift man wohl, daß diese geistige Bewegung und Unruhe auch zu den kleinern deutschen Höfen wandern mußte, die dem Privatleben und den Dichtern näher standen, als Friedrich's und Joseph's Hofburgen. In den

meisten kleinen deutschen Hofhaltungen blühete das Bedürfniß auf, an dem Aufschwung der deutschen Musen Theil zu nehmen. Der berühmte militairische Graf Wilhelm von Bückeburg befreundete sich mit Abbt und Herder; der treffliche Franz Fürst von Dessau zierte sein Land mit trefflichen Werken der Garten- und Baukunst, glühete, Talente zu schützen und zu pflegen, war bezaubert von Winkelmann, berief Basedow und lieferte Deutschland eine ganze Reihe der trefflichsten Pädagogen; der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zog Lessing an sich; Klopstock fand ehrenvollste Anerkennung in Baden; der Herzog Karl von Würtemberg vergriff sich zwar in der Gründung der berüchtigten Militairakademie, aber er folgte dabei doch nur dem neuen, allmächtig werdenden Bildungstriebe in Deutschland; in Darmstadt sammelten sich berühmte Namen; Dalberg hatte mit Manheim Hohes und Herrliches im Sinne; Gotha vereinte Schmidt, Gotter, Manso, Jacobs, Reichard; der Ruhm deutscher Medicäer blieb aber am glänzendsten auf dem Hause Weimar haften!

Die Seele des neuen Lebens im Ausgange dieses Jahrhunderts, das Band der vielartigen berühmten Persönlichkeiten, die in Weimar zusammentrafen und vorüberzogen, war die Herzogin Amalie, aus dem edlen Hause der Welfen. Die Herzogin wurde der Mittelpunkt eines Hofes, der in mehr als einer Beziehung dem Glanze jenes kunstliebenden Herzogs von Ferrara glich, welchen Tasso's und Ariosto's Gegenwart verschönerte. Nach dem Tode ihres Gatten fand sich die neunzehnjährige Witwe auf einmal zwischen die Regierung ihres Landes und die Sorge für die Erziehung zweier Söhne gestellt. Mit Muth und Eifer, mit Einsicht und Liebe hatte sie beiden Pflichten nach Kräften genügt, bis die Prinzen in das Alter gekommen waren, wo sie der männlichen Leitung bedurften. Wieland wurde dem Erbprinzen, v. Knebel dem zweiten Prinzen zugesellt. Die Fürstin zog außerdem Männer von den verschiedensten Talenten dorthin, z. B. Ekhoff, Brandes, Beck, Seiler, Musäus, v. Einsiedel, v. Voigt, Bertuch u. s. w.; zu ihnen kamen Herder, Goethe, Seckendorf, Böttiger, Schiller. Nur durch die Vereinigung seltener Eigenschaften des Geistes und Herzens konnte es der Fürstin eines kleinen Staates gelingen, mehr ausgezeichnete Männer, als irgend ein gleichzeitiger größerer

Hof um sich zu versammeln. Daß dazu ihr persönlicher Charakter noch mehr, als ihr Rang beitrug, beweist der Umstand, daß ihr dieselbe Umgebung blieb, nachdem sie 1775 die Regierung den Händen ihres Sohnes übergeben hatte. Ihr Schloß zu Weimar, ihre Lusthäuser zu Tieffurth und Ettersburg waren unverändert der Versammlungsort aller Gelehrten, der Künstler und Reisenden von Verdienst. Als Dame von Welt und dem regsten Bildungs- und Unterhaltungstriebe, von milder Lebensansicht, voll Toleranz gegen Alles, voll Streben nach immer neuen Ergötzlichkeiten, voll Unruhe, Fremdes an sich zu ziehen, war diese Fürstin ganz dazu geschaffen, die heterogenen Bestandtheile des Hofes, der Verwandtschaft, der literarischen Zirkel so aus- und beieinander zu halten, daß trotz aller Reibungen jeder zwiespältige Bruch vermieden wurde. Alles, was die Kunst, die Wissenschaft und das Leben an Blüthen und Früchten erzeugte, fand bei ihr Aufnahme und Würdigung. Es lähmte kein strenges Rangverhältniß den aufstrebenden Genius, und obgleich man aller Etiquette oft enthoben im genialen Übermuthe aus den Schranken wich, so war Amalie als geweihete Priesterin sittlicher Schönheit das sichtbare Gesetz, dem die Geister im Gefühle der Freiheit huldigten. Die Herzogin musicirte und zeichnete, sie liebte die neuern Sprachen, lernte Griechisch, las Latein, sodaß selbst ihr Liebling, Wieland, dieser weibliche bewegliche Komet, der alle Dinge umkreisete, alle Interessen ergriff, sich doch wundern mußte über die Gewandtheit, mit der diese Dame jetzt Sprachen, Wissenschaften und Künste trieb, dann mit Interesse sich von Politik und Finanzspeculationen, dann von Literatur unterhielt, oder von der Altagswelt und dem Leben der Straße sprach.

Der Ruf des neuen Lebens und des universalthätigen Hofes in Weimar ging dann auch sogleich, besonders seitdem Goethe (1775) dorthin zog, in alle Welt aus; es entstand dort ein wires Getreibe wie an dem eisenachschen Hofe in der Blüthezeit unserer alten Literatur. Welches Lebenselement für Wieland! Die neue, ihm ganz zusagende Umgebung; der geschmackvolle Kreis, in welchem er sich hier bewegte; dazu der rasche Aufschwung unserer Literatur in diesem achten Jahrzehend wirkte auf den empfänglichen, anempfindenden Mann um so mächtiger ein, da er

in seiner Art jede kleine Schattirung irgend eines markirten Gebildes in sich abdrückte und in Stoff und Form von jeher schon wie das letzte Buch schrieb, was ihn interessirte. Von jetzt an begann darum erst die volle Entwickelung seines eminenten Talents und seine dritte und schönste geistige Lebensepoche. Wieland war hier ganz an seinem Platze, und sein Genius, belebt von innerer Zufriedenheit, ermuthigt durch fürstliche Gunst, gehoben durch Ermunterungen von außen, entfaltete in gewaltiger Kühnheit die Schwingen.

In Weimar begünstigte man das durch Lessing ins Leben gerufene Drama, und als Wieland 1772 dorthin zog, sah man bei Hofe das Theater schon gewissermaßen als eine Schule der Tugend und Sitte, als ein politisch-moralisches Institut an, und man betrieb mit Ernst und Eifer die Aufführung neuer Stücke; die erste Gestaltung dieses Triebes nach Bildung war gleichfalls von der Herzogin ausgegangen. So war es denn wol natürlich, daß der überall hin seine geistigen Fühlhörner ausspannende Wieland zunächst auch das Schauspiel ins Auge faßte und die frühern dramatischen Versuche dieses Mal mit mehr Glück erneuerte. Er schrieb: Die Wahl des Herkules und Alceste (vielleicht die erste deutsche Oper von Bedeutung), welche auf dem weimarschen Hoftheater erschienen und bald in ganz Deutschland mit rauschendem Beifalle aufgenommen wurden, ohne jedoch denselben auf eine spätere Zeit behaupten zu können. Alsbald gab sich ferner seine dichterische Fruchtbarkeit, außer vielen Abhandlungen, kund in der Geschichte der Abderiten, einem überaus ergötzlichem, glücklich eingreifenden Werke, das die Muse der Weisheit unter dem Gewande des Satyrs anmuthig verkleidete; ein greller Gegensatz der krassen Philisterwelt gegen das romantische Ritterthum, ein zweites Volks- und Lalenbuch. Daran schlossen sich der Zeit nach viele Erzählungen, Märchen, meistens fremden Originalen nachgebildet, z. B. Gandelin, Klelia und Sinibald, Sixt, Schach Lolo, Pervonte, Geron u. s. w., vor Allen Oberon, ein romantisches Heldengedicht und von allen Werken Wieland's, deren Legio ist, fast das einzige, das seinen Namen wirklich populär gemacht und auf die dankbare Nachwelt gebracht hat. Für dieses Werk lohnte ihn der Beifall der größten Männer: Goethe schrieb darüber an Lavater: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold,

Krystall Krystall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." Die Schlegel sahen Wieland mit Recht als den Anreger des romantischen Geschmacks an.

Es folgte die Verdeutschung des Horaz und Lucian, und Wieland selbst erklärte seine Horazischen Briefe für diejenige Arbeit, auf die er den meisten Werth legte und woraus sein Kopf, Herz, Geschmack am genauesten erkannt werde. Bedeutender für die gesammte deutsche Literatur ward die Herausgabe des Deutschen Mercurs. Diese Monatsschrift (eines der wichtigsten Unternehmen Wieland's), welche er von 1775 bis 1789 allein und von da bis 1805 mit dem Hofrath Böttiger fortsetzte, das erste der vaterländischen schönen Literatur in ihrem weitesten Umfange gewidmete deutsche Journal fand Eingang in allen Gegenden Deutschlands, bewirkte die allgemeinere Verbreitung des Sinnes für Literatur und behauptete sich lange Zeit als den Vereinigungspunkt der vorzüglichsten Köpfe. Für den Forscher unserer Literaturgeschichte bleibt es von unschätzbarem Werthe. Nichts Neues entstand im Gebiete der Künste und Wissenschaften, was nicht in demselben durch Wieland und seine Mitarbeiter besprochen wäre, und wie thätig Wieland selbst daran arbeitete, erhellt daraus, daß er aus dem Mercur sechzehn Bände gezogen und sie seinen sämmtlichen Schriften einverleibt hat. Er hatte jetzt die Pflicht und Gelegenheit, von den höchsten Grundsätzen des Schönen bis zu den gewöhnlichen Regeln der Form herab seine Ansichten dem Publicum vorzulegen.

Wenn Wieland auch in seiner jetzigen Thätigkeit wieder begeisterte Anhänger und Bewunderer fand; wenn er sich der gebildeten und für Bildung empfänglichen, feinern Lesewelt mit seltener Gewandtheit und Überlegenheit bemächtigte; wenn er dabei die Bedürfnisse seines Zeitalters in gewissen Ständen richtig erkannte und denselben reichlich und völlig zu genügen wußte und er deswegen der Spiegel des herrschenden Geistes eines ganzen Menschenalters wurde, so fehlten andererseits auch die feindlichen Berührungen und die Tadler nicht. Manches Gefäß ätzender Lauge goß die Kritik über seine Schriften aus; auch hier wurden die verführerischen Bilder, die schlüpfrigen Schilderungen, die Laxität der moralischen Grundsätze besonders wieder gerügt; dort

die Seichtigkeit seines ästhetisch-unreinen Urtheils, dort die Ansteckung seiner vornehmen und nachgiebigen französischen Beschränktheit hart mitgenommen. Herder, Lenz, Schlosser geriethen schon früher darüber in Harnisch, und Goethe, damals noch in Straßburg, traf den armen Wieland mit seinem „Götter, Helden und Wieland," ins Herz. Aber Wieland erwiderte jene Angriffe mit leichtem Scherze und mit der ihm eigenthümlichen Milde; ja als Goethe späterhin nach dem Musensitze an der Ilm übersiedelte, der Scheidepunkt der alten und neuen Zeit daselbst eintrat, Wieland sogar zurückgedrängt und ganz andere Persönlichkeiten in Aussicht genommen wurden, — wirkte auch auf den versöhnlichen Wieland der neue Günstling zauberisch; er verlor sich neidlos ganz vor ihm, kannte nichts Höheres und Reineres und in einer Stunde, „wo er ihn in seiner ganzen Herrlichkeit sah, kniete er neben ihn, drückte dessen Seele an seine Brust und betete Gott an!" Er ließ es sich gern gefallen, daß Goethe ihm über den Kopf wuchs, ja er freute sich darüber.

Noch beißender und verletzender waren die lauten Stimmen der famösen Xenien in dem Schiller'schen Musenalmanache, deren ernste Sprache fast keinen der berühmt werdenden oder gewordenen Schriftsteller verschonte. So heißt es in einem Xenion, zum Geburtstage überschrieben, in Bezug auf die Wielandische, zwar vortreffliche, aber an Breite und Endlosigkeit leidende, langathmige Prosa:

Möge Dein Lebensfaden sich spinnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.

Ein anderes, Mercur genannt, heißt:

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene zeigt.

Wieland gab als ein Resultat seiner Beschäftigung mit Lucian ein originelles Werk: Peregrinus Proteus heraus; von diesem sagen die Xenien:

Siehest Du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich schönstens bedanken;
Aber er that mir zu viel Ehre an, ich war doch ein Lump.

Ein anderes Xenion nannte ihn die weimarsche Jungfrau. Wenige Jahre nachher erschien die Zeitschrift Athenäum, in welcher von Neuem die kritischen Pfeile auf ihn geschleudert wurden; Wieland hatte nämlich (1794) seine sämmtlichen Werke in Leipzig

bei Göschen erscheinen lassen und darin angeführt, er habe mit der Morgenröthe der deutschen Literatur begonnen und jetzt am Abend seines Lebens scheine auch eine nächtliche Dämmerung über diese Literatur anzubrechen. Das hatte man nun im Athenäum für einen optischen Betrug ausgegeben, der bei der Augenschwäche des Alters leicht zu begreifen sei. Endlich ging man in der kritischen Freiheit so weit, eine förmliche Edictalcitation anzustellen und mehrere große und bekannte Schriftsteller (Plato, Aristophanes, Xenophon, Cervantes, Horaz, Cicero, Shakspeare, Crebillon, Lucian ꝛc.) als Gläubiger aufzufordern, um das ihnen von Wieland geraubte Eigenthum zurückzunehmen und den im Schmucke fremder Federn einherstolzirenden und gerupften Hahn zu züchtigen.

Wieland blieb ruhig und besonnen bei den Zweifeln der Kritiker an seinem intellectuellen Reichthum und kaufte sich von dem unbezweifelten, nicht unbedeutenden materiellen Reichthum, den ihm seine hart angegriffenen Schriften eingebracht hatten, das Gut Osmannstedt bei Weimar, wo er den Abend seines Lebens in heiterer Muße hinzubringen wähnte. Auch in diesem Osmantium war der größte Theil seiner Zeit literarischen Arbeiten gewidmet; hier führte er den lang genährten Entschluß aus, die Deutschen mit einer Reihe von Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Redekunst vertraut zu machen. Daraus entstand das Attische und das Neuattische Museum, das er zuletzt mit J. Hottinger und Fr. Jacobs herausgab und woraus sein herrlicher Aristipp hervorging und als Nachklänge die beiden kleinen Romane Krates und Hipparchia, Menander und Glycerion tönten.

Das Verhängniß, welches den Bach seines Lebens so wenig getrübt, hatte seine Schläge und Prüfungen für Wieland den Greis aufgespart. Ein mit himmlischer Hingebung ihm nahe stehendes Wesen, die Enkelin seiner Jugendgeliebten, Sophie Brentano starb; seine Gattin, mit der er 35 Jahre unaussprechlich glücklich gelebt hatte, wurde ihm auch durch den Tod entrissen; das verödete Osmannstedt hatte nun keine Reize mehr für ihn. Er kehrte 1803 nach Weimar zurück, um dort Ruhe zu finden; da überstand er noch härtere Verluste: sein Schiller, sein Herder vollendeten; die Schreckenstage der Schlacht von Jena

brachen ein; seine Gönnerin und Freundin, die Herzogin Amalie starb auch. Ein Sturz aus dem Wagen machte ihn kränklich. Der Greis suchte Aufrichtung und Erheiterung; am meisten gelang es ihm noch, dieselbe zu finden in der Übersetzung von Cicero's Briefen. Die Ehrenbezeugungen, die er vom Kaiser Alexander durch Verleihung des St. Annenordens und von Napoleon durch das Kreuz der Ehrenlegion erhielt, seine Aufnahme in das französische Institut milderten etwas den Schmerz seiner Seele, bis auch zu ihm der Todesengel trat den 20. Januar 1813. Seine sterblichen Reste ruhen in einem Grabe mit denen seiner Gattin und seiner Sophie zu Osmannstedt seiner Wahl gemäß. Ein einfaches Denkmal ziert die geweihete Stätte mit der von dem Dichter selbst gefertigten Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlanz die verwandten Seelen im Leben
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein! — —

Wieland's Stellung in der Literatur und seinen Einfluß auf die Bildung des Volkes leiten wir mit einem seiner Aussprüche über sich selbst ein: „Die neuen Kritiker," sagt er, „haben einen Begriff von einem Dichter aufgestellt, wie ihn keine Zeit und kein Volk gekannt hat; haben sie recht, so muß ich freilich selbst gestehen, daß ich nur drei Dichter kenne: Homer, Shakspeare, Goethe und so habe ich wenigstens den Trost, noch in sehr großer und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnassus ausgeschlossen zu sein." — — Wenn dem wahren Dichter es obliegt, ein noch Unerreichtes zu suchen, oder das bereits Erreichte in höherer Weise darzustellen, als es der alltäglichen Thätigkeit möglich ist; — wenn der wahrhafte Dichter die großen Anregungen der Zeit ergreifen, sich in die großen Angelegenheiten seiner Tage versenken, sie für sich freundlich oder feindlich erobern, sie alsdann mit seiner eigenen Persönlichkeit zu einer neuen Gestalt bilden und über das alltägliche Verständniß hinausschreiten muß; — wenn der wahre Dichter es möglich macht, aus den mannichfach einzelnen Resultaten der vorliegenden Bildung ein gründliches neues Bewußtsein zu schaffen und dadurch in die höchste Welt des Volkes allmächtig bildend einzugreifen, — so gehört Wieland,

wie er oben von sich selbst sagt, nicht unter die Dichter, wenigstens nicht zu den dichterischen Urgeistern. Aber dennoch ehrt das deutsche Vaterland mit Recht in ihm einen der verdientesten Männer und unabweisbar schmückt der ewige Lorbeer die Scheitel des Sängers des Oberon.

Je weniger, nach Gruber's Ausspruche, der feine Ton des Weltmannes ein Erbgut war, womit die deutsche Muse ihre Jünger verschwenderisch ausgestattet hatte, desto richtiger wurde die Einwirkung Wieland's in seiner Zeit, die gerade eines Mannes wie er bedurfte, mit diesem feinen Gleichgewichte verschiedener Kräfte, mit dieser Mischung poetischer und philologischer Anlagen, mit dieser zarten Empfindung und großer Belesenheit, mit dieser in griechischen und italienischen Anschauungen und Gefühlen genährten und reich ausgestatteten Einbildungskraft, mit dieser zarten Anmuth des verfeinerten, besonnenen Lebensgenusses, mit dieser freundlichen Verschmelzung des Sinnlichen und Geistigen, des Wirklichen und Wunderbaren, mit dieser bildnerischen Kunstthätigkeit, durch welche die Stoffe aller Völker und Zeiten geordnet, zusammengestellt, umgeformt und germanisirt wurden, — und wodurch es gerade geschah, daß Wieland zu dem Lieblinge der höhern Stände, zu einem gesellschaftlichen Schriftsteller reifte, wie ihn seine Zeit und vorzüglich die Verächter der deutschen Sprache, die im französischen Tone und Geschmacke gebildeter Zirkel bedurften, um sich von dem Ausländischen zu entwöhnen und für vaterländische Dichtung gehörige Achtung zu gewinnen.

Mag auch eine neue ästhetische Schule die bittersten und wegwerfensten Urtheile auf ihn schleudern; mag man auch immerhin beweisen, daß er als Dichter an Erfindung und gewaltiger Darstellungskraft gar Viele über sich habe; mag man behaupten, daß er eine lockere, üppige Frivolität und französirende Lüsternheit, daß er eine verwerfliche Lebensansicht, oft eine weibische Weisheit zur Schau trage, die nur immer predige zu leben und leben zu lassen, Alles in der Welt gut zu finden, Jedem sein Steckenpferd zu gönnen, Alles zum Besten zu kehren, gegen Alles unmännliche Toleranz zu üben; — daß er einen aussaugenden Epikuräismus empfehle, der die zweideutige Kunst anpreise, sein Glück zu suchen, Wohlwollen auf Alles zu erstrecken, damit Alles uns wieder wohl wolle; — mag man auch beweisen,

daß Wieland als Philosoph mehr heller als tiefer Kopf sei, — oder daß er in der Übersetzungskunst nie das Ideal erreicht habe u. s. w. — — immerhin, sein wahrer Ruhm wird dadurch nicht gefährdet; denn in Dem, worin Wieland in seine Zeit eingriff, ist er einzig.

Die Leichtigkeit, Faßlichkeit und Popularität seiner philosophischen Abhandlungen verbreiteten die Liebe zu jener praktischen Lebensweisheit, von welcher am Ende doch alle Aufklärung ausgeht, — und sein Witz, sein Scharfsinn, verbunden mit ausgebreitetem historischen Wissen, wodurch überall Anspielungen, Gleichnisse, Parallelen voll Sinn und Wahrheit herbeigeführt wurden, hefteten die Geister immer mehr an jene Untersuchungen. — Die Sprache, welche durch die Seraphiker geziert, steif und verkünstelt zu werden drohete, verdankte ihm die anmuthige Beweglichkeit, die einschmeichelnde Leichtigkeit. Den Reim, den man nach Klopstock's und Ramler's Vortritte schon zu verachten anfing, brachte Wieland wieder zu verdienter Ehre, indem er durch seine kunstvolle Anwendung zeigte, wie viel Reiz er enthalte und die unendliche Mannichfaltigkeit, die er ihm gab, der unerschöpfliche Reichthum, den er erschloß, bewies die falsche Ansicht, daß die deutsche Sprache reimarm sei.

Ebenso anmuthig und beweglich wie seine Sprache war auch seine poetische Welt, die er unsern Blicken vorzauberte und wozu er das Baumaterial aus allen Völkern und Zeiten geschickt und rastlos herbeizuholen verstand. Nachdem er sich aus den finstern Religionsfesseln gewunden hatte, suchte er als Feind jeder Überspannung, Schwärmerei und Pedanterie zunächst eine ästhetische Moral, die Sittenlehre der Grazien in die Poesie einzuführen. Sein ganzes Wesen, wie es Menzel schildert, war von jenem Geiste der Anmuth, des harmlosen Frohsinns, der Unbefangenheit und Sicherheit durchdrungen; frei, fein, leicht, beweglich, unerschöpflich im Scherz, wie es der gesunde und natürliche Zustand im Leben stets verlangt und noch mehr dazu aufgefordert durch den Gegensatz der herben schweren Zeit fand Wieland darum auch mit sicherm Takte, was die Vorfahren und andere Völker in liebenswürdiger Grazie auszeichnete, allerwärts heraus, suchte bei seinen großen Studien der alten und fremden Poesie fast nur nach dieser Grazie, nach dem ihm vorzüglich Ansprechenden

und vor Allem Geltenden und gewann leicht die schwere Kunst, den eigenen Geist daran zu verfeinern, der eigenen Poesie es einzuhauchen und die Musterhaftigkeit desselben den Deutschen klar zu machen.

Nicht nur seine moralischen Grundsätze und seine Lebensweisheit glichen dem adeligen Mittelalter, sondern auch geschmückt mit allen dichterischen Eigenschaften, wodurch die ritterlichen Sänger der hohenstaufischen Zeit glänzten, war Wieland ganz und gar ein Minnesänger; aus der Roheit seiner Zeit herausstrebend, wie die Ritter mit ihrer höfischen Art vor dem unedlen Volke herauszutreten suchten, und was zur Zeit der adeligen Minne höfische Kunst und ritterliche Sitte hieß, das war auch Wieland's Poesie und Lebensansicht. Aber gerade durch dieses Wesen gründete sich sein nützlicher, — aber auch bei den Schwächlingen seiner Zeit — sein schädlicher Einfluß auf unser Vaterland. „Man muß nicht vergessen," sagt Gruber, „daß, als Wieland lebte, eine Zeit war, wo man mit Beutelperücken und ausgesteiften Rockschößen angethan, tonnenförmige Reifröcke, worin Damen steckten, in Alleen herumführte, die so steif waren, wie die Gevattergesellschaften, in denen das junge Mädchen unter einem hohen Frisurthurme eingeschnürt dasaß, während die alten Basen in Gottschedischer Breite und Langweiligkeit sich allein vernehmen zu lassen das Recht hatten. Daß diesem schweren Blute der Geselligkeit mit einem derben Aderlasse einige Erleichterung verschafft ward, war gewiß unter allen Bedingungen nöthig; das Einzige, was man dabei beklagen dürfte, wäre, daß Wieland vielleicht einen zu langen, schlüpfrigen und für sinnlich Reizbare oder Leichtsinnige zu gefährlichen Umweg durch die griechischen Hetären nahm (deswegen sind seine Schriften meistens ein verschlossenes Paradies für unsere Jugend); da Lessing's Minna mit ihren Naturblitzen und seine Emilie, die sich ungepudert und in natürlichen Locken mit einfacher Rose zum Brautgange rüstet, doch schneller, sicherer, edlerer und gefahrloser wirkten.

Auch dadurch, daß Wieland der vollkommene Gegensatz Klopstock's war, führte er die Poesie einen bedeutenden Schritt weiter. Wieland öffnete namentlich der epischen Poesie eine ganz neue Bahn. Bisher fanden sich zwar viele talentvolle Arbeiter in dieser poetischen Gattung, aber theils hatten sie sich

nicht über die enzen Grenzen des gemeinen Tages oder der komischen Sphäre erheben können (Zachariä), theils hatten sie ihre Stoffe aus himmlischen, unzugänglichen Regionen gewählt, die der epischen Auffassung widerstrebten (Klopstock, Bodmer); Wieland ging ins Mittelalter, dessen reiche Sagenwelt unerschöpflichen Reichthum darbot, der Phantasie den freiesten Spielraum ließ und das Reich des Wunderbaren einzuführen gestattete. Gleich vertraut auch mit der griechischen wie mit der romantischen Welt, war er so glücklich, aus beiden trefflichen Stoff für seine Epen zu gewinnen und die Grazien der einen, wie die leichtfertigen Zauberer und losen Feen der andern in sie einzuführen. Damit aber nun die Ersten, wie die Letzten durch das nordische Organ nicht zu sehr von ihren Reizen einbüßten, schmeidigte und verfeinerte er die Sprache besonders durch die nachgebildete südliche Stanze, deren unnachahmlicher Weichheit und ursprünglichem Wohlklange er glücklich nahe kam.

Klopstock und Wieland standen als die Stimmführer, unter deren Fahnen die Jünger sich sammelten. Wieland war rein episch, Klopstock lyrisch; Wieland sinnlich, Klopstock übersinnlich; Wieland orientalisch, südlich, französirend, Klopstock nordisch, englisch; — dem Wieland war die Poesie ein heiteres Spiel, dem Klopstock ein tiefer Ernst; Wieland war Minnesänger, Klopstock ein Barde; Wieland ein Weltbürger, Klopstock ein Patriot; Wieland blieb Sänger der Anmuth, der Grazie, der einschmeichelnden Leichtfertigkeit, Klopstock der Religion, der Würde, der Erhabenheit; Wieland kehrte mit unverholener Menschlichkeit die Schwäche der Erdensöhne heraus und stellte die Irrenden in ein mildes Licht, Klopstock zeichnete das Göttliche im Menschen und das Verderben der Sünde. Wieland warf sich dadurch mit solchem Gewichte gegen Klopstock, daß nothwendig der andächtigen und elegischen Sentimentalität, die Klopstock angeregt hatte, eine andere Richtung gegeben wurde; — und dadurch, daß Wieland dem Himmlischen das Irdische, dem Übersinnlichen das Sinnliche entgegensetzte, zeigte er den Weg zu einer mittlern, dritten poetischen Region, in welcher die Wielandisch-Klopstock'sche Welt verschmolzen und die erstere durch die letztere geadelt und geheiligt ward. Dem größern Genius Goethe's und Schiller's, welcher jenen Sängern nachfolgte, war es vor-

behalten, die Richtungen Beider zur Einheit und Versöhnung zu bringen.

Sämmtliche Werke Wieland's 36 Bde. und 6 Bde. Suppl. 1794—1802; eine Taschenausgabe 1824, 53 Bde.; dessen Leben von Gruber 1815. — Wieland's Andenken in dem Morgenblatte 1813.

Wieland's Genius fand in dreifacher Richtung die vollste Anerkennung und Nachahmung. Die blutsverwandten Schüler machten zunächst genau die Schritte der Entwickelung des Meisters in Biberach nach; seine freien Schriften der siebziger Jahre waren erwünschte Nahrung für eine Klasse der sogenannten Sturm- und Kraftgenies und halfen das damalige junge Deutschland mit hervorbringen; Thümmel und Heinse traten als Repräsentanten dieser Schule hervor. — Die weimarische, vornehmere und romantische Richtung schlugen Nicolai, Alxinger und Meißner ein; — die ernstere, streng richtende, sich absondernde der edle Klinger.

1) Moritz August v. Thümmel (1738—1817) verweilte, wie Wieland, mit dem Wohlgefallen des schonenden Satirikers bei den süßen Schwächen des menschlichen Herzens und mit noch anmuthigerm Lächeln bei den lockenden Reizen der Sinnlichkeit. Ohne gerade zu der äußersten Linken der taumelnden Frivolität zu gehören, band sich doch seine heitere Lebensansicht und seine muthwillige Laune nicht an die ernsten Gesetze einer klösterlichen Moral und der damals häufig beliebten düstern Kanzelascetik; selbst einen üppigen Scherz nahm er sich mitunter nicht übel. Thümmel erschien dabei stets als ein im Staatskleide geschmückter feiner Hofmann, der mit kunstreichster Nachlässigkeit seine Ironie spazieren führte und in der geschliffenen und geleckten Sprache der vornehmen Welt seinen Satyr tanzen ließ. Er errichtete, wie uns Laube erzählt, bei Coburg eine Mühle, worin die kleinen glatten Steinkugeln verfertigt wurden, die unter dem Namen „Marmel" bekannt und den Kindern als Spielzeug so werthvoll sind. Marmorähnliches Steingerölle, was sich zum Schaden der Äcker im Coburgschen viel vorfindet, ward von den Bauern zu diesem

Behufe viel eingebracht, die dasselbe lächelnd gegen kleine Bezahlung dem feinen Speculanten überließen. Der gut rentirende Artikel ging durch ganz Deutschland und die bunten, glatten Kugeln rollten zu Schiffe bis Indien. Diese Thätigkeit und diese niedlichen Kugeln sind verwandt mit dem Geschmacke und der Schriftstellerei Thümmel's: so glatt, so rund, so niedlich geschliffen ist seine Prosa in seinen „Reisen in das mittägliche Frankreich"; diese Beschreibung war nicht nur ausgezeichnet für ihre damalige Zeit, sondern ist auch jetzt noch anziehend durch ihre farbige, anschmiegende Lebendigkeit; gerade so wie jene leicht rollenden glatten Marmeln ein gefälliges Kinderspielzeug sind, erscheinen seine Erzählungen durch die vielen eingestreuten Verschen, durch die tändelnde Form seiner poetischen Prosa, durch die überall durchblickende höfische Sitte und den graziösen Anstand in Wahrheit nur als ein geschmackvolles literärisches Spielwerk, — ungefähr wie jetzt die Werke seines Stylverwandten, des Fürsten Pückler-Muskau. Auch Thümmel's „Wilhelmine" wurde damals bewundert; dieses idyllische Epos zog wie eine kometenartige Erscheinung am literarischen Himmel auf, die in dem chaotischen Wirrwarr dieser Sturm- und Drangperiode das Licht anzünden half und gegen die früher beengenden Ansichten über Stand, Umgang und Leben den Kampf mit anschüren half, der nun einmal zur Lieblingssache der Feuergeister geworden war. Dennoch bleibt diese Wilhelmine eine verunglückte Idylle, wobei wir wenigstens durch den hochgehenden epischen Ton, durch zu künstliche Reminiscenzen an Homer, ganz besonders durch das fehlgegriffene Thema, wie ein guter, frommer, unerfahrner Geistlicher der getäuschte Gatte einer erfahrungsreichen Lais wird, unangenehm berührt werden. Solche Schwächen geben keine Veranlassung zum Lachen, und Gemeines thut in der Idylle am wehesten.

2) Mit riesenhafter Verstärkung stimmte der Thüringer Wilhelm Heinse (Heinze, 1749—1803) den Ton Wieland's an. Dieser excentrische Mann wird sehr verschieden beurtheilt, zum Theil ganz verkannt. Während Einige vor seinen Romanen, als vor Ausgeburten der zügellosesten Sinnlichkeit warnen und den ausschweifenden Verfasser gar zu gern brandmarken als den Hauptrevolutionair jener Katastrophe der Originalgenies, die alles Be-

stehende und durchs Alter Geheiligte umstürzen und an den Altar strenger Zucht und ernster Sitte den Freiheitsbaum der bacchantischen Gemeinheit pflanzen wollten; — bewundern Andere die Glut und den Himmelsflug seiner Darstellung und die Freiheit seiner erhabenen Weltansicht. Heinze war ein seltener, vielleicht einziger Schriftsteller. Als Jüngling von feinem, vorwärtsstrebendem Sinne und ausgerüstet mit Fähigkeiten, um mehr als eine schöne Kunst zu fassen, bildete er sich mehr in der schrankenlosen Welt, als in der engen Schulklause. Zu Erfurt empfing er durch Wieland seine poetische Weihe, der seinen Schüler für einen Genius hielt, gesandt, die zusammengeschnürte und verkrüppelte Welt zu beglücken. Der feine und gebildete Martin übte dafür auch ausschließenden Einfluß auf den brausenden Feuerkopf; Heinze lebte ganz nach Wieland's Worte und persönlichem Vorbilde sich in ein phantastisch griechisches Lebensideal um so leidenschaftlicher hinein, und sein Streben, die unschöne Welt durch Hineintragung aller möglichen künstlerischen Licenzen umzugestalten, glühete um so nachhaltiger, je mehr der Jüngling vom wirklichen Leben gequält wurde, und je süßere Erheiterung er in seiner armseligen Umgebung darin fand, die Träume seiner tobenden Sinnlichkeit in Wielandischer Manier poetisch zu gestalten.

Er wurde durch Wieland auch mit Gleim bekannt, der den jungen Phantasten mit Rath und ausgeprägter klingender Hülfe unterstützte, ihn aus den Händen wunderlicher und ehrloser Abenteuer rettete und ihn in seine abkühlende Nähe nach Halberstadt nahm. Durch Gleim kam Heinze darauf als Bibliothekar nach Düsseldorf in den vertrauten Umgang mit Jacobi, und hier machte es der junge Mann möglich, seinen durch Winkelmann angefachten höchsten Wunsch, eine Reise nach Italien zu realisiren. Durch alle Keime seines Wesens war Heinze zum Dichter und Künstler bestimmt; deswegen der nordischen Kälte und Beschränkung entronnen, wollte er auch unter dem südlichen Himmel nur diesem seinem Genius leben und fühlte sich nur in diesem Vollgenusse glücklich. Keine Noth und kein Ungemach konnte ihm je ein Wort des Unmuths entlocken, und er meinte selbst, Noth sei der Uhrschlüssel, womit die Springfedern des Herzens von neuem wieder aufgezogen würden. Eine grenzenlose Wanderlust bei al-

ler hemmenden Armuth trieb ihn rastlos von Ort zu Ort; aber er sagte selbst von sich, daß er mit leichtem Schritte ein tüchtiges Bündel Noth forttragen könne.

Seine damaligen Sinngedichte waren unreife, herbe Jugendfrüchte, nach deren Genusse Niemanden mehr gelüstet. Die „Kirschen" glichen einer leichtfertigen Speise, einer verbotenen Frucht, einem Bilde, worin die südliche Glut des Feuergenius den Meister Wieland in nackter, derber Darstellung der zartesten und geheimsten Verhältnisse weit überbot. Laidion (oder die Eleusinischen Geheimnisse) rauschte als ein wilder Dithyrambus nach griechischen und Wielandischen Studien, worin die Himmelserhöhung der Lais und die Genüsse der griechischen Helden in Elysium besungen werden. Als Laidion erschien, sagte Goethe von Heinze: „Dies sei ein Mann; dergleichen Fülle habe sich ihm so leicht nicht dargestellt; man müsse ihn bewundern oder mit ihm wetteifern; er habe nicht geglaubt, daß so etwas in deutscher Sprache möglich wäre." — Wieland dagegen zürnte heftig über den erotischen Übermuth seines genialen Jüngers, der allen sittlichen Anstand verletzt habe; dem feinen, vornehmen Minnesänger in Weimar mishagte also die gesetzlose Denkungsart des fahrenden Sängers, die unruhige Wachsucht und das tobende Blut; — ja wie sehr auch Wieland selbst die sinnlichen Empfindungen und die Verehrung des antiken Ideals in Schutz nahm, so misfiel ihm doch diese stützenlose Hinneigung zu solcher feisten Naturwahrheit; er entsetzte sich geradezu vor den grellen, brennenden Sätzen und Bildern in Heinze's Schriften, — und — indem Wieland mit Schrecken sah, daß das, was er selbst früher gethan, oder wenigstens angedeutet hatte, jetzt von seinem geistreichsten Schüler nur weiter ausgeführt wurde, — empfing er doch nur den gerechtesten Lohn für seine eigenen Schriften. Vielleicht durch diese Erfahrungen an Heinze noch mehr, als durch die Anfechtungen, die Wieland wegen seiner biberacher Schriften in Recensionen erfuhr, nahm der feine Sänger in der Folge sich mehr zusammen, that wieder einen Schritt zur Sitte vorwärts und lehrte von nun an gleichsam die Kunst der naiven und feinen Schilderungen sinnlicher Dinge in seinen darauf folgenden Rittererzählungen.

Viel höher als obige Dichtungen stehen Heinze's Kunstbriefe an Gleim über die Gemäldegalerie in Düsseldorf, überhaupt

seine brieflichen Erörterungen aus der Schweiz und Italien; sie gehören zu dem Trefflichsten, was wir in dieser Art besitzen. Die düsseldorfer Bilder sind darin, könnte man sagen, in Bilder des Wortes verwandelt, in Winkelmann'schem Geiste abgefaßt; es ist als wenn jedes Gemälde sich eine eigenthümliche Sprache gebildet hätte, um ein zweites höheres Leben in der menschlichen Rede zu finden; dabei vereinigten sie mit einem freien, graziösen Gange und den übrigen Reizen eines echten Briefes einen so mannichfaltigen, unmittelbar menschlichen Inhalt, daß man ihnen in dieser Hinsicht selbst die Correspondenz zwischen Schiller und Goethe nachsetzt. Heinze's Meisterschaft überhaupt lag in der Malerei von Naturscenen und Kunsterzeugnissen; er war dazu geboren, die vom Hauche Gottes durchdrungene und belebte Sinnenwelt in der Sprache abzubilden.

Endlich erschienen Ardhingello oder die glückseligen Inseln, und Hildegard v. Hohenthal, zwei der merkwürdigsten Proben aus dieser Literaturepoche. An das erste so berühmt gewordene Buch knüpfte sich nicht nur Heinze's Name am festesten, sondern der Charakter des Helden im Buche, dieses stolzen, großen, freien, todesmuthigen Menschen war auch das leibhaftige Bild des Verfassers; in diesem andern Apollo hatte Heinze seinen eigenen unbändigen, Alles überwältigenden und doch zugleich besonnenen Charakter hineingetragen; im Ardhingello war sein Mark, seine überfluthende Schwärmerei für bildende Kunst, für ein frisches, fröhliches Naturleben, für das Nackte niedergelegt; dieses Buch ging als das stolzeste Resultat des classischen Studiums hervor, welches entschlossen und ganz sich als ein ungeheurer, tief schneidender Gegensatz stemmte gegen die damaligen Hofetiquetten, gegen Schnürleiber und Alongenperücken, gegen die widerlichen Verrenkungen und steifen Verdrehungen in Kunst, Natur und Leben; es war ein lebendiges Gemälde, welches das Naturleben des Alterthums in der Sinnenwelt auffaßte, im Gegensatze des unnatürlichen Zustandes der Gegenwart und der modernen Forderungen, — und welches nach einer Vereinigung dieser verschiedenen Zeiten und Welten trachtete. Ardhingello, theils eine Fortsetzung der obigen Kunstbriefe, theils ein geistreicher Nachtrag zu Lessing's Laocoon, enthielt zugleich auch treffliche Ansichten über Kunst im Allgemeinen, über das Verhältniß der Künste

untereinander, mit eingewebten geistvollen Skizzen aus der Geschichte der Kunst und den Charakteristiken großer Künstler. Gerade durch diese artistischen Episoden misglückte aber auch Ardhingello als Roman ganz und gar, weil die Geschichte sich zu sehr dehnt und nur schneckenartig weiter rückt.

Ein Gleiches gilt von Hildegard, worin er, wie im Ardhingello plastische Kunstwerke, mit der geschmackvollsten Kenntniß der Musik musikalische Compositionen charakterisirte. Es fehlte Heinze's Romanen noch ein Hauptproceß, welcher zur Vollendung eines Kunstwerks nothwendig ist; alles Baumaterial zu einer Schöpfung ist da; — aber die volle, fertige, geweihte Welt, die Einheit, die geschlossene Totalansicht fehlt; am Ende jedes Buchs hat der Leser immer nur ein gigantisches Durcheinander; man bleibt ohne Versöhnung, es fehlt der harmonische Schluß. Der tiefe, aber schmale brausende Gießbach durchströmt nicht das ganze Gebiet; große Strecken bleiben von ihm unberührt und unbefruchtet; ja selbst das Rauschen und Murmeln dringt nicht einmal bis zu ihnen. Darum gehört Heinze auch nicht in die erste Reihe der Classiker, mit denen er sonst in Blick und Kraft so Vieles gemein hat; durch einzelne großartig angelegte Partien ist er ausgezeichnet; man wird an den quellenreichen, schönen Anlagen sich ergötzen, man wird an den einzelnen prächtigen Gegenden sich erquicken, ja man wird selbst von dem stürmischen und bacchantischen Wellentanze augenblicklich wol einmal mit fortgerissen; aber ein feines, edles Gemüth bleibt auf die Länge unbefriedigt, wird nicht erheitert, versöhnt, wird nicht gehoben und begeistert.

Heinze war durchweg ein Sohn der Natur, voll tiefer religiöser Empfindung in seinem poetischen Natursinne; nachdem ihm zuerst durch die Hellenenwelt seine eigenthümliche Geistesrichtung zum Bewußtsein gekommen war, wurde er nach dem Urtheile des Malers Müller die doppelte Grundsäule von Kunst und ursprünglicher Menschheit. Allen Einflüssen und Formen der modernen Welt, die nicht Natur sind, war er abgeschlossen; gegen die willkürliche Convenienz, gegen blindes, versteinertes Herkommen machte er die Natur und sein Reich der Schönheit in der Malerei, Sculptur, Dichtkunst, Erziehung, dem Staate und sein Motto geltend:

„O heilige Natur, die du alle deine Werke hervorbringst in

Liebe, Leben und Feuer, und nicht mit Zirkel, Lineal und Nachäfferei, dir will ich ewig huldigen!"

Deswegen gehörte auch nach seiner Ansicht zu dem Barbarischen in unserer Sitte und Moral die beständige und sorgfältige Bedeckung unsers Körpers durch Kleider. Das Nackte allein war ihm Natur und Ideal; die Schönheit nackter Gestalten war ihm der Triumph der bildenden Kunst. Aus diesem Grunde waren auch seine Menschen wie die unsterblichen Götter der alten Griechen über die vermickerten und rücksichtsvollen Gebräuche der Sterblichen erhaben und wanderten in paradiesischer Nacktheit. Für Unmündige und sonst sittlich hülfsbedürftige Seelen sind wegen solcher Kunstansichten Heinze's Schriften im Allgemeinen also nicht geschrieben, obgleich seine ehrlichen nackten Figuren vielleicht weniger verführen dürften, als Wieland's zweideutige Verhüllungen und Thümmel's durchsichtige Verschleierungen; dennoch haben seine nackten Menschen ihn nun einmal in Verruf gebracht und seine Schriften (neueste Ausgabe von Laube 1841) zu dem verbotenen Baume des Paradieses gestempelt; sehr schade! da in stylistischer Hinsicht seine Schriften gerade der Jugend höchst empfehlenswerth sind; von Heinze kann man, nächst Goethe, am besten lernen, was ästhetische Darstellung sei; Alles wird bei ihm wirklich Portrait und Statue; die Meisterschaft des Briefstyls war ihm angeboren und in der Briefform bleibt Heinze ein unübertroffenes Muster.

In ganz anderer Weise als unsern Thümmel und Heinze inspirirte Wieland der Weimaraner durch seine Rittergedichte Nicolai, Alxinger, Meißner. Diese erschienen als ein ganz anderer Schlag Leute, die, ganz abgewandt von der losen Frivolität, nur einstudirt waren in Wieland's Erzählungs- und Verston, und die sich verliebt hatten in die ritterlichen Helden, welche durch die Welt abenteuerten und endlich glücklich wurden. Neue Schöpfungen sprangen aus den Köpfen dieser Dichter nicht hervor, aber sie verstanden unter Wieland's Anleitung die Decorationen einer längst vergangenen Welt mit blendenden Farben wieder aufzufrischen. Vorzüglich durch diese zweite Klasse der Schüler Wieland's

wurde der Geschmack an Ritterepen in die östlichen Hauptstädte Deutschlands getragen, wo dergleichen unschädliche Heldengesänge unbedingt jede Censur passirten.

3) Ludewig Heinrich v. Nicolay (1737—1820) war ein Straßburger, der als Prinzenerzieher des russischen Paul im fernen Osten Brot, Ehre und Sarg fand, aber immer in heißer Liebe seiner Heimath und der Muttersprache mitten in der Czarenstadt zugewandt blieb. Seine heitere Laune, sein fröhlicher Witz, seine Leichtigkeit und Correctheit in der Sprache, in seinen Fabeln und Erzählungen, ganz in Gellert's Manier, — seine geistreiche Auffassung kleiner Ereignisse des Alltagslebens machten ihn vom Anfang an dem Publicum sehr beliebt (z. B. der persische Bauer, das Testament des Esels, der Käse, die Säcke des Schicksals ꝛc.). Dann folgten Elegien und Briefe in der halberstädter Tonart, aus reinem, keuschem Herzen für reine Herzen. Darauf wurden Episoden aus italienischen Dichtern zu längern Erzählungen ausgesponnen, bis endlich seine Wielandisch-Oberonsche Verpuppung in den größern epischen Sachen (Reinhold und Angelica, Idäa ꝛc.) vollendet war. Nach einer solchen Metamorphose strebte auch allein nur sein Sinn:

Zuletzt und unter uns gestehe mir,
O Wieland, hat die Sage Dir
Noch keines meiner Lieder von der Ritter Thaten
Und von der Feyen Macht verrathen?
Und hat sie's, welchen Rath ertheilst Du mir?
Dein süßes Lächeln stärket mich! —

Als einen eben so getreuen Schildknappen führt sich der Wiener

4) Joh. Baptist v. Alxinger (1755—1797) von selbst in jene ritterliche Sängerzunft mit folgendem Verse ein:

Und weil ich schon die Bahn, die schöne Bahn beschritten,
Die Du (Nicolay) mit Wieland tratst, ihr Beide lang allein,
So denk', auf dieser Bahn sei auch für einen Dritten
Noch Raum genug und mich laß diesen Dritten sein! —

Auch Alxinger strebte also nach keinem höhern Ruhme, als nach Wieland's Beifalle. Den Hülfsbedürftigen seiner Vaterstadt erschien Alxinger unaufgefordert immer als ein reichlich spendender Samariter; seinen Freunden, mit denen er das Journal von Österreich, dann den Wiener Musenalmanach herausgab, war der

treffliche, wohlwollende, milde, immer heitere Mann, welchem der Humor selbst in dem Ernste des Todeskampfes nicht von der zuckenden Lippe wich, ein unentbehrlicher lieber Genosse, und den Wienern, die damals an die Musen noch sehr bescheidene Ansprüche machten, galt er als der erste Sänger der Kaiserstadt, wo nicht der ganzen Welt. Dieser stille wiener Ritter ließ sich durch Wieland auf jene hohe Kunstromantik zurückführen und sich zu solchen Ritterepopöen begeistern, in denen seinem frommen, harmlosen Gemüthe die Tugend vernehmbar blieb und worin auch nicht die geringste Beziehung zu der, nach seiner Ansicht trostlosen und ekligen Wirklichkeit übrig blieb. (Doolin von Mainz, Bliomberis, Numa Pompilius.) Alxinger's jungfräulich zarte Gemüthsverfassung paßte allerdings nicht in den heranbrausenden Sturm der starkgeistigen Originalgenies dieser Periode. — Das gerechte Urtheil lobt an Alxinger's Werken den großen Fleiß, den bedeutenden Reichthum an Rhythmus, seine sichere Herrschaft über die Sprache; — tadelt aber auch den großen Mangel an Phantasie, die wenige Tiefe, die Farblosigkeit, die ungelenke Nachahmung, kurz das Fremdländische der Gedichte, denen der Fruchtboden der mütterlichen Erde und das belebende Licht des heimathlichen Himmels fehlt; darum verfallen seine Schriften der Vergessenheit von Tage zu Tage mehr.

5) In diese Wielandische Reihe gehört auch Aug. Gottl. Meißner (1753—1807), der aus seiner sächsischen Heimath nach Prag wanderte, dort als Professor der Ästhetik rastlos wirkte und in Fulda endete. Als Mensch wurde Meißner hoch gerühmt wegen seiner Wärme für Bürgerglück und Menschenwohl, wegen seines Freimuthes vor Fürst und Volk, wegen seiner Freudigkeit, mit welcher er Opfer brachte. Als Schriftsteller, dessen gesammelte Werke 56 Bände füllen, genoß er lange Zeit die hohe Gunst des Publicums. Seine dramatischen Arbeiten (der Alchymist, Arsinoe, Johann v. Schwaben ꝛc., theils nach Weiße's Muster, theils geschickte Nachbildungen französischer Originale) verdienten das Lob, welches sie damals fanden. Die Quartalschrift für die ältere Literatur und neuere Lectüre war sehr interessant, und seine Monatsschrift Apollo weckte in Böhmen viele schlummernde Kräfte und rückte dieses Land der deutschen-Literatur ein Bedeutendes näher. Sowol wegen des Stoffes zu seinen

Geschichtsromanen und Skizzen, als auch wegen seiner gewandten Sprache, seiner Anmuth und witzigen Satire, wegen seiner glänzenden Manier mit einem feinen Anstriche von höfischer Galanterie erschien er als ein Schüler Wieland's. Bisher hatte man wenig Bedeutendes im Gebiete der prosaischen Erzählung aufzuweisen; es war also kein Wunder, daß seine lebhafte Darstellung, seine reiche Erfindungsgabe, das rasche Spiel des Witzes, das frische Leben, die prosaische Verständlichkeit seinen Skizzen ein unzählbares Publicum gewann. Sein unbestreitbarstes Verdienst dabei war, zuerst größere Mannichfaltigkeit in diese Gattung gebracht zu haben; er mischte, wie Thümmel, Alles hinein, was irgend unterhalten konnte, und überflügelte hierin weit selbst den Meister Wieland; er wob Novellen, Anekdoten, Dialoge, Schwänke, Allegorien, Räthsel, Gesänge, kurz das bunteste Gemisch der verschiedenartigsten Maschinerie zusammen, um Effect zu machen. Am berühmtesten wurden nächst den historischen Skizzen sein Alcibiades, Masaniello, Bianca Capello, Spartacus, Epaminondas, Julius Cäsar u. s. w. Durch diese sogenannten historischen Romane wurde Meißner leider der Herold, der dem Trosse der historischen Romanfabrikanten, welche wie eine Sündfluth seitdem über uns hereinströmten, die leichte Bahn vorzeichnete, — leider der Gärtner einer Zwittergattung von poetischen Blumen, deren Grund und Boden durchaus ein historischer und ästhetischer Irrthum ist. Abgesehen davon, daß die sentimentale Behandlung antiker Stoffe und die Verwässerung der Geschichten durch breite Meißner'sche Dialoge, Arien ꝛc. störend ist, — so bleiben an und für sich alle sogenannte historische Romane, oder jene romanhaften Darstellungen wirklicher Charaktere aus der Geschichte verunglückte Gebilde und Nebelgestalten, in welchen weder für den Ernst der historischen Wahrheit, noch für die Schönheit der Poesie ein reines Resultat gewonnen wird. Der Roman tritt entschieden der Biographie, entschieden der Geschichte entgegen; er ist eine epische Dichtung, ein Spiegel der Menschheit, eine großartige Copie des Gewordenen, mit der Erklärung der Art und Weise, wie es also geworden ist und werden konnte; der Stoff des Romans muß rein erdichtet, die Erzählung durchaus poetisch sein, weil eine einzelne wirkliche Begebenheit, sowie eine besondere historische Person die ganze Menschheit nie repräsentiren,

nie in einem umfassenden, wahren Bilde darstellen kann. — Daß Meißner, früher der Liebling des deutschen Publicums, jetzt in den Hintergrund getreten, von Vielen bereits ganz vergessen ist, dürfte also wol nicht ein Beweis unserer Geschmacklosigkeit, — wie Manche behaupten, — vielmehr ein Zeugniß für das Fortschreiten des Geschmacks und des richtigen ästhetischen Takts der Menge sein. — Die reine Biographie Naumann's war eine der trefflichsten Arbeiten Meißner's.

6) Endlich treten wir noch zu dem Titanen Friedrich Maximilian v. Klinger (1753—1831), in einer dritten Beziehung gleichfalls zu Wieland gehörig, aber doch wieder isolirt stehend wie der Fels im stürmischen Weltmeere. Von diesem Landsmanne und Jugendfreunde gibt Goethe ein treffliches Gemälde:

„Klinger's Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er, nebst einer ebenso schönen als wackern Schwester hatten für eine Mutter zu sorgen, die als Witwe solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, sodaß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er im hohen Grade; aber Alles schien er weniger zu achten, als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten. Einem solchen Jünglinge mußten Rousseau's Worte vorzüglich zusagen. Emil war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie damals über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei Andern; denn auch Klinger war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was Andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen; Verhältnisse, aus welchen die Menschen nach Rousseau's Vorschriften sich retten sollten, hatten ihn nie beengt: — und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Naturevangeliums angesehen werden, und in Betracht seines ernsten Strebens, seines Betra-

gens als Mensch und Sohn recht wohl ausrufen: „Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt!" Aber auch den Nachsatz: „Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen!" drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher schlich ein bitterer Zug in sein Wesen, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber doch bekämpft und besiegt hat. In seinen Productionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig; die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben; ihm fehlt es auch nicht an Heiterkeit und guter Laune, an Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebote; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner sein, wenn er sich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Miswollen verkümmerte. Doch dies macht ihn eben zu dem, was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannichfaltig, daß ein Jeder, theoretisch, zwischen Erkennen und Irren, praktisch, zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt. Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüthe und Verstande heraus, zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durch erhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche Manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am sichersten zum Ziele führt. Dies geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, aber desto tüchtiger, fester und redlicher sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte und mit Beifall und

Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte."

In seiner ersten Blüthe trat Klinger als Theaterdichter der Seiler'schen Gesellschaft auf. Die neuen Unternehmer des hamburgischen Theaters, an der Spitze Fr. Lud. Schröder, eröffneten eine Preisbewerbung für das beste Trauerspiel; der Gegenstand desselben ward den Dichtern vollkommen freigestellt; ein höchst merkwürdiger Zufall, aber auch ein sehr charakteristischer Zug für diese aufwachende, gegen Alles ankämpfende Zeit war es, daß die zur Bewerbung eingereichten drei Tragödien einen Brudermord zum Gegenstande hatten. Die Kampfrichter erklärten, daß die unglücklichen Brüder von einem nicht bekannt gewordenen Verfasser, zu leer an Handlung, nicht überdacht und reif genug seien. Das zweite: Julius von Tarent von Leisewitz, sei handlungsvoll, schön dialogirt, voll Nerv und Geist; Alles entdecke den Kenner der Leidenschaft, den denkenden Kopf, den Sprecher des menschlichen Herzens, den Dichter von Talent. Dieses Stück würde des Preises entschieden werth befunden sein, wenn nicht das dritte, die Zwillinge von Klinger, den Vorzug dadurch bekommen hätte, daß es zu dem Brudermorde noch einen Sohnesmord fügte, daß es also wilder, deswegen für damalige Zeit passender war, und vor dem Julius von Tarent außerdem noch die gewaltige Triebfeder der unentschieden gebliebenen Erstgeburt unter den beiden Brüdern voraus hatte: „Wer beweiset mir, daß ich nicht der Erstgeborne von uns Zwillingen war?" Das entflammte den wilden, hintenangesetzten Guelfo und darüber fallen beide Brüder.

Dann folgte eine Reihe Dramen von vielem tragischen Interesse, stark und leidenschaftlich im Dialoge, scharf in den Charakteren, reich an edlem Gefühl und groß in den Gedanken; aber alle schroff und ohne Versöhnung. Klinger wanderte darauf nach Weimar; aber der Aufenhalt in dieser beweglichen, leichten Fürstenstadt gefiel dem ernsten Cato nicht. Er nahm russische Dienste

und stieg zu höchsten Ehren, zu Orden und Vermögen bei völliger Unkenntniß der schleichenden Glücksjägerei der gemeinen Welt. Mitten im russischen Hofleben, in der täglichen Nähe der leicht verletzten herrischen Katharina, des launigen Paul, des geschmeidigen Alexander, in der schlüpfrigsten Laufbahn mitten im Genusse der kaiserlichen Gnade — blieb Klinger immer der Mann von stolzer Unabhängigkeit, von ungeirrter Willenskraft und imposanter Persönlichkeit; unter den mislichsten Verhältnissen, unter kriechenden und lauernden Sklaven immer voll fester Männlichkeit, voll großer Gedanken im kleinlichen Hofgewirre, voll einfacher Sitte in der tobenden Schwelgerei, voll Sehnsucht nach der nüchternen, beschränkten Lebensweise des häuslichen Herdes; bei allem Fleiße und aufopfernder Geschäftslust in seiner amtlichen Stellung dennoch immer ein treuer Jünger der deutschen Musen und nimmer abgewandt von seinen poetischen Idealen bis zu dem Augenblicke, wo sein Lebensgenius die Fackel senkte! — Und was für ein Dichter war Klinger! wie so ganz anders klang seine Leier, denn die der Zeitgenossen! welcher strenge, düstere Bardenton entströmte diesen Saiten?! Klinger wurde der vornehmste Vertreter dieser in der deutschen Literaturgeschichte so wichtigen Sturm- und Drangperiode, welche ihren Namen selbst von einem Drama Klinger's „Sturm und Drang" erhielt.

Mit den großen Problemen der Zeit, mit den Rechten der Menschheit, mit der Freiheit des Bürgers, mit der moralischen Weltordnung war Klinger, wie alle Denker und begeisterten Herzen jener Tage, rastlos beschäftigt. Der erwachte Kampf der frischen Natur gegen die erschlaffende Cultur, des lebensfrohen Herzens gegen den kalten Verstand, des überrauschenden Gefühls gegen die hartrichtende Welterfahrung, der aufjauchzenden Freiheit gegen den abstumpfenden Zwang, — die ganze Riesensumme dieser gewaltigen Gegensätze lagerte damals schwer auf allen Edlen des Volks. Die Kältern und Besonnenen, wie ein Lessing, schliffen ruhig die Waffen und überschauten mit prophetischer Ahnung das Ende und den Sieg des großen Zeitenkampfes. Die Geschmeidigen und Leichten, wie Wieland, flogen lächelnd darüber weg. Die Eingeweihtesten und Erhabensten, wie Schiller und Goethe, versöhnten die streitenden Elemente und glichen den Kampf aus auf lichter Sonnenhöhe. Die Excentrischen, wie Heinze auf

der einen, wie Klinger auf entgegengesetzter Seite, erstarrten und gingen selbst im Kampfe mit unter. Klinger ward innerlichst gequält von den Wehen, woran er die Menschheit leiden sah; — aber leider hatte er nur die dunkelste Schattenseite des Gemäldes von der moralischen Menschheit aufgefaßt; es war seinem Mitgefühle lebhaftestes Bedürfniß, mit seinem suchenden Blicke nur auf den stechenden, grellen Partien der Geschichte zu haften; mit militärischer Disciplin wollte er Ordnung in die schlechte Welt bringen; deswegen, wie sie Gervinus nennt, wurde Klinger's Muse eine Minerva und nie die Göttin der häuslichen Geschäfte, der Weisheit, nein, immer die schreckliche Tochter des Göttervaters in Waffen und Rüstung. Seine gewappnete Muse begann den Vernichtungskampf gegen die kränkliche Empfindsamkeit, gegen jene aus den Büchern angelesene Schwächlichkeit und Mattherzigkeit, gegen jene Poesie des Adels, die den Lebensmuth zerknicken und das männliche Herz vergiften mußte; mit dem erhabenen Stolze eines Prometheus stritt der strenge Klinger gegen die lähmenden Fesseln der entnervten Gesellschaft und klagte, wie der unversöhnte Faust (ein charakteristisches Lieblingsthema jener Zeit) über den Satz Lessing's, daß die volle Wahrheit nicht für den Menschen tauge; — es war ein tödtlicher Schmerz für ihn, daß die Menschheit nie aus der Kindheit herausträte; er wollte, wie Faust, auf Leben und Tod die ganze Wahrheit. Wahrlich eine schöne Erscheinung, diese kriegerische, trotzige Gestalt neben den vielen friedlichen Psalmisten, wohligen Liebessängern und phantastischen Abenteuern.

Sein Faust, Raphael de Aquilla, seine Reisen vor der Sündfluth liefern schreckende Bilder einer Welt, in der das Gute erliegt, das Böse herrscht, die edelsten Bestrebungen mit schauderhaften Ausgängen belohnt werden und die Vorsehung selbst verdächtig erscheint; nur ein Trost leuchtet: trotz aller Herrschaft des Unverstandes, des Lasters bleibt ein idealer Hintergrund der Dinge, die Tugend. In diesem Sinne wenigstens sucht Giafar der Barmecide mit dem Elende des Edeln zu versöhnen. Ähnliche Klänge tönen aus Stilpo, Bambino, Sahir, aus der Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit, der Weltmann und der Dichter, Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur.

In Klinger's Werken liegen, wie in Wieland's Schriften, die bewegenden Gedanken seines Lebens offen da; ganz wie Wieland, da er, was er als Mensch empfand, dachte und wollte, mit der feurigsten Energie in seinen dichterischen Gebilden aussprach. In eben der Weise, wie Heinze die Sinnenwelt Wieland's ausbeutete und nach den untersten Tiefen trieb, so erbte Klinger den Wieland'schen Zug nach Absonderung von der vertrockneten und verdrehten Welt, den Trieb nach stolzer Erhebung über die Mängel und Flecken. Selbst die Art, wie er sein inneres Leben in seine Schriften trug, hatte mit Wieland die größte Ähnlichkeit, bei aller sonstigen Verschiedenheit, welche Wieland, der graziöse, feine Lebensphilosoph, und Klinger, der stoische Richter, zeigte. So nahm er auch von Wieland den Geschmack am orientalischen Gewande; sein Märchen Bambino und der goldene Hahn sind in Einkleidung, Styl und Tendenz ganz Wielandisch.

Dem Selbständigen und Geisteskräftigen werden die Klinger'schen Schriften trotz aller moralischen Schroffheiten, ästhetischen Härten und philosophischen Paradoxien eine anziehende Geistesnahrung; dem Weichen und Zarten wird dieser Titane weniger zusagen; — wer sie aber auch lieset, muß reicher an edler Gesinnung, aufgelegter zur Tugend und zum Kampfe für sie, hingegebener der Natur und ihrem einfachen, reuelosen Genusse werden. Klinger's Genius muß daher als ein wohlthätiger gepriesen werden, und es ist gewiß ein gutes Zeichen der Zeit, daß seine sämmtlichen Werke, die 1809—1816, 1832 in Königsberg erschienen, schon wieder in einer neuen Ausgabe von Cotta in 12 Bänden 1842 angekündigt werden.

G. Herder.

Johann Gottfried von Herder (geb. 25. Aug. 1744, gest. 18. Decbr. 1803), der außer dem Ruhme, als Heros der deutschen Literatur zu glänzen, noch das viel seltenere Glück hatte, in seiner Gattin, einer jener schönen Naturen von echter Weiblichkeit und sittlicher Liebenswürdigkeit eine Erzählerin und Zeichnerin seines Lebens zu finden, — war der Sohn eines armen Schulmeisters zu Morungen in Ostpreußen, der dem Kinde zu seiner Ausbildung kein anderes Buch in die Hände geben wollte und konnte als Bibel und Gesangbuch. Also nicht begünstigt durch Erziehung und äußere Umstände mußte sich die Natur Herder's durch eigene Kraft entwickeln. Erst Schreiber im Hause des Ortspredigers Trescho, dann Schul- und Arbeitsgenosse der Kinder dieses trefflichen Mannes, versagten endlich die entzündeten Augen des Jünglings, der im heimlichen Versteck, auf schattigen Bäumen, in Kellern und abgelegenen Kammern die Bibliothek des Predigers durchlas, den Dienst; dadurch wurde Herder einem wohlwollenden russischen Arzte bekannt, der, von dem überall hervorleuchtenden Geiste und dem einschmeichelnden Anstande seines Patienten gewonnen, beschloß, den feurigen Jüngling als Begleiter nach Petersburg zu nehmen und der Chirurgie zu widmen. Aber die wachsende Nervenschwäche und eine lang anhaltende Ohnmacht, in welche der Aspirant bei der ersten Section eines Leichnams fiel, rettete ihn, Gottlob! dem Vaterlande und den höhern Wissenschaften.

Durch kräftig aushelfende That und freundlich entgegenkommende Fürsprache einflußreicher Männer wurde es möglich gemacht, daß Herder nach Königsberg zog, um ein Gottesgelehrter zu werden. Der Denktitane Kant und der geheimnißvolle, tiefe, verstimmte Hamann waren hier seine Meister, der Letztere zugleich sein geliebtester Freund. Er studirte die Theologie in jenem hohen Sinne und Geiste, durch welchen es ihm späterhin gelang, auch darin als Herold eines neuen Geistes aufzutreten. Zugleich versenkte er sich mit unermüdlichem Eifer in die Tiefen der Philosophie, durchzog das endlose Gebiet der Naturwissenschaften, erforschte die Sprachen der Völker und fand seine Erholung darin, das unermeßliche Reich der Geschichte, der Staats- und Völkerkunde zu durchwandern. Wie eine Biene von Blume zu Blume, so eilte er von Wissenschaft zu Wissenschaft und kehrte immer heim mit der süßesten Frucht und dem reinsten Honig.

Als Lehrer und Prediger nach Riga berufen, wurde er bald daselbst der gefeierte Mann: denn Keiner wie er vermochte den Geist der Schüler so zu ermuntern und zu heben, — und als geistlicher Redner sprach er mit solcher evangelischen Einfalt, mit solcher Alles überwindenden Herzlichkeit, mit solcher apostolischen Kraft, daß der Raum der Kirche die begeisterten Zuhörer nicht mehr zu fassen vermochte und beschlossen wurde, für ihn ein neues Gotteshaus zu bauen. Aber auch über Riga hinaus tönte schon die Stimme dieses jugendlichen Kämpfers; mit kühner Waffe gerüstet, warf er sich in den breiten literarischen Strom seines deutschen Vaterlandes und trat mit seinen „Fragmenten zur deutschen Literatur, den kritischen Wäldern und der Plastik“ anonym aber kriegsmuthig in die große Welt.

Seinem Geiste genügte nicht lange mehr das rigaische Stillleben, obgleich er dieser Lebensperiode nie anders als mit Liebe und Sehnsucht, wie seines goldenen Zeitalters gedachte; es drängte ihn die Welt in der Welt, die Menschen auf der großen Lebensbühne, die Kunst an den Quellen zu studiren. Herder bestieg das Schiff, um Europas gebildete Völker kennen zu lernen. Sein Naturssinn, sein früherwachter Geschmack an der kindlichen Poesie der Urzeiten, den er aus der Bibel und dem Homer sich angeeignet und in den eben erwähnten Jugendschriften schon kundgegeben hatte, steigerte sich zu einer neuen Lebendigkeit, als der junge

Mann Riga verließ und auf dem Meere, von Sturm und Brandung umrauscht den Ossian las; sein Tagebuch sprach diese erhöhete Empfänglichkeit, mit heftiger Glut aus. Den Fesseln des Amtes entronnen, fern von allem bürgerlichen Drucke, weg vom Stuhle des Gelehrten auf dem frischen Elemente jener nordischen Helden verstand er erst jenen Barden und vernahm die Stimme seiner gewaltigen Kämpfer; er sah den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl und erkannte die mächtigen Nebelgestalten. Nimmer verlor Herder das Gefühl jener Nacht, da er auf scheiterndem Schiffe mit Meer bespült und mit Mitternachtwind überschauert den Fingal las; klarer denn je begriff er nun den Natursinn der Seeleute, die, auf die Natur allein beschränkt, in der Natur scharf lauschen und dann auch einen Schritt über die Natur hinaus ins Geisterhafte und Wunderbare thun. Meer und Himmel, Aufgang und Untergang der Sonne, die Nacht, die leuchtenden Meereswogen, Hagel, Blitz, Mond, Sterne machten hier ganz andere Wirkung auf ihn, als auf dem Lande, und diese Seereise hatte den frappantesten Einfluß auf seine nachfolgende poetische und literarische Thätigkeit. Solches wurde dem Publicum auch bald kund, da Herder sofort über Ossian und Shakspeare schrieb und in Bezug auf Poesie zunächst in fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst das Signal zu der neuen Kunstkritik und Naturdichtung gab.

Nach längerm Aufenthalte in Paris verweilte er wegen des wieder ausbrechenden Augenübels in Straßburg. Nirgends war Herder's Einfluß früher und eindringlicher als hier, wo er Goethe kennen lernte. Goethe kam Herdern zutraulich und mit unersättlicher Wißbegierde entgegen und Herder's anregende und begeisternde Kraft nahm den jungen Helden ganz gefangen. Er verleidete ihm zunächst die kleinlichen Vergnügungen, die kraft- und zeitzersplitternden Liebhabereien (Sammlungen, Siegel ꝛc.); er riß ihn auf seinen hohen Standpunkt, flößte dem Zögernden und Blöden edles Selbstvertrauen ein, rief die eigene Kraft herauf und schärfte seinen Wetteifer. Herder's inhaltschwere Gespräche, seine neuen Kunstansichten förderten den genialen Schüler stündlich weiter und rüttelten ihn allmächtig auf; eine unendliche Menge anregender Ideen wurde in Fluß gebracht. Mitten unter franzö-

sischen Einflüssen, an der Grenze von Frankreich machte er den jungen Goethe alles französischen Wesens baar und ledig; er zeigte den höhern Sinn der englischen und italienischen Schule; malte den ihm selbst auf jener Seereise so klar gewordenen Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie, diesen einfachen Gegensatz, der durch die ganze Geschichte der Poesie sich hinzieht; er zeigte, wie die Naturpoesie zwar ebenfalls Kunst sei, allein erst der unmittelbare, unbewußte Anfang derselben und eben deshalb so naiv im Ausdrucke sei; er zeigte, wie diese natürliche Dichtungsweise zwar in der Melodie befriedige, aber doch unbestimmt in der metrischen Form erscheine, wie dieselbe bei den Liedern der wilden Söhne der Wüste und des Urwaldes noch jetzt vorkomme; — er zeigte, daß, wenn die Poesie sich ihrer Kunst bewußt werde, sie auf die Vollendung der Form ausgehe und Kunstpoesie werde, — kurz Herder brachte es bei Goethe zum klarsten Bewußtsein, daß die Kunstdichtung nichts Anderes als die Idee, den Inhalt der Dichtung in allen Gliedern der Darstellung oder der Form gleichmäßig zur lebendigsten Anschauung zu bringen suche, sodaß die Idee als die Seele mit der Darstellung als ihrem Leibe in einer organischen Einheit verklärt und damit zur Form der Schönheit erhoben erscheine. — Auch sein Lieblingsbuch, die Bibel, legte Herder seinem ebenbürtigen Schüler in einem neuen Lichte vor, und senkte in dessen Herz das frische Samenkorn einer gesegneten Ernte. Hätte Herder nichts weiter gewirkt als diese Aufregung und Förderung Goethe's, er wäre des Dankes unsers Vaterlandes werth und des unsterblichen Ruhmes gewiß! Aber sein Genius hatte noch andere und größere Aufgaben zu lösen.

Nur wenige Jahre weilte Herder darauf in Bückeburg als erster Geistlicher und an der Stelle des leider zu früh heimgegangenen Abbt (vergl. oben), als Freund und Rathgeber des kriegslustigen Grafen Wilhelm, — bis er endlich, — bei fehlgeschlagener Hoffnung auf eine Professur in Göttingen, durch Goethe's Vermittelung in der Mitte der siebziger Jahre gen Weimar zog. War irgend ein Ort der Welt damals geeignet, wo der große, vielumfassende Geist unsers Herder seinen Reichthum entfalten und den Wunsch wahr machen konnte, daß sein Geist in tausend Seelen leben, sein Herz in tausend Herzen schlagen möchte, so

war es nur Weimar unter der glorreichen Regierung Amaliens und Carl August's, die den offensten Sinn für solchen geweiheten Sänger und das dankbarste Herz für solchen Propheten hatten. Galt Weimar für das deutsche Athen, so hat Herder neben Wieland, Goethe, Schiller sein bestes Theil daran. — Was Herder in den Grenzen seines ehrenvollen Amtes als Haupt der Geistlichkeit dieses Landes wirkte; was er seinem fürstlichen Gönner war und wie er von ihm amtlich höher gestellt ward, als irgend ein Bürgerlicher vor ihm; welche Verdienste Herder als Redner, als Ephorus der Schulen, als Gründer des weimarschen Seminars, als Reformator des dortigen kirchlichen Wesens sich erworben; mit welchem hellen Geiste, mit welchem verständigen Herzen, mit welcher Kraft er daselbst lebte und schuf, und wie solches sein dankbarer Fürst anerkannte, davon zeugen die drei inhaltschweren Worte auf der Tafel über Herder's Grabe:

Licht, Liebe, Leben!

Herder war wie Lessing mehr Kritiker als Dichter, daher auch seine Weltenstellung von jeher hauptsächlich eine anregende und sein Streben größer und wirksamer, als die daraus entsprungene eigene Frucht! Von seinen vielen Schriften (Sämmtliche Werke, wiener Ausgabe 46 Bde. 1803 — 1823, und Stuttgart 60 Bde. 1827 — 1830) kann nur Weniges genannt werden, was noch als feste, ewige That bestände; sie waren meistens nur Beiträge zur laufenden Bildung und traten in Kreise, wo die nächste Forschung sie überboten hat; aber helfend, fördernd, aufweckend und vorleuchtend in alle Ewigkeit war der Genius, der aus ihnen sprach, der belebende Hauch, wodurch Deutschland zu zu einem neuen geistigen Dasein gerufen wurde; — ja, es war wirklich nur wenig, was Herder in der Gegenwart that, gegen das, was er in die Zukunft fort und fort wirkte. Wenn, wie in der Einleitung dieser Periode erwähnt wurde, jetzt in allen Fächern menschlichen Strebens und Wirkens ein neuer schaffender, unruhiger Geist herausquoll, so war Herder die erste kräftigste Geburt, das Lieblingskind, der eigentliche Repräsentant dieser Periode, der als Pathengeschenk von seiner Zeit jene Weihe und jenen Beruf empfing, die Leidenschaften zuerst loszubinden und gegen Alles, was der alten Beschränkung und dem alten geisti-

gen Kastenwesen ähnlich war, gegen die geistlosen Schulgelehrten, gegen die künstelnden Kathederpoeten, gegen die amtsstolzen verdammenden Geistlichen, gegen todte Engherzigkeit in jeglicher Kunst, gegen jeglichen Druck und alle Tyrannei gleich in frühester Jugend gewaffnet zu stehen, — also ein wahrhaftiger Apostel, der den Schwung zu allen Wissenschaften, protestantische Freiheit der Forschung in allen Dingen, Erhebung und Humanität mit vollen Händen bringen und mit hinreißender Beredtsamkeit predigen, zur Begeisterung wecken und die Herzen für seine großen und schönen Ideen entflammen sollte.

Winkelmann, Lessing, Klopstock und Hamann waren die nächsten Leitsterne und die anregenden Vorbilder für Herder. Bei keinem Deutschen als bei Winkelmann konnte er die ersehnte Nahrung für seine philosophische Betrachtung der Geschichte holen, und Jenem nachfolgend arbeitete er an feiner Plastik. An Lessing sich lehnend widmete er der schönen Literatur des In- und Auslandes den unermüdlichsten Fleiß, und durch den unabweisbaren Einfluß dieses Mannes wurde Herder's Thätigkeit zunächst auf das Feld der Kritik getrieben. Gestand er doch selbst seinem Hamann, daß der Einzige, der ihn interessire, wohin er sich auch schlage, Lessing sei; — und dies wurde in einem solchen Umfange wahr, daß Lessing fast nichts geschrieben, worauf Herder nicht Rücksicht genommen hätte: z. B. Lessing stellte Untersuchungen über das Epigramm an, Herder that ein Gleiches; Lessing schrieb über die Fabel, Herder ebenfalls; Lessing's Religionsgrundsätze beschäftigten Herdern zeitlebens und Lessing's einzelne Orakelsprüche über Erziehung und wachsende Vollkommenheit des Menschengeschlechts gaben Herder Stoff zu einer ganzen Reihe von Schriften und Aufsätzen (Palingenesie, Humanitätsbriefe). Lessing's Laocoon rief Herder's kritische Wälder ins Dasein; Lessing's Veröffentlichung der Fragmente des Reimarus bestimmten ihn zur Abfassung seiner Briefe über das Studium der Theologie; — kurz Lessing's strahlende Fackel erleuchtete und erwärmte auch Herder's Herz, nur daß die Wege und Weisen Beider ganz andere, daß Beide entgegenstrebende Gegensätze, gerade wie Schiller und Goethe, — in großen Fragen zwar einig, aber in Natur, in Beruf und Schrift grundverschieden waren. Bei Lessing herrschte lauter Licht und schattenlose Klarheit, kalte Ruhe, un-

antastbare Sicherheit; er wohnte in einem fertigen, hellen, griechischen Tempel voll reinster Verhältnisse, voll wunderbaren Ebenmaßes. Herder wandelte mit dem Priestergewande geschmückt in einem hohen gothischen Baue, wohinein durch die bemalten Fenster kaum Dämmerlicht auf die einzelnen Theile fiel; er sprach in einer dithyrambischen Prosa, vor welcher die Ruhe floh. Lessing nannte seine Worte: die Wahrheit; Herder hieß seine Rede: kritischen Schutt. Bei Lessing sprach der durchdringende Verstand; bei Herder predigte das fortstürmende Gefühl. Lessing der Dialektiker und Kritiker bewies mit mathematischer Gewißheit; Herder der glänzende Redner rührte und überredete und übertraf seinen Meister an Gemüth, an Wärme, an der Kunst, die verborgensten Kräfte des poetischen Lebens überall zu finden, — übertraf ihn an der siegreichen Gewandtheit, Andere aufzuregen, zu fesseln, für die Herrlichkeiten empfänglich zu machen, aus dem Herzen zum Herzen zu sprechen.

Kein Schriftsteller machte außerdem auf Herder einen bleibendern und tiefern Eindruck als Klostock; an diesem bildete er seinen musikalischen Sinn, sein Ohr, seinen Geschmack; von ihm lernte er die Fertigkeit, sich in fremde Natur, in fremde Dichtung und Zeit zu versenken; an diesem seraphischen Sänger bewunderte er die Erhabenheit der Dichtung, den prophetischen Schwung und die Reinheit des Herzens. Die vaterländischen Ideen, von Klopstock angeregt, nahm Herder mit glühender Begeisterung auf, pflegte sie mit heiliger Liebe und hauchte sie mit verjüngtem Leben weiter in die Herzen seiner Umgebung. Aber während Klopstock den Ruhm der Cherusker sang und unter den alten germanischen Helden am liebsten wanderte, sprang Herder mitten in die Gegenwart hinein; er sang von seiner Sehnsucht nach der Nationaleinheit der Deutschen; in dieser Einheit sah er die Größe seines Volkes (z. B. an dem Kaiser, an Germanien, Italien, Deutschlands Ehre ꝛc.), und diese Sehnsucht nach Vereinigung aller deutschen Stämme, nach einem deutschen Vaterlande, die von da an immer kräftiger und wirksamer sprach, bis sie endlich in unsern Tagen sich zur schönsten Wirklichkeit zu gestalten scheint, lebte in Herder zuerst auf.

Einen ganz eigenthümlichen Einfluß äußerte auch Hamann auf Herder; auf allen Wegen und Stegen wurde dieser von jenem

angeregt; Herder war sein Lieblingsschüler, in der Folge sein Freund; die meisten der Hamann'schen Samenkörner wurden durch Herder's warmes Herz und leuchtenden Geist in Blumen und Blüthen verwandelt. Ganz wie Hamann, der da glaubte, durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, wie Gervinus sagt, und durch Kreuzzüge nach dem Morgenlande die ausgestorbene Sprache der Natur zu erwecken, so wollte auch Herder von dorther die Morgensterne einer neuen Epoche unserer Poesie heraufzaubern. — Wie die Sage erzählt von einem Riesen, der seine Mutter, die Erde, immer wieder umarmen mußte, um die im Kampfe verlorenen Kräfte wiederzugewinnen, auf gleiche Weise müsse, nach Herder's Ausspruche, die Poesie von Zeit zu Zeit wieder zur Mutter zurückkehren, um bei ihr neue Jugendkraft, neues Leben zu suchen; die Heimath dieser Mutter sei das Morgenland, diese Mutter selbst, diese unerschöpfliche Quelle der Verjüngung, sei die Natur- und Volkspoesie, — unsterblich, ewig frisch und jung, wie die Menschheit selbst. Und das war denn auch Herder's größtes poetisches Verdienst; er eröffnete diese Quelle wieder, goß dadurch neues Leben in die gesammte deutsche Poesie, ein Leben, von welchem sie bis auf diese Tage immer noch lebt, und gab den ersten großen Impuls zu einer neuen Schöpfung im Reiche der Dichtung (Hainbund, Romantiker). Diese seine immer wiederholte, von Jugend auf sich bei ihm festgesetzte, von Hamann genährte, durch Lectüre und Reisen bestärkte Ansicht, daß die Poesie ihren lebendigsten Ausdruck in der Jugendzeit der Völker erhalte, belegte er mit Mustern; davon sollte zeugen sein „Geist der hebräischen Poesie, seine älteste Urkunde des Menschengeschlechts, sein persischer Sadi, seine indische Sakontala, seine sinesische Spruchweisheit, sein Ossian, seine griechischen Epigramme, seine römischen Gedichte, seine Terpsichore, sein Jacob Balde, Ulrich v. Hutten, Andreä, ganz vorzüglich seine Stimme der Völker in Liedern aus allen Zeiten und Weltgegenden, sein spanischer Cid," der auf der Grenze lag, wo Herder's Übersetzungskunst mit seiner eigenen Dichtergabe zusammenfiel und womit er sterbend von der Welt Abschied nahm.

Die Schätze der ganzen Welt beutete er in der vorletzten Schrift, in den Stimmen der Völker aus, und er bot damit

die Früchte einer Belesenheit und eine Kenntniß der Literatur aller Zeiten, wie sie damals in Deutschland einzig war; er machte mit dieser Verpflanzung der poetischen Literatur aller Völker und Zeiten auf deutschen Boden die ersten classischen Versuche. Welcher großartige Gedanke, alle Völker in ihrem eigenthümlichen Genius, der sich in ihren Poesien am reinsten und frischesten ausspricht, zu belauschen! Welches Riesenwerk, die Blüthe des menschlichen Geistes, die Dichtung von dem Gipfel des Stammes der aufgeklärtesten Nationen zu brechen, ein Odeum zu bauen, worin edle Sänger, jeder den Geist seines Volkes aussprechen und wo aus den mannichfaltigst modulirten Naturtönen der Einklang aller Stämme mit gemeinsam menschlicher Natur hervorgehen sollte. Wirklich ist dies Herder's großartigste Idee, wodurch er seine eminente Stelle in der Literatur verdiente. Allerdings blieb der Bau unvollendet, aber das ungeheure Streben in solche Weite konnte nicht anders als nur in Fragmenten wirken. In diesem Werke führte er uns von Grönland bis nach Indien, von Esthland bis nach Peru, aus Luther's Zeit zurück bis zu Harmodius und Aristogiton. Mit einer Wärme und Tiefe, mit einer Leichtigkeit und Treue, die bis dahin nicht allein unter uns, sondern in aller Welt geradezu unerhört war, faßte Herder jede Zeit, jedes Volk in jedem Charakter auf und wußte danach Sinn und Sprache, Ton und Empfindung zu modeln. Die spanische Grandezza, die Düsterheit des Ossian, die grausame Gewalt des nordischen Kriegers, das sanfte Gemüth des Deutschen, das Schaurige der schottischen Balladen, der kühne Gang der englischen Volksromanzen, die Laune, der Ernst, die Spielerei, die Erhabenheit, — Alles bewegt sich nebeneinander, ohne Zwang, „als ob die divergirendsten Stralen aller Menschlichkeit und Menschheit sich in den weiten Busen des Deutschen concentrirten."

Zu solchen Leistungen war aber auch nur Herder vor allen Deutschen begabt, er, der mit dieser wunderbaren Empfänglichkeit für aller Welt Werke und Wesen, mit dieser, unserm ganzen Volke überhaupt angeborenen Gabe, den Geist der Zeiten und Völker zu ergreifen, zu verstehen, wiederzugeben, geschmückt war, wie Keiner; — er, der reich begabt war mit den verschiedensten Gemüthsanlagen, mit griechischer Lebensfrische, mit indischer Beschaulichkeit, mit der Glut des Südens, mit dem Ernste des Nor-

dens, mit einem feinen musikalischen, minniglichen Sinne; — er, der es auch zuerst herausfühlte, daß das Wesen des Liedes nicht in Worten, sondern im Tone zu suchen sei, in der Melodie, in der Musik, daß des Liedes Vollkommenheit im melodischen Gange der Leidenschaft und der Empfindung liege und daß, da das Lied gesungen und gehört werden solle, der Gesangton, der geistig melodische Hauch vor Allem richtig zu fassen sei, unbekümmert um ängstliche Worttreue. Herder leistete hier für das Volkslied, was Klopstock für die Ode.

So arbeitete er durch Herausgabe jener genannten Schriften nicht nur unmittelbar dem göttinger Hainbunde in die Hände, sondern auch der sogenannten romantischen Schule vor: in Allem reiheten sich ja die Gebrüder Schlegel und deren Anhang an Herder; seine Liebe für Naturpoesie und das Volkslied, seine Geschmeidigkeit, mit der er die gesammte Weltliteratur zu genießen und wiederzugeben verstand, war die anregende Aufforderung für die Schlegel, diese Kunst auch an größern Werken der romantischen Zeiten zu versuchen; Herder vorzüglich erweckte in jenem berühmten Bruderpaare die hellenische Liebe, den romantischen Sinn und die orientalischen Neigungen; er war wol die nächste Veranlassung zu ihren Sprachstudien und Forschungen in der Geschichte und er war es wiederum, an welchen diese Männer in ihrer ästhetischen Kritik, durch welche eine neue Wissenschaft, unsere Literaturgeschichte geschaffen wurde, sich anschlossen. Fr. Wilh. Schlegel gesteht selbst, daß Herder die umfassendsten Kenntnisse mit dem zartesten Gefühle und der biegsamsten Empfänglichkeit vereinigt und daß er durch eine besondere Gabe geschichtlicher Divination, durch eine tieffühlende Charakteristik und künstlerisch auffassende, Alles nachdichtende, in jede Weise und Form sich hineinempfindende Phantasie den ersten Grund zu der neuen Art von Kritik gelegt habe, welche als eine der eigenthümlichsten Früchte der deutschen Geistesbildung und Wissenschaft aus Lessing und ihm gemeinsam hervorgegangen ist. — „So haben recht eigentlich erst von ihm also die Schlegel gelernt, den Sinn der alten Kunstgeschichte zu errathen und große Aussichten für die künftige zu finden."

Die gewaltige Aufregung, welche Herder in der Kritik der Poesie gemacht hatte, fachte er auch durch Schriften von sehr

verschiedenen wissenschaftlichen Inhalte in andern Fächern an. In seinem Ideal einer Schule kämpfte er, wie Basedow, für einen neuen Schul- und Erziehungsgeist. — Seine berühmte Preisschrift über den Ursprung der Sprache war ein siegreicher Kampf gegen die trockene Starrgläubigkeit und eine Verherrlichung des Menschen. Sein Buch vom Geiste der hebräischen Poesie war für das Studium der biblischen Literatur so bahnbrechend, wie Winkelmann's Schriften für das Kunststudium; was Herder bisher für das Volkslied geleistet hatte, das wandte er nun auch auf den poetischen Theil der Bibel an; ja in diesem biblischen Geiste, wo sich Poesie und Weissagung die Hand zum Bunde reichten, welcher Herdern so nahe verwandt war, fand er sich noch heimischer als bei Homer und Ossian, bei dem Naturliede der Völker. Die biblische Poesie entriß er mit diesem Werke, einem seiner erfolgreichsten, den feisten Händen der alttestamentalischen Grammatiker und gab sie der Jugend. Seine älteste Urkunde des Menschengeschlechts, die mosaische Schöpfungsgeschichte und das täglich wiederkehrende Bild des Schöpfungsactes beim anbrechenden Tage erregte den Zorn der alten Kirchenlehrer, denn diese Schrift mit ihrem orientalischen Hauche stach gar zu sehr ab gegen die langweilige Weitschweifigkeit und lächerliche Gelehrsamkeit, mit welcher bisher die Geistlichen das gelobte Land betreten und seine Geschichte untersucht hatten. Aber desto mehr wirkte dafür dieses Buch in ungemessener Kraft auf die heranwachsende Jugend; schreibt doch Goethe davon: „Er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat dabei alle die hohe, heilige Kraft der simplen Natur aufgewühlt und führt sie nun im dämmernden, wetterleuchtenden, hier und da morgenfreundlich lächelnden orphischen Gesange vom Aufgang herauf, über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, De- und Atheisten, Textverbesserer, Philologen, Orientalisten u. s. w. mit Feuer und Schwefel und Flutstürmen ausgetilgt."

Auch unsere Geschichtschreibung wurde durch Herder erst geboren. Bisher war sie nicht aus dem Leben herausgewachsen, nicht aus der Anschauung und Erfahrung geschöpft; sie redete nicht wie ein lebendiges Zeugniß und sprach nicht zu uns wie ein Gemälde der Zeitalter und der Nationalität. Bis zu den achtziger

Jahren, wo das Auferstehungswort die Wissenschaften aus dem starren Schlafe rief, stand die Geschichte wie ein todtes Gerippe, war meistens nur eine trockene Sammlung einzelner Daten, gestalt- und farbloser Massen, eine gelehrte Aufspeicherung von Vergleichungen von Quellen, wie wir es von den Franzosen gelernt hatten. Als aber der Sturm gegen Frankreich losbrach und das Volk sich gegen den französischen Geschmack in der Kunst und Poesie erhob (die Schweizer, Lessing), thaten sich auch neue Bahnen für die Geschichtschreibung auf und Herder war wiederum der Mann, der in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit die bisherige französische Geschichtsmanier vernichtete und eine schönere Aussicht auf eine reizendere und geistvollere Behandlung der Geschichte eröffnete. Zunächst wurde durch diese Herder'schen Ideen die Kenntniß des Menschen, als des Centralpunktes aller Geschichten und des Hauptacteurs auf dem Theater derselben um Vieles vollkommener; denn Herder war der Erste, welcher der Geographie in den historischen Anschauungen und Darstellungen den gehörigen Platz gab; er führte dem Geschichtschreiber die Nothwendigkeit zu Gemüthe, daß bei seinen Studien, Urtheilen und Darstellungen die geographischen Verhältnisse, der Einfluß des Himmelstrichs, der natürlichen Beschaffenheit des Landes, der Nahrungsmittel, der Lebensart auf Temperament, Verstandeskräfte, Gesetze, Religion der Menschen gehörig zu würdigen seien, und daß die Geographie einen wesentlichen Theil der Propädeutik zur Geschichte jedes Volkes bilde. Welches Licht ging dadurch den denkenden Köpfen für die Geschichte der Menschheit auf (Karl Ritter)! Welche Mängel wir auch jetzt in jenen Herder'schen Ideen wahrnehmen mögen, in Folge der Fortschritte derjenigen Wissenschaften, aus denen Herder seine Ansichten und Resultate zog, — so bleibt dasselbe dennoch ein ewiges Denkmal des Scharfsinnes, mit dem der geniale Denker eine verwandte Wissenschaft für die Geschichte zu benutzen verstand, und obgleich mehr als ein halbes Jahrhundert seit dem Erscheinen jenes Werkes verflossen ist, so hat es bis jetzt dennoch durch keinen Nebenbuhler das Loos der Vergessenheit zu fürchten gehabt.

Dazu kam nun ferner noch Herder's eminentes, für die Geschichtschreibung durchaus nothwendiges Talent, den Geist frem-

der Völker aufzufassen. War überhaupt eine Weltgeschichte nur in Deutschland möglich (weil wir Deutsche allein die wahrste und reinste Empfänglichkeit für fremde Natur haben und wir allein fern von aller engherzigen nationalen Abgeschlossenheit im Stande sind, uns in den Geist fremder Völker zu versenken), — so wurde diese Möglichkeit auch dadurch erst wirklich, daß Herder anfing, einen Blick in das innere Leben der Nationen zu werfen, das Volksherz zu anatomiren und uns mit dem Charakter fremder Völker zu nationalisiren. Dabei gab sich denn abermals ein merkwürdiger und bedeutsamer Zug des deutschen Wesens kund; solche Umwandlung der Weltgeschichtschreibung bewirkte nicht etwa einer von den zahllosen Historikern von Profession, sondern ein Gottesgelehrter: unsere Geschichtschreibung in ihren bessern Leistungen schloß sich also zunächst an die Theologie, sodaß die ersten und vorzüglichsten historischen Schriften unsers Volkes, als der neue Geist die Geschichte zu beleben anfing, Schriften aus der Religionsgeschichte waren (Schröckh's Kirchengeschichte, Plank's Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, Spittler's Kirchengeschichte, selbst Johannes Müller's und Schlosser's erste Schriften).

Jene Schrift: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, jedenfalls das Hauptwerk unsers Herder, in welchem alle Strahlen seines Geistes, wie die Radien eines Kreises im Mittelpunkte sich vereinigten, war aber auch noch in einer andern Beziehung höchst merkwürdig und zur Erkennung des Herder'schen Genius und dessen Wirkens überaus wichtig. „Schon in ziemlich frühen Jahren," schreibt Herder selbst, „da die Auen der Wissenschaft noch in alle dem Morgenschmucke vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsers Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein, ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft hat, nicht auch das, was uns am meisten angeht, die Geschichte der Menschheit, im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte." — Und so suchte denn Herder schon von jener Zeit an nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo er nur suchen konnte. Dies war und blieb nun auch seine Tendenz in Allem, was er je schrieb. Den Punkt zu finden, wo Alles in Eins fällt, wo aus Einem Alles hervorgeht, war sein heißestes Streben. So

ging er den langen Weg von Erfahrungen, den beschwerlichen Weg der Geschichte und aller Zweige der menschlichen Cultur, Religion, Philosophie, Gesetzgebung, Heilkunde, Poesie und Kunst, um endlich, wie ein kühner Alexander, im Mittelpunkte von Allem zu thronen. Und er glaubte endlich den strahlenden Mittelpunkt, die belebende Sonne gefunden zu haben. Von seinem Standpunkte aus lag Welt und Menschen'eben, Vergangenheit und Zukunft wie ein großes Panorama vor dem erstaunten Blicke; alle Verwirrung löste sich und erhabene Ruhe bemeisterte sich des Herzens; mit begeistertem Blicke und mit tiefer sicherer Kunde führte uns der Historiker der Menschheit unter alle Zonen, in alle Zeiten hin, um uns beobachten zu lassen, wie sie unter solchen oder solchen Bedingungen sich entwickeln und welche Erfolge jedesmal solche oder solche Entwickelung haben mußte. Dabei entdeckte Herder das große Gesetz; das Ziel und den Endpunkt dieser Menschennatur und alles ihres Strebens in der „Humanität". Diese Humanität, ein von Herder gestempeltes und geheiligtes Wort, das sich immer in seinen Namenszug schlingt, ward Herder's Göttin; ihr opferte er sein vollstes Leben, diesem einen großen Gedanken, daß die Menschheit einer unendlichen Veredlung fähig sei, weil in ihr der Geist der Gottheit lebe; dieser unerschütterliche Glaube an das Höhere in der Menschheit, an die in vielfachster Mannichfaltigkeit zu Tage brechende innere Kraft des Menschen beseligte und begeisterte ihn; Mensch zu sein im schönsten Streben und Wirken, das war seines Lebens Leben. Als solcher sprach er auch zu uns in diesem unvergänglichsten Monumente seines Geistes, in seinen Ideen, in diesem classischen Werke, was nie untergehen wird, was Tausende schon zum kräftigen Leben begeistert hat und ferner begeistern wird. Mit freudigster Liebe wurden von Herder alle Erscheinungen aufgefaßt, welche den Glauben an diese eigenthümliche Kraft des Menschen und die fortschreitende Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts, und die fromm erhebende Ahnung einer allumfassenden Erziehung der Menschen zum Höhern befestigen konnte. Mit unermüdlicher, vielseitigster Thätigkeit wirkte er dahin, daß nun auch Alles, was dem Menschen edles Selbstgefühl und Rechtsanspruch auf Höheres gibt, anerkannt und beachtet werde; er wirkte dahin, daß es die Aufgabe der ganzen Menschheit sei,

nach immer höherer Vollendung, nach Humanität zu streben und daß es ganz besonders Pflicht jedes Einzelnen sei, zu dieser Vollendung des Ganzen beizutragen, daß ein Jeglicher sich ermannen müsse, daß Keiner sich selbst, sondern dem großen All angehöre, daß man von ihm empfangen habe und täglich empfange, daß uneingedenk des kleinen Ichs der Geist des Einzelnen in tausend Seelen, das einzelne Herz in tausend Herzen schlagen müsse. Auf diese erhabene Idee bezog Herder Alles: Kunst, Wissenschaft, Religion, Geschichte; kurz jede Äußerung des fortschreitenden Geistes war ihm eine Beglaubigung seines heiligen Glaubens an die dadurch bewirkte künftige Vollendung des Menschengeschlechts. Namentlich glaubte er in der Poesie der Völker diesen Abdruck des göttlichen Geistes im Menschen am deutlichsten zu erkennen; daher stammte auch seine Ehrfurcht vor derselben und seine Überzeugung, daß auch in ihr der sicherste Weg, die Menschen für Höheres empfänglich zu machen, zu finden sei.

Von diesen Grundansichten ging er auch bei allen seinen übrigen literarischen Schöpfungen aus; bei seinen Forschungen über den Ursprung der Sprache, über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei verschiedenen Völkern, über Wirkung der Dichtkunst auf Sitte und Wissenschaft über den Einfluß der Regierung auf die Wissenschaft; darauf bezog sich seine Philosophie der Geschichte der Menschheit, seine Ideen, seine zerstreuten Blätter, die Briefe zur Beförderung der Humanität, seine Adrastea ꝛc.; — diese seine Richtung und Weltanschauung sprach sich aus in den eigenen dichterischen Kunstschöpfungen, in seinen Liedern, Oden, Allegorien, Legenden, Paramythien, — von denen weiter unten geredet werden soll.

Auch wenn Herder's Natur weniger empfänglich für alle Erscheinungen im menschlichen Leben gewesen wäre, schon diese seine Ansicht vom Menschen mußte ihn in den religiösen Kampf treiben, der damals Deutschland beschäftigte und in welchem Lessing, Lavater, Hamann als Führer glänzten. Herder stellte sich durch seine Briefe über das Studium der Theologie mitten zwischen die kriegführenden theologischen Mächte; gleichsam neutral zwischen dem starren, kalten Rationalismus, der allen Wein und Geist zu Wasser machte, und zwischen dem heißen Schwefel-

brunnen des Mysticismus oder den eisernen Fesseln todter kirchlicher Kleinigkeitskrämerei — wollte Herder das Christenthum mit der Vernunft-, Natur- und Offenbarungsreligion ausgleichen, wollte eine Versöhnung der höchsten Vernunfteinsicht, der materiellsten Naturkenntniß mit dem kindlichen Glaubenssysteme der Offenbarung zu Stande bringen, — die kühnste Freiheit des religiösen Systems über Gott und Natur mit dem frömmsten Glauben einigen, durch die Musen den Glauben auf die Erde tragen und für ihn durch jene auch die Gebildeten und Eingebildeten gewinnen.

Dadurch erstanden dem versöhnlichen Herder viele Feinde; selbst Niebuhr fand in diesem Streite das Große in Herder verdunkelt, weil er aufgehört habe, selbst religiös zu sein. Ja man sprach von der unchristlichen Gesinnung Herder's und von der Zweizüngigkeit, mit der er auf der Kanzel anders rede, als in seinen Schriften schreibe; daß die Lebensansicht des genialen, heitern Herder entgegenstrebe der amtlichen Tracht und dem theologisch-kirchlichen Systeme des mürrischen General-Superintendenten Herder, und daß solcher unchristliche Pharisäismus nicht zu dulden sei u. s. w. Hierauf mag sich auch wol ein Ausdruck Goethe's beziehen: nach Herder's Tode zeigte man ihm nämlich ein Portrait des Verstorbenen; gedankenvoll und lange betrachtete es Goethe und brach endlich in die Worte aus: „Die wahrste Unwahrheit!"

Herder's Kern war die edelste und reinste Wahrheit; die Schale richtete sich natürlich nach Zeit, Stand und Lebensverhältnissen; mag sein, daß der höchste Übelstand in seinem Leben vielleicht der geistliche Stand war; denn wenn auch die Neigung zum Theologischen stark und echt war, so forderte doch das damalige kirchliche Publicum eine andere Äußerung von dem Pastor, als sie Herder's wirklichstem Wesen natürlich und bequem war; ging er ohne schützenden, mildernden Ausdruck mit der Sprache seines Herzens und Geistes heraus, so blieb er nicht in seinen kirchlichen Verhältnissen, wie es dem großen dunkeln Haufen nöthig war; sein Genius mochte sich darum wol in vielen Beziehungen durch Mantel und Chorrock sehr gefesselt fühlen und solche amtliche Fesseln mußten wiederum mitunter verstimmen und verdrießlich machen.

Herder's Religionsansicht war durch Natur und Geschichte

geläutert; — er, der da lehrte, daß man von der Menschheit nie zu groß denken könne; — er, welcher der höhern Verknüpfung des Menschen mit dem Himmel durch Religion näher trat; der da zeigte, daß der Herr überall zu finden sei, wo der Mensch seine besten Kräfte offenbare; — er, der sich stets an die offenbarsten und verborgensten Pässe hinstellte, wo Erde und Himmel aneinander grenzten, — Herder trug jedenfalls die Fackel eines Denkgläubigen in die Religion. Noch mehr; er setzte auch die Menschheit über die Christenheit, und sah in dem Begriffe des Christen nicht des Menschen ganzen Beruf; er wußte dem Menschen keine edlere Bestimmung anzuweisen, als die in seinem Namen liege; Humanität war ihm der Ruf zu jener Ausbildung Alles dessen, was zum Charakter unsers Geschlechts gehört. Dabei war aber das Christenthum nach Herder's ganzem Vorstellungsvermögen ein wesentliches Stück in seiner ganzen Welt- und Menschenansicht; wie lose demnach sein Christenthum auch den dunkeln und stabilen Theologen vorkommen mochte, es war keineswegs durch seinen edlen und frommen Rationalismus, durch seine religiöse Aufklärung, durch seine heitere, schöne Weltansicht gebrochen, sondern nur gesichtet, geläutert. Herder war Christ, ein gläubigerer, als die ganze Schaar der Starrgläubigen, oder die Rotte der Mucker, wie sie Friedrich II. nannte; — ja, Herder mußte auch seinem ganzen Wesen nach ein evangelischer Christ sein: trug doch die reine, unverfälschte Christusreligion den gediegensten Charakter der reinsten Humanität; war doch ihr erhabener Stifter ein Sohn Gottes und ein vollendeter Menschensohn zugleich. Aber Herder wollte ein reines, einfaches Christenthum, einen evangelischen Glauben nach seinen Humanitätsprincipien, ohne priesterlichen Wust und kirchlichen Ballast. Wahr, leider wahr: er genügte damals keiner Partei, — und lächerliche, geistlose Nachtreter, die ihn misverstanden, brachten mancherlei Unheil in Kirche und Religion. — Wir verstehen, wohin Herder wollte, denn die Resultate liegen jetzt vor uns; der Weg unserer heutigen religiös-nationalen Bildung wurde von ihm vorgezeichnet.

Endlich noch einige Worte über Herder den Dichter; als solcher steht Herder hinter Lessing, der mehr in die Geheimnisse der Kunst eingeweihet war und daher durch äußere Kunst-

vollendung den etwaigen Mangel an Schöpferkraft verbergen konnte; so z. B. weigerte sich Herdern hartnäckig der Reim. Dagegen aber fand er wieder in seiner Eigenthümlichkeit andere Hülfsmittel; er war vorzugsweise lyrisch-didaktischer Dichter. Wir haben von ihm Allegorien und Elegien (z. B. die Allegorie der Natur, worin die Grundzüge seiner Weltanschauung niedergelegt sind; das Saitenspiel, Aeolsharfe, Meer bei Neapel, die Lerche, der Regenbogen, das Flüchtigste, die Wassernymphe, die Schwestern des Schicksals, der Tod, eigentlich ein Denkmal für Lessing, wegen seiner Abhandlung: wie die Alten den Tod gebildet; das menschliche Herz oder der Beweis, daß überall in der ganzen Natur Liebe die schöpferische und erhaltende Gewalt ist; die Dämmerung oder der Mensch als ein Gebilde von Licht und Schatten, als das Kind der Dämmerung mit Hoffnung und Sehnsucht; das unbeschreiblich liebliche Kind der Sorge.

Geistliche Lieder: Seine Sehnsucht nach dem Unendlichen, das begeisterte Anschauen und Aufsuchen des Göttlichen gibt sich in allen seinen Liedern kund; war ihm das Christenthum doch selbst nur eine große Offenbarung der Gottheit und Christus das Bild der menschlichen Vollendung, jener Humanität, nach der sein Herz verlangte (z. B. der stille Freitag, Lobgesang, Liebe, Danklied, das Gewissen ꝛc.). Leider schlich sich die Lust zu allegorisiren mit in die Choräle, dadurch traten selbst Spuren von Mysticismus hervor und gaben Veranlassung zu unrühmlichen und reichlichen Nachahmungen.

In seinen Parabeln und Paramythien schloß sich eine reiche Blumenflur von seltenem Farbenglanze und erquickendem Dufte auf (z. B. das Lied vom Bache, der Himmel, Freundschaft, der Mensch und sein Schatten, Raupe und Schmetterling, Flora ꝛc.). Nach Herder's Vorgange wurde dieses Feld viel bearbeitet z. B. von Nicolai, Krummacher, Agnes Franz.

In den Legenden glänzen Beispiele echt christlicher Romantik (z. B. der gerettete Jüngling, der Tapfere, Bild der Andacht, Fremdlinge, die wiedergefundenen Söhne, die Orgel ꝛc.). Diese Dichtungsart, welche durch die Reformation ganz in den Hintergrund gedrängt war, wurde von Herder zuerst wieder ans Licht gestellt; ihm folgten z. B. Kosegarten (Amen der Steine), Uhland

(St. Georg), Rückert (des fremden Kindes heiliger Christ) L. Schefer (der Gast), selbst Goethe (St. Petrus) mit dem hinzugefügten höchst passenden Gepräge der treuherzigen Naivität der Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts in Hans Sachsens Manier.

Mancherlei Lehrgedichte: Da es unserm Dichter überhaupt weniger daran lag, kunstvollendete Gebilde zu schaffen, als vielmehr die Kunst als Mittel zu seinem großen Zwecke zu gebrauchen, nämlich Humanität, die Fortbildung und Vollendung des Menschen zu befördern, so war er eigentlich in allen seinen Poesien auch nur didaktischer Dichter.

Als Epigrammatist lieferte er nicht nur Muster, sondern erweiterte auch durch Kritik und Beispiel die ganze Gattung. Schon früher versuchten sich Hagedorn, Kästner, Kleist, Gleim darin mit Glück; Lessing setzte die Theorie fest; Herder baute weiter. Nach dem Muster der Griechen stellte er jeden sinnreichen Gedanken, der durch seine Wichtigkeit augenblickliche Wirkung hervorbringt, epigrammatisch dar. Seine Bearbeitungen der griechischen Epigramme nannte er mit Recht Blumen aus der griechischen Anthologie, da Alles, was er aus fremden Werken übertrug und sich aneignete, unter seiner Hand zu einer zartduftenden Blume ward. Bei solchen Arbeiten kam es ihm nicht auf eigentliche Übersetzung an, sondern er sog den Geist dieser fremden Blüthen ein und ließ ihn auf deutschem Boden neu erblühen.

Schöner und rührender ist der große Herder nie charakterisirt worden, als von Jean Paul Fr. Richter, der aus der unerschöpflichen Tiefe seines reichen Geistes und mächtigen Herzens die innigsten Empfindungen und die schärfsten Beobachtungen schöpfte, um seinen Freund zu schildern. Er sagt:

„Der edle Geist, von welchem Niemand stolz genug sein darf, zu sagen, ich habe ihn ganz gekannt, — wurde von entgegengesetzten Zeiten und Parteien verkannt; doch nicht ganz ohne seine Schuld, denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erster oder sonstiger Größe war, sondern ein Bund von Sternen, aus welchem sich dann Jeder ein beliebiges Sternbild buchstabirte. Menschen mit vielartigen Kräften werden immer, die mit einartigen selten verkannt."

„Ich kann nur Einiges über Herder sagen; unzulänglich ist

es ohnehin; ein Mensch, der in Worte aufzulösen wäre, würde ein alltäglicher sein; den Sternenhimmel malt keine Sternencharte. War Er kein Dichter, — was Er zwar oft von sich selber glaubte, eben am Homerischen und Shakspearischen Maßstabe stehend, so war Er blos etwas Besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos von irgend einem reinsten Gott gemacht. — Aber wie soll ich es auseinandersetzen, da in der schönen Seele, eben wie in einem Gedichte Alles zusammenfloß und das Gute, das Wahre, das Schöne eine untheilbare Dreieinigkeit war? — Griechenland war ihm das Höchste und wie allgemein auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte, so hing er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereister Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüthenländern, an der griechischen Heimath am innigsten. Er und Goethe allein, Jeder nach seiner Weise, sind für uns die Wiederhersteller oder Winkelmanne des singenden Griechenlands, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelen-Zunge hatten lösen können. Herder war gleichsam nach dem Leben griechisch gedichtet. Die Poesie war nicht etwa ein Horizont-Anhang ans Leben, wie man oft bei schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, sondern sie flog wie ein freier, leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte. Daher kam seine griechische Achtung für alle Lebensstufen, seine zurechtlegende epische Weise in allen seinen Werken, welche als ein philosophisches Epos alle Zeiten, Formen, Völker, Geister mit der großen Hand eines Gottes vor das säkularische Auge (das Jahre nur am Jahrhundert ausmißt) und also auf die weiteste Bühne führt. Daher kam sein griechischer Widerwille gegen jedes Überschlagen der Wage auf die eine oder die andere Seite; manche Sturm- und Foltergedichte konnten seine geistige Marter bis zur körperlichen treiben; Er wollte die Opfer der Dichtkunst nur so schön und unverletzt erblicken, als der Donner des Himmels die getroffenen läßt. Darum zog er, wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Empfindung, z. B. um Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, früh die Grenze der Schönheit. Nur Menschen von flachen Empfindungen schwelgen in ihnen; die von tiefen — fliehen ihre Allmacht und haben darum den Schein von

Kälte. Eine große dichterische Seele wird leichter Alles auf der Erde als glücklich; denn der Mensch hat etwas von der Lavatere, welche Jahrelang jedem Winter trotzt, aber zart wird und vergeht, sobald sie Blumen trägt. Freilich ist der Dichter ein ewiger Jüngling und der Morgenthau liegt durch seinen Lebenstag hindurch, aber ohne Sonne sind die Tropfen trübe und kalt."

„Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie Er. Die meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste einer Wissenschaft; Er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen, wie von einem austrocknenden Epheu, — Er aber wie von einer Traubenrebe. — Überall das Entgegengesetzte organisch-dichtend sich anzueignen, war sein Charakter; um das trockene Kernhaus eines Lambert's zog Er eine süße Fruchthülle. So verknüpfte Er die kühnste Freiheit des Systems über Natur uud Gott mit dem frömmsten Glauben bis sogar an Ahnungen. So zeigte Er die griechische Humanität, der Er den Namen wieder gab, in der zärtlichsten Achtung aller rein-menschlichen Verhältnisse und in einem Lutherischen Zorne gegen Alle von Religionen oder Staate geheiligten Gifte derselben. So war Er ein Festungswerk voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Zweige Sinnpflanzen waren. Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte Er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlammweiche, sowie gegen deutsche kritische Roheit und gegen jeden Scepter in einer Tatze; und wie beschwor er die Schlangen der Zeit! Seine süßeste Stimme aber war die der Liebe, es sei gegen ein Kind oder ein Gedicht oder die Musik oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann, diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein elektrisirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenscheine um das Haupt sanft da steht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht."

„Wenn Er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonischen Geist schilderte, den er sogar über sich stellte (wiewol Hamann weniger griechisch und beweglich und leicht blühend und organisch zergliedert war), und wenn man

mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftsinseln nachgesunken: so wurde man aus seiner Sehnsucht inne, daß Er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte, als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald Sokratische, bald Horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im Einzelnen, anstatt im Ganzen gewogen und erwogen; erst auf der Diamantwage der Nachwelt wird es geschehen, auf welche die Kiesel nicht kommen werden, womit die rohen Stylistiker, die noch rohern Kantianer und rohen Poetiker ihn halb steinigen, halb erleuchten wollen*)."

„Er kommt mir jetzt, — so sehr auch sonst der Tod die Menschen in eine heilige Verklärung hineinhebt, — in seiner Ferne und Höhe nicht glänzender vor, als sonst hier unten neben mir; ich denke mir ihn drüben hinter den Sternen gerade an seinem rechten Orte und nur wenig verändert, die Schmerzen ausgenommen. Nun so feiere nur recht drüben dein Erntefest, du Reiner, du Geisterfreund; dein schwerer Ährenkranz erblühe dir auf deinem Haupte zur leichten Blumenkrone, du Sonnenblume, endlich auf deine Sonne versetzt!"

Zu der theologischen Gruppe, — oder zu den poetischen Theologen, welche der höhern Verknüpfung des Menschen mit dem Himmel durch Religion näher traten, — und unter welchen Herder das größte Bildungsherz brachte, rechnen wir zunächst den Magus aus Norden

1) Johann Georg Hamann (1730—1788) aus Königsberg, Herder's trautesten Freund und zugleich auch dessen grellsten Gegensatz. Hamann wollte das rasche Fortschreiten der Mitwelt ermäßigen, den Sonnenwagen der Aufklärung aufhalten, — Herder den Fortschritt verallgemeinern und fördern; Hamann strebte die Welt in das alte Gleis zurückzuführen, — Herder glühete, dieselbe aus Druck und Fesseln herauszureißen. Herder

---

*) Aus durchsichtigen Kieseln werden in London Brillen geschliffen.

war ein Freund, Hamann der Feind aller Vernunftreligion; — Herder wurde beseelt von heiliger, evangelischer Hoffnung des Besserwerdens, von begeisterter Achtung vor der Willenskraft des Menschen, weilte mit apostolischer Hingebung und bezaubernder Geschmeidigkeit unter den Völkern jeglicher Zunge und jeglichen Glaubens und hing mit Liebe an dem Menschen, dem Ebenbilde Gottes; — Hamann aber stand wie eine starre, ernste, steinerne alttestamentalische Figur, wie ein jüdischer Prophet, dessen Mund nur schelten, grollen, an Jehovas Donner erinnern konnte; das Leben selbst war dem schweren Manne nur ein tödtlicher Ernst. Herder glänzte als Musterbild in unserer Literatur, — Hamann erschien wie eine literärische Anomalie. — Herder war ein zärtlicher Gatte, ein glücklicher Vater mit seligem Hausfrieden; Hamann lebte in einer drückenden Gewissensehe, die aller Klarheit und Sittlichkeit der kirchlichen Ehe baar und ledig war.

Hamann, erst Theolog, dann Jurist, dann administrativer Beamter, zuletzt Kaufmann verschmähete, nach der Bekanntschaft mit der schönen Literatur, jedes Brotstudium und jegliches Amt; nutzlos grübelnd warf er sich in vielerlei wirre Thätigkeit und war immer voll Langeweile bei unersättlicher Lesewuth und voll Mismuth bei aller Geschäftigkeit; seine tief grabende, aber nirgends klar zu Tage fördernde Geisteskraft begnügte sich mit Andeutungen, Baurissen, mit rhapsodischen Aufsätzen und delphischen Drakelsprüchen, zersplitterte sich in hundert Flugblättern durch unverständliche Reminiscenzen und offenbarte sich in einem verwachsenen Style oder murmelte in einer kabbalistischen Prosa, die er selbst Heuschreckenstyl nannte. Er selbst war stets traurig im selbstersonnenen Jammer und schon in der Jugend ein gekünstelter Greis; mitten in der kirchlichsten Orthodoxie verzagt, hinabgestiegen in die Tiefen der Philosophie, voll Sehergabe und Prophetenblick und doch kraft-, willen- und rathlos im einfachsten Lebensgleise; — an den heiligen Büchern bis zum Misbrauch überrauscht, sodaß, je länger, desto mehr sein Gemüth sich verdüsterte, sein Herz verzagte, sein Geist menschenfeindlich wurde. Wahrlich ein beklagenswerther Hypochonder mit einem schweren Leben voll Irrung und Unordnung, der endlich ausruhend in der Nähe liebender Menschen sein Grab fand im Garten der befreundeten Gräfin Gallitzin zu Münster.

Und dennoch glänzte Hamann als eine der merkwürdigsten Erscheinungen, wirkte als ein sehr einflußreicher Mann, der einen Herder bis zum Tode fesseln, zu der schönsten Kraft anregen, zu seinen besten Werken inspiriren konnte; — ein originelles Wesen, an dem Jean Paul höchstes Wohlgefallen finden, Nicolovius sich anschließen, selbst ein Goethe mit liebender Achtung hangen mochte; — ein geistreicher, seltener Denker, ein scharfer Kritikus, dessen Wirksamkeit in der unsichtbaren Geisterwelt nicht untergegangen ist.

Sein schriftstellerisches Auftreten wurde durch seine eigene Schuld wenig verstanden und nach seinem wahren Werthe geschätzt; er stand wie ein verschleiertes Bild zu Sais; man war so bequem, den Schleier nicht zu lüften, und man begnügte sich mit dem leichten Vorwande, seine Schriften wegen Dunkelheit nicht zu lesen, und während der Eine ihn als einen orakelmäßigen Wahrsager verspottete, oder als einen Sonderling höhnte, schalt der Andere ihn einen düstern Mystiker, einen unklugen Schwärmer. Der einzige Herder würdigte Hamann, verstand ihn in seiner mündlichen Rede, nährte sich an seinen Briefen, hob sich durch seine sibyllinischen Blätter; er allein fand es heraus, daß der Kern dieser Schriften viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen enthalte, und daß nur die Schale derselben ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen sei. Es wandelte also der tiefsinnige Geist verkannt unter seinen Zeitgenossen und starb unbeachtet und langes tiefes Stillschweigen ruhete über seinem Grabe, bis endlich Jacobi's Hinweisungen, Jean Paul's freudiges Anerkennen und Goethe's häufiges Hindeuten den originellen Mann wieder in das Leben und in seine große Bedeutsamkeit riefen.

Ulrici urtheilt so über Hamann: „Alles was er gewollt und gethan, gefühlt und gedacht hat, war durch die jedesmalige Stimmung bedingt, durch den Grundton, durch das farbengebende Licht, das eben so tief von Außen, von den zufälligen Umständen und Verhältnissen in den Geist einschlug, als von Innen aus ihm selbst heraufblitzte und wetterleuchtete. Alles, auch sein Christenthum wie sein Heidenthum, seine Unsittlichkeit wie seine Moralität, seine Sünden wie seine Reue, sein Stolz, seine Eitelkeit und Herrschsucht, seine Selbstanklagen und Selbsterniedrigungen waren

nur Stimmungen; daher war er von den gährenden Elementen seiner Zeit aufs Tiefste durchdrungen; weil er durch und durch Stimmung war, wurde er von der geringsten Bewegung des Fingers der Geschichte, von dem leisesten Lufthauche des Zeitgeistes, von den kaum beginnenden Geburtswehen der Idee getroffen, angeregt, gestimmt. In diesen seinen Stimmungen trug er daher nicht nur die Gegenwart seines Zeitalters, sondern auch alle die mächtigen Ideen der Zukunft, die ganze aufkeimende Revolution unserer Literatur in sich; ahnend, divinirend anticipirte er nicht nur Lessing, sondern auch Herder, Goethe, die Originalgenies, die Romantiker u. s. w. Mit den Blitzfunken seiner Gedanken traf er fast überall die Stellen, wo der Funke in das aufgehäufte Material einzuschlagen hatte. Er wurde in seinen Stimmungen vom Größten wie vom Kleinsten afficirt und schüttete Sandkörner und Felsenstücke, reißende Ströme und neckende Spritztropfen, weitleuchtende Blitze und kindische Sprühteufelfunken im bunten Durcheinander aus seiner Pandorenbüchse."

Noch näher zu seinem Innern trat Goethe; das Princip, meint er, auf welches die sämmtlichen Äußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort, oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich. — Eine herrliche Maxime; aber schwer zu befolgen! Vom Leben und der Kunst mag sie freilich gelten. Bei jeder Überlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden; es gibt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da aber Hamann ein für alle Mal dieser Sonderung widerstrebte, und wie er in einer Einheit empfing und dachte, so trat er mit seinem eigenen Style und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um daher das Unmögliche zu leisten, griff er daher nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen; bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben; eindringende Sprüche

der heiligen und Profanscribenten und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wundersame Gesammtheit seines Styls, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns trübe und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren.

Wachler würdigte das Streben des Mannes am gerechtesten: „Erfahren in der alten, in der morgenländischen und in der neuern Literatur; tief nachdenkend über Leben und Streben des Geistes und über Sprache als Werkzeug desselben; ängstlich bewahrend und tapfer vertheidigend das Geheimniß des Gefühls, was nie erforscht und mit Worten ausgesprochen werden kann, lehnte er sich mit hoher Kraft gegen das verführerisch Blendende des Zeitgeistes auf, welcher Alles zu deuten, auszuklären, auf helle Begriffe und feste Bestimmungen zurückzuführen, alles bisher Bestandene und Geheiligte umzustürzen versuchte. Da er den unstreitig wahren Grundsatz festhielt, daß die menschlichen Kräfte nur in ihrer Gesammtheit und unzertrennten Einheit auf die allein richtige Weise thätig sein können und durch Vereinzelung an Tauglichkeit verlieren, so kämpfte er mit beharrlicher Anstrengung gegen jedwede Einseitigkeit, mochte er sie bei Lessing, bei Nicolai, bei Herder oder sonst wo finden, und versuchte, seine tiefen gläubigen Ahnungen von dem Zusammentreffen der Natur mit dem Geiste in Worten und Bildern zu verkörpern. So vertrat er gegen die kirchlichen Neuerer und Religionsverbesserer, gegen die einseitigen Anmaßungen der Vernunft den alten Offenbarungsglauben; so wies er auf das immer verschleierte Innere hin, wenn Alles veröffentlicht und veranschaulicht werden sollte; so wurde er ein unbestechlicher Fürsprecher des Unnennbaren im Heiligthume des menschlichen Gemüths. Seine zahlreichen, meist kleinen, nur aus Zeitverhältnissen hervorgegangenen Schriften (z. B. Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publicums, die Wolken, Kreuzzüge des Philologen, Golgatha und Scheblimini ꝛc.,

sibyllinische Blätter des Magus aus Norden von Fr. Cramer, 1819; — Hamann's Schriften von Fr. Roth, 1821) sind übervoll an neuen und tiefen Gedanken, mit symbolischem Witze, mit versteckten Anspielungen, mit humoristischen Tone, oft wie aus weiter Ferne kaum vernehmbar, oft wie aus verschlossener Tiefe dumpf und räthselhaft. Das Edle der Grundansicht und deren reiche Ergiebigkeit an Wahrheiten, Hoffnungen, Warnungen, für deren Bezeichnung der Natur ein Bild, der Sprache ein Wort abgewonnen werden soll, ist nirgends zu verkennen; oft schwindet in einem Kernsatze alles Dunkel und eine Fülle einfacher, herrlicher Herzensweisheit thut sich auf. Daher werden gute und sinnige Menschen von den Aussprüchen dieses nordischen Magus wundersam angezogen. Zu beklagen bleibt es, daß Herder, Jacobi, Nicolovius, Jean Paul, Fr. Stolberg, vorzüglich Goethe heimgegangen sind, ohne seine Schriften mit Erläuterungen und Deutungen aus der Zeitgeschichte und aus persönlichen Verhältnissen dem Publicum geschenkt zu haben; sie waren im Besitze der Mittel, durch deren Benutzung die Sehnsucht eines achtbaren Theils der deutschen Lesewelt befriedigt werden konnte.

Ein Glaubens- und Geistesverwandter war der berühmte Prediger in Zürich

2) Johann Caspar Lavater (1741—1801), ein wichtiger Bestandtheil in der Geisterwelt des vorigen Jahrhunderts, für Tausende ein Ärgerniß, für Zehntausende ein Abgott und unter allen schwärmerischen Didaktikern der einzige, der in der Geschichte der schönen Literatur Anspruch auf Auszeichnung machen darf.

Lavater wirkte in vierfacher Beziehung auf seine Mit- und Nachwelt ein: als Philosoph, als Patriot, als politischer Dichter, als Theolog und religiöser Sänger, als Mensch und Seelsorger.

Scheinbar den berühmtesten Namen machte er sich als Philosoph und Psycholog durch seine sogenannte Physiognomik. Lavater besaß eine beneidenswerthe physiognomische Gabe, ein ganz

besonderes Talent, einem Jeden anzusehen, wie ihm allenfalls zu Muthe und weß Geistes- und Herzenskind er sei. Er stellte unermüdliche Versuche an, das Verwandte und Unterscheidende im menschlichen Gesichte auf Naturgesetze zurückzuführen und die Wechselwirkungen von dem Geiste auf den Körper zu erforschen; die tiefen französischen, englischen und deutschen Forschungen über die Verschiedenheit der Menschenracen, Winkelmann's reiche Winke, Goethe's Andeutungen und Herder's Aussprüche in seiner Plastik leisteten dabei treffliche Dienste. So gelangte denn Lavater endlich zu der Überzeugung, daß die äußere Gesichtsbildung mit dem innern Menschen übereinstimme, und diese Annahme brachte ihn auf den Einfall, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu nehmen. Seine ungeheure Bekanntschaft mit allen Notabilitäten lieferte ihm außerdem eine zahllose Menge Schattenrisse und Bildnisse als treffliche Hülfsmittel und sichere Beweise seiner psychologischen Analyse des Menschenantlitzes. Mit maßlosem Geräusche wurde endlich das unerhörte Werk angekündigt und mit einer Masse von Portraits, von Chodowiecki und Lips gestochen, ließ das reichgeschmückte Orakel vor aller Welt sich vernehmen. Wie eine Götterspräche imponirte das merkwürdige Buch, und der Schwung des in poetischen Kraftworten und in enthusiastischen Exclamationen hinrollenden Styls machte für den ersten Augenblick Jeglichen stutzig. Alles horchte hoch auf; mit dem Spiegel in der Hand las Jeder diese Physiognomik und ließ sich sein Inneres weissagen; der Stein der Weisen schien nun für das gesellige Leben gefunden zu sein, und mit freudiger Hast öffneten besonders die Fürsten und Großen dieses Buch, da freilich der Schlüssel zur Enträthselung der Denkart ihrer Diener und der Blick in die Geistes- und Herzenshöhe oder Tiefe ihrer Gesellschafter den gekrönten Häuptern am nöthigsten sein mochte.

Aber leider waren die Auflösungen der physiognomisch-psychologischen Räthsel nicht probehaltig; die Physiognomik zu der Untrüglichkeit einer Wissenschaft zu heben, war ein babylonischer Thurmbau, sagt Gervinus, wozu die unermüdlichen Bemühungen des enthusiastischen Mannes auch nicht zwei Ziegelsteine zusammenbrachten. Der Erfolg entschied sofort darüber unabweisbar, daß nur individuelle Gefühle den Verfasser in Aufstellung seiner Principien geleitet hatten, und daß auch hier, wie überall, der Schluß

von dem Besondern auf das Allgemeine immer höchst unsicher sei Lavater mußte wegen seiner Physiognomik viel trübe Stunden durchkämpfen; theils dadurch, daß seine Behauptungen oft ein Gift für schwachköpfige und böswillige Herzen wurden, noch mehr dadurch, daß er persönlich harten Widerspruch und Anfeindung fand. Es machte ihm die größte Lebenspein, in die Gegenwart solcher Menschen zu kommen, deren äußere Häßlichkeit sie zu entschiedenen Feinden jener Lehre von der Bedeutsamkeit der Gestalten unwiderruflich stempeln mußte, und solche Begegnung kam täglich vor. Dergleichen Leute wandten sehr häufig einen hinreichenden Verstand und sonstige Talente, leidenschaftlich miswollend und kleinlich zweifelnd an, um eine Lehre zu entkräftigen, die für ihre Persönlichkeit beleidigend war: denn es fand sich nicht leicht Jemand so großdenkend wie Sokrates, der gerade seine faunische Hülle zu Gunsten einer erworbenen Sittlichkeit gedeutet hätte. Die Härte und die Verstockung solcher Gegner war Lavater fürchterlich, sein Gegenstreben dann selbst nicht ohne leidenschaftliche Aufregung, sowie das Schmelzfeuer die widerstrebenden Erze als lästig und feindselig anfachen muß. Am meisten litt er durch Lichtenberg, der am feindseligsten und siegreichsten gegen ihn auftrat. Wenn Wieland hierbei bemerkte, daß Lavater seine Schrift nicht geschrieben haben würde, wenn er nicht selbst schön und edel gebildet gewesen wäre, so könnte man mit eben dem Rechte behaupten, Lichtenberg würde ihm nicht so begegnet haben, wenn er schöner geformt und besser organisirt gewesen wäre. Wenn also schon äußerlich zwischen beiden Gelehrten vollkommene Gegensätze stattfanden, so waltete mehr noch im geistigen Leben beider Männer absolute Verschiedenheit. Der Eine weilte mit seinem nur zum Himmel gerichteten Blicke in den höchsten Regionen, der Andere lebte allein im Diesseits; Lavater redete immer in heiliger Entzückung, war voll Salbung, voll apostolischen Eifers und wundergläubig; Lichtenberg neckte alle Propheten und tastete als ein grübelnder Mathematikus und Naturforscher mit lachender Miene das Heilige an. Diesem geistreichen Satyr wollte es gar nicht einleuchten, daß der menschliche Kopf, in dem doch eine freie Seele wirke, wie eine Pflanze sollte beurtheilt werden, und mit zweischneidiger Waffe trat er in seiner Physiognomik wider Physiognomen in dem Göttinger Taschenkalender (1778)

gegen Lavater auf, entkräftete die Bemühungen des armen Mannes und machte die schwere Lieblingsarbeit durch seine Physiognomie der Schweineschwänze und Zöpfe lächerlich. — Keiner verkennt die Genialität, die aus dem Buche Lavater's hervorblitzt, Keiner die vielen glücklichen Wahrnehmungen und tiefen Winke; — aber die tägliche Erfahrung widerspricht ja stündlich, daß äußere Schönheit und Häßlichkeit ein Abdruck der innern sei.

Glücklicher war Lavater als Patriot und politischer Dichter. Schon als Jüngling trat er als enthusiastischer Vaterlandsfreund auf. Unvergeßlich stehen in den züricher Annalen die gefährlichen Kämpfe, womit der junge Lavater in Verbindung mit seinem Freunde, dem Maler Fueßli, die verkäufliche Niederträchtigkeit des mächtigen Landvoigts Grebel durch öffentliche Anklage auf Hals und Leben, trotz aller Familienverbindungen und allgewaltiger Obhut des Frevlers brandmarkte. — Mit Feuer sang er seine Schweizerlieder (z. B. die Schweizer, die Schlacht bei Granson ꝛc.); er wollte durch vaterländische, populäre Lieder eine edle Volksgesinnung erwecken. Mag sein, daß die erste Idee, die Helden seines Vaterlandes zu besingen, die Gleim'schen Kriegslieder ihm gaben; wenigstens bekennt er mit großer Bescheidenheit in dem Motto, welches er seinen Gesängen vorsetzt:

Wenn Leser dir mein Reim gefällt, —
Dank's dem Tyrtäus Gleim,
Der sang von Helden wie ein Held,
Und dessen ist mein Reim! — —

wie er formell diese Lieder dem Gleim nachgeahmt; aber das Muster und Original weit übertreffend, waren diese Schweizerlieder doch ein Zeugniß, wie nur ein freier Boden solche Empfindungen wecken konnte. Sie sind die reinsten und schönsten poetischen Gaben, mit denen Lavater uns beschenkt hat; sie drangen ins Volk, wurden von Alt und Jung gesungen und erklingen bis heute noch auf der Alp; selbst die strengste Kritik wird sie immer den Mustern patriotischer Volkspoesien an die Seite stellen. — Auch die französische Revolution erhielt anfangs Lavater's Beifall; aber der Königsmord erfüllte ihn mit religiösem Abscheu und erweckte in ihm den hohen Muth, das Eindringen des aufrührerischen Verderbens von seinem Vaterlande abzuwehren. Als Jeder bei den Erpressungen des französischen Directoriums kleinmüthig schwieg,

da schrieb Lavater seinen berühmten Aufruf an Frankreichs Machthaber und predigte die Rechte der Völker; mit demosthenischer Freimüthigkeit sprach er gegen die französischen Unterdrücker der schweizerischen Freiheit, bis er 1796 gefangen nach Basel geführt, aber nach siegreicher Vertheidigung wieder entlassen wurde. So fand er auch in der Erfüllung der heiligsten Bürgerpflichten seinen Märtyrertod, indem er bei der Wiedereroberung Zürichs durch Massena von einem französischen Freiheitshelden meuchlings niedergeschossen wurde, als er im Begriffe war, Unglücklichen auf der Straße beizustehen und die umherschwärmenden Soldaten zu besänftigen.

Als Theolog und religiöser Sänger trat der edle Schweizer in einer Zeit mit seinen Schriften und Poesien auf, wo der Religionsglaube hier in brennenden Fanatismus, dort in kalte Gleichgültigkeit umschlug, wo Klopstock's heiliger Ernst und Wieland's leichtfertiger Scherz sich in die Gemüther theilte. Durch und durch poetisch empfing auch Lavater die erste äußere Anregung zu seinen religiösen Dichtungen und Schriften durch Klopstock. Aber wegen des in ihm zu stark lodernden Feuers gewann er nie die gehörige Künstlerruhe, um ein vollendetes größeres Werk zu liefern. Durch seine fortwährende brennende Regsamkeit war er nur auf einen Augenblick der Schöpfungsruhe angewiesen; daher mußten seine kleinsten Dichtungen auch seine bedeutendsten werden. Liebe ist der Grundgedanke aller seiner geistlichen Dichtungen, wie seines Lebens, Liebe, die in Selbstaufopferung ihre höchste Aufgabe löst (z. B. Gott ist die Liebe, das Licht, der Beter, die Menschenherrlichkeit ꝛc.); in allen weht ein menschlich edler Sinn, waltet eine reiche Einbildungskraft und Innigkeit; alle sind warm, fern von der trockenen, kalten, hölzernen Buchstaben- und Compendiensprache, fern von aller trübseligen Selbstqual, von aller Verworrenheit und trügerischen Mystik, — und dennoch herrscht darin wiederum überall ein anheimelndes Dunkel, wodurch gerade alle diese Gebete des gläubigen Lavater, diese Ausbrüche seines lebendigen Glaubens und seines religiösen Gefühls alle die ihm verwandten Gemüther in allen Enden Deutschlands so mächtig anregten und bis jetzt noch anregen. — Aber nur die ihm verwandten Gemüther; wer anders glaubte, anders fühlte, anders betete als Lavater, wer evangelische Einfachheit, protestantisch

reinstes Licht und Lutherische Kraft am höchsten schätzte, wurde von Lavater's Liedern nicht befriedigt und stimmte dem Urtheile Herder's bei: Diesem Feinsinnigen misfiel darin gerade der Flug in Bildern, die Fluth strömender Empfindung, diese klingende Beredtsamkeit, sodaß ein armer stummer Zöllner mit seinem einsilbigen Gebete bei dieser Lavater'schen Suade oft nicht wissen werde, wo aus noch ein; ja Herder meinte, daß der erstickte Seufzer mehr töne und rufe, als der zu Fluß und Guß gebrachte, und daß die gottgefälligen Opfer mehr in der todten Asche eines zerknirschten Herzens, als im harmoniereichen Köcher der Seraphime zu finden wären.

Die übrigen Religionsschriften Lavater's, von denen fast Niemand mehr öffentlich Notiz nimmt, waren damals fruchtbringende Samenkörner in die Furchen der Zeit. Dahin rechnen wir: Jesus Christus oder die Zukunft des Herrn, ein didaktisches Gedicht nach der Offenbarung Johannis — und für Lavater, den grübelnden Theologen, ein zu schweres Unternehmen, eine Iliade nach Homer, eine Messiade — nach Klopstock; deswegen wünschte ihm auch Goethe offenherzig „einige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten, um welchen rings die Freude des Himmels war, dem Geister durch alle Sinne und Glieder sprachen und in dessen Busen die Engel wohnten." — Zu diesen Schriften gehören auch seine vielgelesenen und reich ausgestatteten Briefe und Predigten über die Aussichten in die Ewigkeit, welche ihn beim Volke in den Ruf höherer Seherkraft brachten; — ferner Pontius Pilatus oder der Mensch in allen Gestalten.

Wegen seiner religiösen Überzeugung wurde Lavater, wie wir schon oben bei seinen kirchlichen Liedern erwähnten, auf die verschiedenste Weise beurtheilt; während seine Feinde ihn einen gefallenen Engel schimpften, begrüßten seine Anhänger ihn als den Tröster, welchen Christus seinen Auserwählten in den Tagen der Prüfung und des Abfalls vom Glauben zu senden verheißen habe. Anfänglich standen auch alle großen Geister der Zeit ihm zur Seite. Hamann reichte ihm brüderlich die Hand; Herder blickte an dem apostolischen Charakter mit Freude und Bewunderung hinauf; Klopstock begrüßte ihn mit deutscher Herzlichkeit; Goethe war bezaubert von seiner Einwirkung. Aber der Bruch mit Jenen war

unvermeidlich: je entschiedener Lavater nur auf den eigenthümlichen Meinungen seines ersten geistigen Revolutionseifers und dem Glauben seiner eigenen Kindheit hängen blieb, desto fester gingen die Andern mit der rasch fortschreitenden Zeit auch in ihren religiösen Ansichten, namentlich Herder weiter; man sah auf den züricher Apostel als auf einen Zurückbleibenden, Zurückschreitenden, als auf einen gutmüthigen Repräsentanten der frommen Reaction, als auf einen christlichen Don Quixote hinab, — und Lavater dagegen verließ Jene als Abtrünnige. Diesen folgten bald noch andere frühere Freunde, vorzüglich aus der sogenannten vornehmen Welt; man fing an, seine fromme Redseligkeit langweilig zu finden; dem frommen Kindersinne seines Glaubens fing die revolutionaire Zeit an zu entwachsen, oder vielmehr die unruhige Welt war mit andern Interessen beschäftigt.

Noch mehr Gunst büßte Lavater ein, als er sich mit seinem festen Offenbarungsglauben auch an Moses Mendelssohn wagte, um diesen jüdischen Erzvater zum Christen zu machen; ja im protestantischen Norddeutschland brandmarkte man ihn sogar als heimlichen Katholiken und hinterlistig verkappten Jesuiten, da sein christlicher Eifer, sein fester Glaube an die wunderthätige unmittelbare Einwirkung Gottes und seine fromme Hinneigung zu religiösen Mysterien ihn mit den süddeutschen düstern, abergläubischen Schwärmern und jesuitischen Phantasten in zufällige Verbindung brachte und den arglosen frommen Mann in die zweideutigen Gewebe religiöser Gaukler, selbst in die Betrügereien eines Cagliostro, Gaßner ꝛc. verwickelte.

Leicht ist's, dem frommen Lavater in seinem langen, schönen, segensreichen Leben die störende, oder auch selbst mitunter schädliche Einwirkung seiner zu sehr voraneilenden Phantasie, seiner zu starken Sinnlichkeit und zu großen Allthätigkeit nachzuweisen; leicht ist's, ihm den Vorwurf zu machen, daß, wer Allen Alles sein will, zuletzt den Meisten Nichts wird; leicht, ihm hier manchen Irrthum aufzudecken, manche Schwärmerei, manche Überspannung nachzuweisen; — wie ja auch das frömmste Herz menschlich fehlen kann; unmöglich aber ist es, die Unwandelbarkeit seines Glaubens, die Reinheit seines Willens, die Frömmigkeit seines Herzens, seine Liebe für die Menschheit antasten, den tausendfachen Segen seiner Bemühungen bezweifeln zu wollen.

Der Adel und die schweizerische Treuherzigkeit seines Betragens, die stille Begeisterung und tiefe Sanftmuth seines Blickes, die ausgezeichnete Anmuth und Lieblichkeit seiner Worte, der Ausdruck einer Menschenfreundlichkeit und Güte, welche die Übergewalt seines Geistes milderte, die mädchenhafte Reinigkeit und Zartheit seines ganzen Wesens, seine sittliche Grazie, die jeden Scherz adelte, die Originalität und Fülle seiner Gedanken, die beneidenswerthe Geschicklichkeit, gegen feindliche Anmaßung und dünkelhaften Spott ruhig zu bleiben, und seine Leichtigkeit, indem er auszuweichen schien, sich dem Gegner wieder zuzuwenden und ihm eine große Ansicht wie einen diamantenen Schild vorzuhalten, — die seltene Kunst, auch bei platten Menschen sich eine reinliche Umgebung zu schaffen; — kurz seine persönliche Erscheinung hatte so viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man, ihm gegenüber, sich unwillkürlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen und selbst sein Feind sich sofort entwaffnet fühlte. Es war ein genial-poetisches, wunderbares Etwas in diesem Manne, das elektrisch und zündend nach allen Orten hinschlug; er war eine mächtige Person, ein Zauberer seiner Zeit, ein imposanter Geist, sodaß selbst ein Goethe freudig einverstand, daß auch er in dieser Nähe sich dessen Einwirkung nicht habe erwehren können, daß der Umgang dieses Mannes sein ruhig künstlerisch-beschauliches Wesen in Umtriebe gebracht und daß er sich gesehnt habe, in dessen Nähe zu sein und zu bleiben. Lavater war der Seelsorger der frommen Seelen in ganz Deutschland; seine Reisen glichen Triumphzügen eines Propheten, und kein protestantischer Geistlicher des 18. Jahrhunderts hat mehr Verehrung genossen.

Redliche und fromme Gesinnungen, wie Er sie fühlte, den Menschen mitzutheilen, diese auch in allen Menschen zu erregen, war sein entschiedenster Trieb, so auf Andere, wie auf sich selbst zu merken, seine liebste Beschäftigung. Davon lieferte sein „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst" einen sichern Beweis. Lavater fühlte sich mit allen seinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirksamkeit gedrängt, sodaß man zu seiner Zeit wol kaum noch einen Zweiten hätte auffinden können, der ununterbrochener gehandelt hätte als er; ihm war nicht wohler, als in der ganzen Gemeinde. Nicht damit zufrieden, durch öffentliche Rede auf der Kanzel, oder durch Besuche und Reisen

zu nützen, sandte er fast täglich geschriebene und gedruckte Ermahnungen nach allen Gegenden der Erde und in hunderterlei Form und Einkleidung. Es gab kein Alter, keinen Stand, für welchen er nicht Erbauungsbücher schrieb, für Greise, Jünglinge, Kinder, Gesinde, wodurch er eine große Lücke in der Volksliteratur ausfüllte. Das Wenigste von diesen Herzensergießungen ist in Buchhandel gekommen; er hatte sich eine große unsichtbare Kirche gebildet. Seine Eingeweihten besaßen und mögen wol noch jetzt eine eigene Handbibliothek Lavater'scher Anreden besitzen, welche für das große Publicum stets ein Geheimniß geblieben ist.

Dazu kam, daß der Begriff von der Menschheit, der sich in ihm herangebildet hatte, so genau mit der Vorstellung verwandt war, die Lavater von Christus lebendig in sich trug, daß es ihm unbegreiflich schien, wie ein Mensch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Christ und zwar ein solcher, wie er selbst zu sein. In einer Zeit nun, wo es guter Ton und höhere Bildung hieß, über Christenthum mit französischer Frechheit zu spotten, verkündigte Lavater den Gekreuzigten; — in einer Zeit, wo Menschenverstand und Menschenmacht über Alles ging, predigte Er von der Offenbarung Gottes, von der Ohnmacht des menschlichen Herzens; — wo die vornehme Welt an Wielandischen Zauberfesseln der lockenden, das Gemüth dem Edlern entfremdenden Sinnlichkeit opferte, stand Er auf als schützender Cherub, um dem hereinbrechenden Unglauben und der das Herz und den Geist verderbenden Freigeisterei den Eingang in die Gemüther der Menschen zu wehren. Er hat auch Tausende von Herzen gewonnen, begeistert, mit Kraft, Muth und Freudigkeit erfüllt; in allen Gegenden Deutschlands, unter allen Ständen ein starkes Bollwerk mit aufführen helfen gegen religiöse Gleichgültigkeit; die von ihm gestiftete Schule oder Kirche, obgleich er nie eine hat stiften wollen, ist die ausgebreitetste und — wenn wir gerecht sein wollen — die einflußreichste der neuern Zeit. Wahrlich keiner seiner Jünger braucht sich eines solchen Meisters zu schämen, den Deutschland als einen seiner würdigsten Männer ehrt. Ja, frühere katholische und frömmere Jahrhunderte als das, worin Lavater's Lebenssonne schien und unterging, hätten ihn, den auch Johannes v. Müller als den Kirchenvater unter den neuern Theologen nennt, heilig gesprochen; denn in diesem protestantischen

Schweizerapostel vereinigten sich, bis auf seinen Märtyrertod, selbst bis auf den Volkswahn, als ob er Wunder hätte thun und weissagen können, — alle Eigenschaften, welche die römische Kirche von ihren Heiligen fordert!

(Lebensbeschreibung von Geßner und Meister's biographische Skizze; sämmtliche Werke, Augsburg 1834.)

3) Auch der Wandsbecker Bote Matthias Claudius (1740—1815) gehört dieser religiösen Gruppe als einer der naivsten und gemüthvollsten Dichter an. Selten mag ein berühmter Mann gefunden werden, wo Mensch und Schriftsteller so ganz nur Eine Person ausmachen und man den Einen in dem Andern gleich lieb gewinnen muß. Ihm war ein stilles, freundliches Loos bei höchst mäßigen Glücksumständen durch einen jährlichen Ehrensold vom Könige von Dänemark zugefallen, die er aber als ein wahrer christlicher Weiser im Kreise seiner liebenswürdigen Familie mit Dankbarkeit empfing und durch Mäßigkeit und Zufriedenheit verdoppelte. Seine offene, reine Seele, seine durch Nichts zu trübende Laune, sein harmloser Witz, seine Einfachheit im Leben, sein warmes Herz für Sein, sein Haß gegen allen Schein, sein unerschütterlicher Glaube an die Christusreligion, sein tiefes Gefühl für Natur, seine begeisterte Vaterlandsliebe, die nur am Neujahrstage für alle Menschen betete, — machte das Glück seines Lebens in dem, um seinetwillen so oft besuchten Wandsbeck bei Hamburg.

Claudius trat, wie Herder, Hamann, Lavater, unter das Volk, wo ein frecher Unglaube, eine vornehme Seichtigkeit und irreligiöse Libertinage an der Tagesordnung war. Er gehörte (in seinen Liedern, Elegien, Romanzen, Fabeln, Sinngedichten, in seinen Aufsätzen und christlichen Briefen an Andres, welche er in der Hamburger Zeitung, in dem Musenalmanach unter dem Namen des Wandsbecker Boten, und später gesammelt als Asmus, omnia sua secum portans herausgab) zu der strengsten Opposition gegen Wieland, indem dieser dem aristokratischen Principe in der Literatur huldigend, für die vornehme Lüsternheit und für den weichen, behäbigen Müßiggang schrieb, Claudius dagegen ein Sprecher des Göttlichen war, was Allen nahe und wichtig sei, und dem Volke geben wollte, was des Volkes sei. Er versuchte als christlicher Sendbote an

Thür und Laden des großen Haufen zu klopfen und auf seine Art an die Religion und den Heiland erinnern; er wollte durchs offenbarste Beispiel zeigen, daß man ein rechtgläubiger Christ ohne ein Dummkopf, ein frommer Mensch sein und doch Verstand haben könne. — Wenn irgend Einer hierzu sich eignete, so war gewiß Er es, der alle Eigenschaften hatte, auf den ursprünglichen Kinderglauben zurückzugehen, wie es Hamann ganz und gar nicht, und selbst Lavater, der dasselbe bezweckte, wenigstens nicht in solcher kindlichen Herzlichkeit und Helligkeit konnten. In seiner bardischen Freisinnigkeit, in seinem Vaterlandssinne war Claudius wie Klopstock, jedoch einfacher in Denkart und Sprache; in seinem idyllischen Gepräge glich er Voß, in seiner kindlichen Unbefangenheit Hebel, in seinem Witze Hamann; — aber während alle diese Dichter von dem Volke unbeachtet blieben, von dem großen Haufen wenig verstanden wurden, war Claudius überhaupt einer von den wenigen deutschen Schriftstellern, welche den deutschen bäuerlichen Ton trafen, durch welchen allein auf die Belehrung, Bildung und Veredlung der nicht gelehrten Stände des Volkes gewirkt werden konnte.

Mag sein, daß die strenge Kritik keines seiner Lieder (selbst seine schönsten nicht: der Frühling, vom Reife, Abendlied, die Sternseherin, Rheinweinlied, Goliath) als Kunstwerk gelten läßt, und den Verfasser mehr als christlichen Boten, denn als Mitglied des Parnassus begrüßt; mag sein, daß der Plan seiner Lieder selten tief, daß viel Schimmer ohne Witz, viel Sonderbarkeit statt Neuheit, Possirlichkeit ohne Laune, oft blos Schale ohne Kern, selbst oft nur ein misglücktes Streben nach Popularität da ist; mag es auch noch mehr zu beklagen sein, daß der durchsichtige, frohe Biedermann in spätern Jahren von der Volksbahn wich und, wie so viele Andere damals, die lichte Bahn des Evangeliums verließ und sich in die Maulwurfsgänge einer intoleranten, finstern, rückschreitenden geheimen Weisheit verkroch; — — dennoch wanderte der unermüdliche Wandsbecker Bote vorzüglich in den Jahren seiner jugendlichen Kraft durch alle deutsche Lande; man hörte ihn gar zu gerne, wenn er die Armseligkeiten des Lebens in ihrer ganzen Blöße hinstellte, oder wenn er mit derben Stecken die Ausländerei züchtigte, mit scharfer Zunge den trotzigen Übermuth, den feigen Knechtssinn verspottete und mit Salbung

von Gott und seinem Willen predigte. Das war um so wichtiger, je schneidender damals die Ansichten von der Kirche, von Religion und vom Staate übertrieben wurden. Sein Volkston in der Prosa wie in seinen Liedern schlug darum auch nachhaltig in das Interesse des ganzen Publicums; wenn Lavater die Menschen beten lehrte, so lehrte Claudius sie arbeiten und zufrieden sein; dem Wandsbecker Boten, rein und erhaben in seiner Gesinnung, schlicht und bieder im Ausdrucke, neu in seinem Tone, alt im Glauben, jetzt erzählend, dann lehrend, hier lohnend, dort strafend, wurden überall gern die Thüren geöffnet und als willkommener Gast zog er mit seiner liederherzigen Einfalt, mit seiner reichen Laune in Hütten und Paläste ein und wurde gern gehört von Bauer und Edelmann, von Mutter und Kind.

H. Die Göttinger oder der Hainbund.

Die Gründung unserer Universitäten war (nach einem Ausspruche von R. E. Prutz) immer mit einem neuen Aufschwunge und einer neuen Entwickelung des deutschen Geistes verbunden, sodaß die Universitäten ebenso viele Stadien unserer geistigen Geschichte darstellen; daher löst eine Universität gleichsam die andere ab in der Hegemonie des deutschen Geistes und wo eine neue Phase unserer Entwickelung betreten wird, gründet sich eine neue oder erneuert sich eine ältere Universität. So haben in den letzten anderthalb Jahrhunderten z. B. Halle, Jena, Göttingen, Berlin ꝛc. eine der andern das Scepter überliefert. — Göttingen (1734) wurde vorzüglich zum Nutzen der positiven, der historischen Wissenschaften, mit fast gänzlichem Ausschlusse aller philosophischen und speculativen Disciplinen gegründet — und bis auf die neueste Zeit möchte wol kaum ein ansehnlicher deutscher Historiker und Physiker zu nennen sein, der nicht in Göttingen seine Bildung erhalten hätte oder selbst als Lehrer dort thätig gewesen wäre. Der hannoversche Minister v. Münchhausen, der, selbst kinderlos, die Georgia Augusta gern seine Tochter nannte und mit Recht so nennen konnte, hob durch seine unermüdliche Thätigkeit, durch seinen liberalen, großen und universellen Geist, mit dem er über das Ganze wachte und besonders die Anstellung der Lehrer leitete, Göttingen unbestritten damals zu der ersten Universität Deutschlands; wie gemäß den vielen Anforderungen jener geistig unruhigen Tage sie ins Leben gerufen und wie sie

nach den großen Bedürfnissen der bewegten Zeit weislich eingerichtet war, davon zeugte die rasche glänzende Blüthe dieser neuen Anstalt, die begeisterte Theilnahme sämmtlicher Lehrer an dem Ruhme dieses Musensitzes und die Sehnsucht, mit welcher Deutschlands höher strebende Jünglinge nach der Georgia Augusta eilten. — Aber welche hohe Namen glänzten auch unter den frühesten Lehrern, von denen die meisten in ihrem Fache groß, jeder originell war: der erste Kanzler der Universität, der Wiederhersteller und Vater der Kirchengeschichte und neuern deutschen Kanzelberedtsamkeit Joh. Lorenz v. Mosheim (vergl. oben); der berühmte Orientalist und theologische Philolog J. Dav. Michaelis mit seiner Alles umfassenden Betriebsamkeit und seiner Begeisterung für das Morgenland; Joh. Stephan Pütter der große Staatsrechtslehrer, der durch kräftige Thätigkeit der gefeierte Lehrer von Tausenden und der Rathgeber der deutschen Fürsten wurde; der Humanist Koh. Mat. Geßner, der mit seiner tiefen kritischen, grammatischen und historischen Einsicht den ganzen Sprachschatz der Römer eröffnete; die gründlichsten und umfassendsten Geschichtsforscher Aug. Lud. v. Schlözer und Joh. Christ. Gatterer; der deutsche Astronom Tobias Mayer, welcher nie gewußt hat, wie unermeßlich viel er gewußt; der witzige Mathematiker Abr. Gotth. Kästner, der große Haller u. s. w.

Alle unsere größern Universitäten strahlten von jeher nicht nur als Hauptpunkte in der Culturgeschichte des deutschen Geistes und als allgemeine Marksteine der gesammten Entwickelung unseres Vaterlandes, sondern sie traten auch zugleich immer in ein besonderes Verhältniß zur Poesie und wurden alsbald in Sachen der Künste und des Geschmacks die stimmführenden Orakel. Von Leipzig aus sprachen die Gottschede, von Halle die Uz und Gleim, von Königsberg die Herder und Hamann, von Jena die Schiller und nachfolgenden Romantiker; so sollte nun auch Göttingen, kaum 30 Jahre nach seiner Geburt, in ein unmittelbares Verhältniß zur Poesie treten. Bisher hatte die jugendliche Georgia Augusta nur wissenschaftliche Geschäftsbildung fruchtbar gefördert, aber für deutsche Sprache und Kunst wenig geleistet, obgleich ihre frischeste Blüthezeit mit Haller begann; jedoch dessen Alpenleyer verstummte hier in den neuen akademischen Lehr-

sälen und die Poesie wurde als jugendliches Spielwerk bei Seite gelegt; auch die hier schon 1740 ins Leben gerufene deutsche Gesellschaft vegetirte nur in schwindelnder Ohnmacht, obgleich Käſtner seine ganze Kraft zu ihrer Belebung daransetzte; aber dieses vielschreibenden Mathematikers schalkhafte und schadenfrohe Natur war wol im Stande, durch Epigramme wehe zu thun oder eine literarische Richtung lächerlich zu machen, zu vernichten; es fehlte ihm jedoch gänzlich die ausdauernde Begeisterung, das anhaltende Feuer und die Macht des Herzens, selbst ein Vorsänger und poetischer Führer des Volks zu werden. So hochgepriesen also die Georgia auch in der Zunft der Gelehrten wurde, so klanglos blieb ihr Name in dem Tempel der Musen. Das sollte aber auf einmal anders werden.

Der nächste Anstoß dazu kam von Chr. Gottlob Heyne, der von 1763—1812 in Göttingen wirkte und dessen Lebensgeschichte mit den äußern und innern Schicksalen dieser Universität auf das Engste verflochten ist. Die Bedeutung Heyne's wurde unmittelbar nicht blos für die philologischen Wissenschaften, sondern auch mittelbar für die Entwickelung des deutschen Geistes und unserer deutschen Literatur eine wahrhaft segensreiche. In einer unbeschreiblichen Armuth und Mühseligkeit des jugendlichen Lebens war es allein der frische kräftige Geist der Alten, der die Hoffnung und die Begeisterung des mit Hunger und Frost kämpfenden Jünglings wach hielt, gerade wie bei Winkelmann. Ja, es war gewiß mehr als blinder Zufall oder Laune des Schicksals, daß eben die Männer, durch welche die Schönheit des Alterthums zu einem unverlierbaren Eigenthume unsers Volkes und zu der reichsten Bildungsschule unserer Sprache werden sollte, daß Heyne und Winkelmann, beides Freunde, gleichzeitig mit einer solchen Ungunst des Glücks zu ringen hatten, sodaß Beiden, den Allverwaisten, den Allverlassenen in der Gegenwart nur das Alterthum zur sichern Stütze, zur helfenden Freundin, zur liebenden Mutter, zur begeisternden Braut ward. Heyne ging vom dichterischen, ästhetisirend Sachsen aus; sein Umgangsleben in Leipzig machte ihn bekannt mit der schönen vaterländischen Literatur; das Modestudium der gebildeten sächsischen Welt, mehr wol noch die Brotnoth trieb ihn eine Zeitlang zur Belletristik, und als sein hellerer Lebensstern endlich in Göttingen aufging,

trug er seine elegante, ästhetische Cultur nun auch dorthin und in die Philologie über. In Heyne kam zuerst zur Vollendung und Geltung, was Ernesti, Christ, Morus in Leipzig riesenhaft und glücklich vorbereitet hatten; er wurde in Deutschland der erste Humanist und Sprachkundige, der als solcher bei uns auftrat. Der Mittelpunkt seines ganzen Wirkens war die classische Literatur, namentlich die poetische, welche er, frei von den engherzigen Ansichten vor und zu seiner Zeit, um ihrer selbst willen und mit poetischem Sinne auffaßte. Die Alterthumskunde aus dem Schulstaube zu erheben und in die Kreise der gebildeten Welt zu führen, war sein eigenthümliches Verdienst.

Aus diesem Grunde ist Heyne's Einfluß auf unsere Poesie und Sprache zwar kein unmittelbarer gewesen; auch hat er keinen Dichter in persönlicher Nähe erweckt und aufgemuntert; aber aus den Heyne'schen Vorlesungen, in denen der Geist der alten Kunst zum Leben erweckt und die schönste Schule menschlicher Bildung erschlossen wurde, strömte Anregung und Entwickelung des poetischen Talents und die Voß, Stolberge, Goethe ꝛc. schöpften zuerst an Heyne's Hand aus dieser Quelle, wie sie auch dankbar rühmten.

Zu solchen poetischen und ästhetischen Anregungen durch Heyne kam ferner, daß die göttinger Universität mit königlichem Aufwande gegründet und nach den lebendigen Bedürfnissen der Zeit hervorgerufen, die Bibliothek aber aus den neuesten Erscheinungen der europäischen Literatur zusammengetragen, namentlich mit englischen Schriften überaus reich und vollständig geschmückt war; die von Heyne musterhaft redigirten Göttinger gelehrte Anzeigen eröffneten den überschwenglichen, unserm Vaterlande meistens unbekannten literarischen Reichthum Albions; die ganze anregende englische Literatur war nirgends billiger, nirgends so frühzeitig und vollständig zu lernen als in dem Musensitze des Hainberges; mit jugendlichem Enthusiasmus gingen die akademischen Bürger bei England jetzt in die reichgespendete Lehre; Shakspeare entzündete und entzückte die Geister; Alles versuchte sich in Übersetzungen, — und wenn nicht mehr, so lernte man doch von diesem großen Volke das Wesen des wahrhaft Volksthümlichen, namentlich den eigentlichen Charakter der Romanze und Ballade kennen.

Zu dieser Zeit des mächtigen englischen und Heyne'schen Einflusses in Göttingen, — und während Klopstock noch in der strahlendsten Fülle seiner lyrischen Kraft sein größtes Gedicht vollendete und auf seine frühern Oden eine ganze Reihe neuer folgen ließ, — während Wieland's Wirksamkeit in neuem Umschwunge verführerisch emporstrebte und Lessing in seinen kritischen Schriften die schönste Seite seines kühnen Strebens offenbarte, — während Herder's Sonne aufging und in das Herz der Nation schien, — zu eben dieser Zeit war denn auch eine Anzahl geistesverwandter Jünglinge aus Süd und Nord zufällig in Göttingen zusammengewehet, welche auf einmal um die Siegespalme des Dichters rangen und der Georgia Augusta Namen in die vordersten Reihen der Musen schoben. Unter diesen neuen Geistern befand sich auch der Schleswiger H Ch. Boie, seit 1763, eine Dilettanten-Natur (nach Prutz Benennung), wie die Zeiten einer großen Entwickelung und allverbreiteten Produktion in Kunst und Literatur solche hervorzubringen pflegen; dabei von ruhiger, norddeutscher Kritik, von nüchterner abwägender Besonnenheit, von fester gediegener Tüchtigkeit, welche den Söhnen seiner Heimath gleichsam angeboren wird. Boie selbst hatte nur selten Augenblicke einer schwachen poetischen Aufregung; um so eifriger strebte er aber nach dichterischem Umgange; er bildete sein Urtheil durch eifrige Lectüre, suchte mit einer Art von Universalität das Gute aus allen Dichterschulen zum eigenen Genusse und zur Ermunterung Anderer mit liebevollem Fleiße auf, zog neidlos die begabtern Talente persönlich an sich und unterhielt weithin einen literarischen Briefwechsel. So erschien denn durch seine unermüdliche Strebsamkeit der erste deutsche Musenalmanach für das Jahr 1770; von der Poesie darin war in Göttingen selbst, außer einigen Gedichten von Gotter, Boie und Kästner'schen Epigrammen, nur wenig gewachsen; aber Boie hatte überall mit Bienenthätigkeit die poetischen Blumengefilde aufgefunden; von allen deutschen Gauen reichte man ihm die Hände und jeglicher Stand, dem irgend die Muse, wenn auch nur ein einziges Mal, die Lippe geöffnet, brachte seine poetischen Gaben: die Halberstädter Gleim, Gökingk, Kl. Schmidt bereicherten den Almanach; die Braunschweiger Ebert, Eschenburg, Lessing sendeten reichliche Opfer; die Berliner Ram-

ler, die Karschin, außerdem die Denis, Willamow trugen bei; Lenz, Herder, der Maler Müller, Goethe wurden Mitarbeiter; der Wandsbecker Bote wanderte auch hinzu; Klopstock mit allen seinen Verbündeten lieferten Beisteuer; die Gluck, Bach, Reichardt, Weiß verschönerten die Lieder durch seelenvolle Melodien, und der Almanach, musterhaft redigirt und wohl berechnet für Geschmack und Bildung jener Zeit, ging als willkommener Gast nach allen Gegenden Deutschlands.

Zu Ostern 1772 trat Voß in Göttingen auf; bisher existirte nur eine äußerliche, sehr lockere Verbindung der einzelnen, meistens auswärtigen Dichter mit der Redaction des Almanachs; Voß aber vereinigte den göttinger Dichterkreis zu einem geschlossenen Dichterbunde, er gab dieser Verbindung ein wirkliches Leben, den eigenthümlichen Geist, das selbständige Wesen. Zu Voß gesellten sich Hölty, Bürger, Hahn, Miller, Wehrs, Fr. Cramer, alsbald die Grafen Chr. und Fr. Stolberg, welche außer dem Glanze eines vornehmen Namens auch die persönliche Bekanntschaft Klopstock's hatten; gern nahm man auch Leisewitz auf, um durch ihn die dramatische Blöße des Bundes zu decken; denn der Bund sollte nun einmal obenan stehen in Deutschland. Die Begeisterung stieg zur höchsten Blüthe, als endlich auch Klopstock selbst sich als Gleicher unter Gleichen aufnehmen ließ. Am 12. September 1772 beschwuren die jungen Dichter in einem Eichengrunde den Bund der Freundschaft, der Dichtung, der Tugend:

„Wem anvertraut ward heiliger Genius,
Den lautre Wahrheit ewiger Kraft, zu schaun,
Was gut und schön sei, was zum Äther
Hebe von Wahn und Gelust des Staubes.

Voll stiller Ehrfurcht ahnd' er die Göttlichkeit,
Die Menschen einwohnt, weiseres Alterthums
Aufflug, (der Freiheit Schwing' erhöht ihn!)
Merkend in Red' und Gesang und Hochthat.

Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlandes
Anwachs, ein Orfeus, Lehrer der Frömmigkeit
Und Ordnung, unbiegsam dem Ansehn,
Frank, ein Verächter dem Neid' und schamhaft."

(Voß.)

So Wort und Handdruck!

Die Bündner versammelten sich an bestimmten Tagen; dann lagen Klopstock's Oden und Ramler's Gedichte auf dem Tische; daneben das Bundesbuch, in welches die gebilligsten Gedichte eingetragen wurden; sie brachten die Sommernächte im Freien hin und dichteten im Mondschein, lagerten sich bei Rheinwein auf Rosenblätter und salbten, gleich dem Anakreon, den Bart mit Balsam. Vaterlandsliebe, Freundschaft, Religion und alles Edle ward in ihnen lebendig. Klopstock galt als das heilige Princip dieses Kreises; sie schickten ihm ihre Gedichte und der messianische Sänger einem Jeden durch die Stolberge einen Kuß zurück. Klopstocks' Geburtstag 1773 wurde wie ein geweihetes Fest gefeiert: da stand sein Stuhl in dem Zimmer ledig, ringsum seine Werke, bekränzt; unter dem Klopstock'schen Throne lag Wieland's Idris zerrissen und mit den Blättern wurden die Pfeifen angezündet; im Rheinwein ward Klopstock's, des Bundes, Ebert's, Goethe's, Herder's Gesundheit getrunken, zuletzt Wieland's Bild verbrannt. 1774 beging man dieses Fest im Freien: „Wir gingen zur Bundeseiche," schrieb Hahn, „Zweige uns zu brechen; wir riefen dabei dreimal unsern Vater Klopstock, — und plötzlich rauschte es durch die Eiche herunter, daß die niederschwankenden Äste unsere Häupter verhüllten." — Diese Klopstocksfeier, gleichsam das Wartburgfest der göttinger Musen, wurde der Gipfel ihrer bardischen Zusammenkünfte.

Daß die Gesellschaft wöchentliche Versammlungen hielt und ihre Poesien beurtheilte, darin war dieser Dichterbund ganz und gar nicht von ähnlichen Gesellschaften in Leipzig, Halberstadt ꝛc. verschieden. Aber daß der Boie'sche Almanach sogleich eine Gelegenheit darbot, die Producte dieses Kreises durch ein gemeinsames, schon allgemein eingeführtes und beliebtes Organ zu veröffentlichen, und daß er den göttinger Mitgliedern sofort den Gedanken einer unmittelbaren Einwirkung auf das große Publicum eingab und die sichere Hoffnung sehr nahe legte, nun selbst eine gebietende literarische Macht, ein ästhetischer Areopag zu werden, — das war einer der Hauptunterschiede vor allen übrigen der bisherigen Dichterschulen. Und diese Hoffnung betrog die Hainbündler auch keineswegs: der göttinger Almanach wurde neben der Iris Jacobi's und dem Mercur Wieland's damals das Haupttribunal in poetischen Dingen für Deutschland;

er trat bald als eines der wenigen Journale auf, welche eine innere Bedeutung für unsere Literaturgeschichte hatten; er wurde, was die allgemeine deutsche Bibliothek in Berlin im Kritischen werden sollte, für alle jungen productiven Musen ein literarischer Sammelplatz, die hier gehoben und unterstützt und einen Stapel für ihre vereinzelten Producte finden sollten. Der Almanach war von außerordentlicher Wichtigkeit für jene Zeit; es begann wirklich mit ihm eine neue Ära.

Eine entschiedene Opposition fand der Bund bei den meisten göttinger Professoren. Wir erwähnen unter allen nur des Einen, des immer spottenden Georg Christoph Lichtenberg (1742 bis 1799), der stets auf der andern Seite von Göttingens Straße ging und im feindlichsten Bezuge zu dem Hainbunde stand. Vielleicht schon wegen seines verwachsenen Körpers stachelte ihn die Lust, immer nur auf die Schwächen seiner Mitbrüder aufmerksam zu machen; gar zu gern hakelte er sich mit seinen poetischen Krallen überall an, wo es etwas zu mäkeln gab (vergl. oben Streit mit Lavater). Da er öfter und längere Zeit sich in England aufhielt, so war er vor allen Göttingern befähigt, den gewünschten Commentar zu Hogarth's lebensvollen Kupfern zu liefern. Mit Georg Forster besorgte er die Herausgabe des Göttinger Magazins; ja anfänglich arbeitete er sogar fleißig mit am Göttinger Taschenbuche. Diesen höchst originellen Mann, von streng wissenschaftlichem Geiste im engsten Bunde mit poetischem Sinne, ließ Nichts ohne Interesse; nur schade war's, daß der Glaube an das Göttliche seiner Speculation zum Opfer gebracht werden mußte. Aber dafür rächte sich auch diese Glaubensarmuth dadurch, daß dieser große Physiker, dieser immer fertige Witzschöpfer und lachende Satyr durch Ahnungen und Träume fortwährend geängstigt und am Ende seiner Tage tief melancholisch wurde. Mehr als irgend Einer befähigt, die humoristischen Romane auf deutschen Boden zu verpflanzen, fehlt es doch an einem Hauptbuche von ihm; sonst cursiren meist nur noch einzelne witzige Ausdrücke und satirische Pfeile, die denn auch den Hainbund bis ins Herz trafen.

Dem Beispiele Lichtenberg's folgten die übrigen Akademiker; diese dichterische Schwärmerei der enthusiastischen Jünglinge war den ernsten Verstandesmenschen zuwider; das historische und gram-

matische Element der Georgia Augusta, der derbe Realismus erblickte in allem Idealen nur eine Thorheit und einen albernen Luxus übermüthiger, unpraktischer und unbrauchbarer Menschen. Man verleugnete den Bund als ein nur auf göttinger Boden mögliches Gewächs; man begriff ganz und gar nicht seine freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Geiste der Universität; man überzeugte sich auch nicht, daß dieser Hainbund seinen neuen Geist, seine höchsten Vorzüge, nämlich seine begeisterte Auffassung und Nachbildung des Alterthums, sein Ringen nach Volksthümlichkeit, seinen Anschluß an die englische Literatur, seine Lust an lyrisch-epischen Stoffen, seine Aufnahme des historischen Elements in der Romanze und Ballade, kurz sein eigenthümlichstes Wesen doch nur als eine natürliche Mitgift und Aussteuer beim Eintritte in das Leben von der mütterlichen Georgia Augusta empfangen hatte. Die alten Herren machten sich lustig über die jungen „Bärenhäuter", die nach Lichtenberg'schen Witzen Nachts beim Bierkruge auf dem Ochsenberge den Grazien und Musen ihre Huldigungen brächten. Als solcher feiste Witz nichts half, traf den Einen und den Andern des Hainbundes der empfindliche Ausschluß vom Seminar und Freitisch; endlich trat sogar das ehrlose Pasquill hinzu; weit über Göttingen hinaus strömten die abenteuerlichsten Schmähgerüchte über die jungen Barden an der Leine, über ihre literarischen Vehmgerichte, über ihr vermeintliches, unsittliches Treiben in Worten und Werken bei den nächtlichen Zusammenkünften.

Desto günstiger gestaltete sich von Tage zu Tage das Verhältniß des Bundes zum Publicum, welches diese göttinger Einflüsse und Richtungen besser zu würdigen und die übrigen Vorzüge dieser Dichter gebührend anzuerkennen wußte. Der Hainbund eröffnete zwar keine durchaus neue, bisher völlig unbetretene Bahnen; aber er führte die eröffneten weiter, machte sie zugänglicher und wurde der Leiter der Ideen, welche von den ihm vorangegangenen höhern Geistern geboren waren. Der im Bunde herrschende Geist sprach sich am klarsten in dem männlichen Leben der meisten Mitglieder aus, unter denen ein Jeder in seiner Weise vollen Anspruch auf Achtung des Vaterlandes und ein un-

bestrittenes Recht auf bleibenden Ruhm, in der vaterländischen Literatur hat.

a) Zunächst belebte alle Mitglieder des Hainbundes das entschiedene Streben nach volksthümlichem Gehalte und nationaler Richtung in ihren Gesängen; die Genossen wollten christlich-religiöse Volksdichter sein. Darum leuchtete Klopstock ihnen als leitender Stern; der war ihre Liebe; ihn ehrten sie als Vater der christlich-deutschen Begeisterung; sein ganzes Wesen war in diesem Bunde eingesenkt und seine patriotische und aufs Christliche getheilten Richtungen tauchten in großen Gruppen hier wieder auf. Daraus erklärt sich auch ihr Feuereifer gegen die französirende Leichtfüßigkeit Wieland's, dessen Werke im feierlichen Auto da-Fé vernichtet wurden. Vaterlandsgesänge stimmte der Bund an, Volksgesänge im höhern und niedern Chore entströmten den Lippen der Stolberge, Bürger, Miller, Voß ꝛc. Die großartige Zukunft, die uns jetzt schon zum Theil zur schönsten Wirklichkeit geworden ist, lag den Sängern allerdings nur noch als dunkle Ahnung vor Augen; damals handelte es sich noch nicht um die Begeisterung und die Allmacht des deutschen Nationalgefühls, um die große nationale Einigung aller deutschen Völker, da die heiligsten Menschenrechte im deutschen Leben erst begründet werden mußten! der Mensch galt ja damals in Deutschland noch nichts; der Einzelne wurde in seinem Leben und Eigenthume nur in so fern geachtet als er Uniform oder einen Priesterrock trug, als er zum Adel oder zur Geistlichkeit gehörte, — nicht weil er ein Mensch war. Wer nichts weiter als das Ebenbild Gottes an sich aufweisen konnte, also blos Mensch war, hatte in keiner Hinsicht menschliche Behandlung zu erwarten; die härtesten Gesetze, die empörendste Anwendung derselben knechtete die Unterthanen; wer nicht zu den Bevorrechteten gehörte, war der schnödesten Willkür großer und kleiner Tyrannen preisgegeben. Klopstock stimmte zuerst das Gedicht von der Erlösung und den Vaterlandshymnus an; er wies auf die Freiheit der Vorfahren und belebte das Nationalgefühl durch das begeisterte Zurückschauen auf unsere Altvordern. Weiter ging Herder; er sang mit poetischem Sinne die Humanität und von der Hoheit des einigen Deutschlands. Alle edlern Seelen, vor Allen die Jünger des Hainbundes wurden mächtig er-

griffen, auch ihre Stimme ertönte und ihre Worte verhallten nicht spurlos. Das ist eine Hauptseite, eine unendlich segensreiche Wirkung, die bei den Göttingern nicht übersehen werden darf; zunächst ohne alle weitere Rücksicht auf den innern poetischen Werth ihrer Dichtungen, haben sie wunderbar gewirkt zur Begründung der deutschen Humanität, der beseligenden Freiheit der Deutschen als Menschen. Die Stolberge, Miller, Schubard kannten damals noch nicht die politischen Rechte des Bürgers im Staate, von denen die jetzigen politischen Dichter (Prutz, Hoffmann, Herwegh ꝛc.) singen; — aber treu dem obigen Bundesschwure: „voll Ehrfurcht die Göttlichkeit, die dem Menschen inwohnt, zu ahnen", sangen die Göttinger von den heiligen Menschenrechten; sie stimmten das Lied eines mächtigen Zornes an über das schändliche Treiben grausamer Wüthriche, der Schrei der Verzweiflung tönte und wie ein Donnerwort hallte es im tausendfachen Echo durch ganz Deutschland. Waren es doch, wie es heißt, auch die Stolberge, Vater und Söhne, welche als die Ersten den Bauern auf ihren Gütern im Holsteinschen Freiheit und — Eigenthum gaben. — Man ging noch weiter; man wendete sich unmittelbar an das Volk selbst; man schuf populare Dichtungen für dasselbe und suchte hinabzusteigen in den Geist, in das Herz, in die Sprache der untersten Classen, um durch solche Lieder das Volk ganz für sich zu gewinnen, zu heben, der Freiheit würdig zu machen. So sangen Bürger, Voß, Claudius, nach ihnen Overbeck, Usteri, Hebel ꝛc. — Hierzu mochte Herder den vorzüglichsten Anstoß dadurch gegeben haben, daß er der deutschen Dichtkunst durch die Hinweisung auf die ewig jugendliche Volkspoesie neues Leben einhauchte und größere Dichtertalente für seine Ansichten zu gewinnen wußte. So schrieb Bürger: „Der Ton, den Herder auferweckt hat, der schon lange auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt; welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks und mithin von der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich schon längst davon gedacht und empfunden hatte." — Dieses Bestreben, populare Dichtungen zu schaffen, mußte bald noch einen Schritt vorwärts führen, nämlich zur Bearbeitung der einzelnen deutschen Mundarten und Dialekte, welche seit der Reformation und seit der Herrschaft

des Neuhochdeutschen — zum großen Nachtheile des Volkes — gänzlich aus der Poesie und der Schriftsprache zurückgedrängt waren. Voß führte den Reigen an; er war der Erste, der seine Idyllen in platt- und niederdeutscher Mundart sang. Bei Sittengemälden des untern Volkes, bei idyllischen Scenen aus diesem Kreise, überhaupt bei jedem lyrischen Gedichte, welches die poetische Individualität irgend eines Volksstammes darstellen will, waren solche Mundarten auch die richtigste Tonart, weil die kindlich frohe Heiterkeit, die gemüthliche Naivetät, das launige, muthwillige Spiel mit den Gefühlen nicht blos in den Gedanken, sondern auch in der Sprach- und Mundweise des Volkes liegt; diese ist ja gerade die lebendige Färbung, ohne welche auch die richtigste Zeichnung unwirksam bleiben würde. Je eifriger sich also die Göttinger bestrebten, wahre Volksdichter zu werden, desto unwillkürlicher drängten sich ihnen die Volksmundarten auf die Zunge.

b) Eine zweite interessante dichterische Seite des Hainbundes ist, daß er als eine hauptlyrische Gruppe erscheint; wir hören von ihm die Ode, das Lied, — das Feierliche, das Elegische, das Idyllische, das Sentimentale. Ihre heilige Liebe für Natur und Wahrheit, Religion, Freiheit, Vaterland fand überreichen Stoff. Dazu kam das harmlose, traute Naturleben dieser Jünglinge, dieses wahrhaftige Element der Lyrik. Welcher tiefe, reine Naturton klingt in ihren geselligen Liedern, in ihren Natur- und Landgesängen, die Jedem das Ohr und das Herz öffnen, der die reinen, echten Freuden an der Natur kennt und unter engherzigen, oder auch weltbürgerlichen Chimären nicht die Empfindung für das Glück der Einfachheit und Beschränkung verloren hat. Und wie mächtig hat die Lyrik dieses Kreises fortgewirkt, da, als der Bund längst gelöst war, doch die Halem, Kosegarten, Baggesen, Overbek, Salis, Matthisson innerlich vielfach auf diesen Bund zurückweisen und sich auch äußerlich als Gelenke an diese Kette reihen lassen.

c) Noch erfolgreicher war ihr Studium der englischen Vorbilder und das dadurch erweckte Streben in der Aufnahme des historischen Elements in der Romanze und Ballade. Schon längst vor ihnen waren Versuche in diesen epischen Gedichten gewagt; aber kaum, daß die unbegabten Reimer sich aus den mißlautigen Tönen allzu populärer Bänkelsängerei erhoben; Gleim war

der Erste, der schon mit glücklicherm Griffe die Saiten seiner Leier ertönen ließ; nach ihm sangen Fr. Löwen, Dan. Schiebeler, Weppen, Geißler u. s. w.; — jedoch den Göttingern, Bürger, den Stolbergen, Voß, war es vorbehalten, das lyrisch-epische Gedicht im tiefen, reinen, deutschen Volkssinne aufzufassen und darin unserer Poesie eine neue classische Bahn zu öffnen.

d) Am erfreulichsten jedoch waren endlich die Resultate, welche sich in der Wissenschaft, in der Übersetzung der Alten, in der mythologischen Forschung und Auslegung an den Hainbund knüpften. Die Liebe für die Herrlichkeit des Alterthums war ein Vermächtniß von Heyne; das Bedürfniß aber, das Beste der Vergangenheit dem eigenen Vaterlande einzuverleiben, durch solchen Kunstgenuß auf geistige und sittliche Veredelung des Volkes zu wirken, — noch mehr, die Fähigkeit und die Lust an der Übung, sich in fremde classische Formen einzuschließen, war ein Erbstück vom Vater Klopstock und Weihgeschenk Herder's, und ein um so bereitwilliger übernommenes Geschenk, da die Anlage dazu überhaupt ein Charakterzug der Norddeutschen ist, die durch solche größere Gabe der Reception zwar untauglicher zu größern selbständigen Schöpfungen, aber auch um so geeigneter zur Aneignung fremder Dichtungen und Übersetzungen sind. So hat auch der Hainbund eigene große poetische Welten nicht geschaffen, aber thatsächlich haben seine Mitglieder die Möglichkeit einer Übersetzungsweise dargestellt, an welcher man geradezu bisher verzweifelte; sie arbeiteten sich geistig hinein in das gesammte Alterthum und stellten Muster auf, nach denen alle folgenden Versuche sich richteten. Die Hauptsache fiel hierbei auf Voß. Was die deutsche lernbegierige Dichtkunst nur irgend werden konnte, mußte sie jetzt werden, da die Göttinger die beiden größten Volksdichter Homer und Shakespeare zu deutschem Gemeingute machten.

Die Hauptblüthe des Bundes war 1772—1776; der Keim der Auflösung lag aber auch leider schon in diesen Jahren seiner höchsten Begeisterung. Sobald nämlich die enthusiastischen Jünglinge aus ihrem innern Heiligthume des eigenen reichen Gemüths heraustraten und streitlustig in die Literatur eingriffen, um poetische Feinde und Richtungen zu bekämpfen, wurde ihre eigene Weihe vielfach gestört; die wachsende Kampflust, dazu manche

unverhüllte Blöße und erlittene Niederlage verscheuchten den Frieden des Hainbundes. Sobald ferner Klopstock das alleinige Panier dieses Kreuzzuges wurde, gleichsam der ausschließliche Gott, dem sie mit dem nächtlichen Eidschwure unter der Eiche sich widmeten, — mußte der Bund immer mehr von seinen Eigenthümlichkeiten, von seinem lebendigen Inhalte verlieren, mußte mehr und mehr in das Klopstock'sche Gleis eingezwängt werden, mußte aus Freunden und Verehrern zu willenlosen Jüngern hinabsinken, die Begeisterung zur Abgötterei, die freie Hingabe zur kriechenden Unterthänigkeit sich entwürdigen, und das Schicksal des Bundes mußte mit dem Geschicke des Meisters stehen und fallen. Klopstock fühlte seine Stellung zu diesem Bunde mit lebendigster Freude; er hatte auch große Dinge mit ihm vor: derselbe sollte das undurchdringliche Rüstzeug werden, um seine eigenen Ideen in der Poesie, Wissenschaft, Religion dem Staate mit Riesenkraft zu verwirklichen. Allein diese großen Aussichten zerrannen wie ein Traum; auf die anfängliche Anspannung folgte allgemach Erschlaffung und Kälte; der Meister selbst wurde alt und kalt und geistesmüde, er zog sich ganz vom Volke zurück; in der rasch weiter schreitenden Zeit fanden die Klopstock'schen Ideen immer weniger Sympathie, als selbst die so hart bekämpften Wieland'schen frisch aufblühenden Knospen, und die Zeit selbst wandte sich bereits wieder einer andern, noch schönern Sonne zu, die während des riesigen Kampfes der siebziger Jahre sich in selbstgefälliger majestätischer Sicherheit erhob, — Goethe. Die jungen göttinger Helden zerstreuten sich oder starben, wie Hölty; Andere wurden abtrünnig und gemüthskrank, wie Fr. Stolberg, der die Religion der Väter verließ; Andere wurden überspannt, verloren die Aussöhnung mit der Welt und dem Leben, wie der Klopstock'sche Biograph C. F. Cramer; Andere verdarben, wie Bürger; noch Andere versanken in sentimentaler Schwäche, wie Miller. — Voß, der Einzige, der eutinische Leu, stand fest bis zum letzten Hauche seines Lebens; er allein, aber von Allen verlassen, wurde auch er nach kühnen, seligen Jugendträumen ernst und bitter! —

Betrachten wir die Häupter des Bundes noch etwas näher, so fällt unser Blick zuerst auf

1) Ludw. Heinr. Christoph Hölty (1748—1776), aus dem Hannöverschen, eine interessante, leider früh hinschwindende

Erscheinung; gewiß der sanfteste lyrische Hauch des Hainbundes und am meisten geeignet, die sentimentale Seite des großen Meisters Klopstock auszubilden. Als schöner blühender Knabe schon fern vom tobenden Spiele, lieber weilend in der Stille, im Schauerlichen, im Einsamen; laut lesend im dunkelsten Gebüsch; Abends allein wandelnd zwischen Gräbern, — oder, — nicht um zu erschrecken, sondern um ungestörter zu sein, als Gespenst verkleidet in den Ecken des Kirchhofs sich hinkauernd. Als Jüngling in Göttingen, stark von Wuchs, aber doch niedergebückt, trägen, schleichenden Ganges, unbekümmert um seine Umgebung, stumm wie ein Trappist, immer kränklich, blaß wie eine Leiche. Die abschreckende Hülle jedoch barg ein himmlisches Kleinod. Voll warmer, allumfassender Liebe hing Hölty an der freien, frischen Natur und sang, was sein volles, warmes Herz in dem großen Garten Gottes empfand; seine ruhige, mehr ausschmückende als erfindende Phantasie weilte am liebsten in dem Kreise schmerzlichsüßer Gefühle; durch seine Idyllen, Lieder, Elegien zog der Geist einer wehmüthigen Freude an den schönen, aber leider flüchtigen Erscheinungen der Natur und des Lebens hin. Der Jüngling war immer voll Todesahnung, jedoch nie verzagt, immer ernst und doch liebenswürdig, oft naiv, immer voll aufopfernder Liebe und heißem Sinne für Freundschaft; aber auch mitten in der Entzückung hatte er immer eine Thräne der Wehmuth im Auge. Sowie der Kreis seiner poetischen Anschauungen sehr eng war und sich nur auf Tod, Natur und Liebe beschränkte, so blieb auch die Behandlungsweise immer dieselbe; die Weichheit des Gefühls floß aus dem Herzen in den Vers, in die metrischen Formen über, die uns durch ihre kunstlose Grazie jetzt noch ansprechen. Die Gedichte dieses, den Musen und seinen Bundesgenossen zu früh entrissenen Jünglings fanden viele Freunde. Wer kennt nicht jetzt noch seine Lieder, die vor 60 Jahren Tausenden Freude und Erhebung bereiteten, z. B. das Mailied: Rosen auf den Weg gestreut; — oder die Elegie auf das Landmädchen: Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute; — oder der alte Landmann an seinen Sohn: Üb' immer Treu und Redlichkeit; — oder Seligkeit der Liebenden: Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet; — oder am Grabe des Vaters: Selig Alle, die dem Herrn entschliefen.

2) Die meiste Gemüthsähnlichkeit mit Hölty hatte der Ulmer Joh. Mart. Miller (1750—1814), geachtet als herzlicher, faßlicher Kanzelredner, bekannt als Dichter von Elegien und Volksliedern, die sich durch Weichheit, unschuldige Natürlichkeit, durch traulich fromme Einfachheit auszeichneten und zum Theil jetzt noch Volkslieder sind (z. B.: Das ganze Dorf versammelt sich; — Bei Nektar und Ambrosia; — Es leben die Alten; — Traurig sehen wir uns an), am berühmtesten durch seinen viel gelesenen und viel beweinten Siegwart und dadurch der eigentliche Repräsentant der überspannten Empfindsamkeit, der Affectation in den siebziger und achtziger Jahren. Unbestritten ist die wahre Empfindsamkeit, d. h. diejenige Empfänglichkeit, durch Etwas, das wirklich rührend ist, gerührt zu werden, — die hohe Fertigkeit in lebhaften sittlichen Empfindungen einer der schönsten Züge des deutschen Herzens; aber eben so unbestritten ist die überreizte Empfindsamkeit oder die Empfindelei, die dem Gegenstande, durch den sie erregt wird, nicht angemessen ist, dieses weiche, zerfließende Wesen, wo der Mann als Weib weint und in den Thränen alle Thatkraft erstickt, unmännlich und undeutsch. Miller, als er seine Klostergeschichte, den Siegwart schrieb, hatte freilich ganz andere Erfolge bezweckt, als dieser Roman wirklich hervorrief. Der fromme deutsche Miller hatte dabei den lüsternen „französischen Faun in Biberach" im Sinne und gedachte nur des heiligen deutschen Ingrimms, mit welchem die Hainbündler jüngst die Wieland'schen Schriften den Flammen geopfert hatten. Treu seinem Bundeseide sollten Siegwart und Karl v. Burgheim ein Gegengift gegen die aufschießenden Wieland'schen Giftpflanzen, gegen die irdisch-schwelgerische Phantasie und gegen den genußsüchtigen, üppigen Egoismus sein; sie sollten die Volksstimmung für religiöse Zartheit des innern Gefühls beleben, tugendhafte Liebe und sittliche Einfalt, Theilnahme am Wohl und Wehe der Brüder befördern. Miller traf auch wunderbar den richtigen Ton darin; denn es war wahrlich keine Kleinigkeit, das breite, sentimentale, schwäbische, unbedeutende Leben so zu malen und eine langweilige Klostergeschichte so zu erzählen, daß ganz Deutschland davon ergriffen wurde und zu weinen anfing. Siegwart zog von Haus zu Haus, in Herz zu Herz, wurde der Fruchtboden unzähliger Schößlinge und rief während der Sturm- und Drangperiode ge-

radezu für den Augenblick eine Gegenrevolution in unzähligen schwachen Geistern hervor. Die Siegwartslieder, z. B.: Es war einmal ein Gärtner, der sang ein traurig Lied; — oder: Alles schläft, nur silbern schallet Mariannens Stimme noch, — wurden in Assembleen des städtischen Adels, wie in den Dorfspinnstuben gesungen, und wer Mariannens und Siegwart's Schicksal kannte, sang diese Lieder nicht, ohne daß ihm eine Thräne ins Auge trat. Das waren gewiß betrübte Erfolge; die süße Mondsüchtelei, die tändelnde Schwärmerei, die kraftlose Empfindelei und matte Traurigkeit, die geistige Abmagerung des deutschen Volkes ging daraus hervor. Deswegen zürnte auch der Alles überwachende Voß heftig auf Miller's Schooskind: „Richte Deine Ohren wieder auf," schrieb er ihm; „horche auf die himmlische Harfe Apoll's; Deine Romane gehören mehr oder weniger zur Ohrenhängerei. Sage mir nichts von dem Beifalle des Volkes und dem Frohlocken der Buchhändler; Deine Freunde, deren Urtheil Dir mehr gelten muß, als Hans Hagel's, sind unzufrieden mit Deiner Arbeitsamkeit." — Diese Siegwartsjünger und modernen Pegnitzer fristeten auch nur so lange ihr hektisches Leben, bis Goethe, durch seinen Götz mit der eisernen Hand mit mächtigem Herrscherworte dazwischen trat und der deutschen Welt eine andere Bahn vorschrieb.

3) Das Haupttalent im Hainbunde war Gottfr. Aug. Bürger (1748—1794) aus dem Halberstädtischen, der aber vor eiteler Sorge um das Nothdürftigste nie zu einer beseligenden Dichterruhe kam. „Es ist traurig mit anzusehen," sprach Goethe über Bürger, „wie dieser außerordentliche Mensch sich mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen." Früh eine Waise, wurde Bürger's ungebändigte Schülerlaune soldatisch behandelt von einem strengen, unverständigen Orbil, den des Knaben beißendes Spottgedicht auf einen Haarbeutel bitter aufgebracht hatte. Als hallenser Student stürmte er in wilder Lust und schritt als göttinger Musensohn gleichen Weg. Bei aller Ausschweifung zierte den Leichtsinnigen ein eiserner Fleiß; die Classiker wurden studirt, die Engländer, Spanier, Italiener gelesen; in fremden Sprachen Nachbildungen und eigene Schöpfungen versucht bis zur Mustergültigkeit. Den Mitgliedern des Hainbundes war Bürger's Leben voll Verirrungen zwar anstößig, aber die Hoffnung auf Um-

kehr bei edlerm Anhalte und die Überzeugung von der kräftigen und frischen Art seines dichterischen Talents sicherte dem leidenschaftlichen Jünglinge das freudigste Willkommen in diesem Dichterbunde. Nur schade war's, daß auch hier die Abwechselungen zwischen den glücklichsten Kraftäußerungen und den jämmerlichsten Irrgängen zu häufig vorkamen. Einer seiner besten Freunde sagte von ihm: Bürger sei in Göttingen öfter in einer Lage gewesen, daß man ihn habe genau kennen und schätzen müssen, um sich seinem Umgange nicht ganz zu entziehen. — Bürger war auch die Hauptveranlassung, daß der Bund in sittlich üblen Ruf kam, und viele Lieder, selbst aus seiner besten Periode, verriethen die Spelunken, in denen sie entstanden waren, obgleich einige dieser Zechlieder nicht übel und bis jetzt noch bei unsern Musensöhnen beliebt sind (z. B.: Herr Bachus war ein braver Mann; — Ich will einst bei Ja und Nein). Als die Zeit des akademischen Studiums in Lust und Kummer, in Sturz und Erhebung, in Reue und Begeisterung abgelaufen war, verschafften seine poetischen Genossen ihm eine Justizbeamtenstelle in Göttingens Nähe, um ihn möglichst dem Bunde zu erhalten; auch spendete dieser Posten wenigstens das spärliche liebe Brot. Durch Betrug um die letzte Unterstützung und um sein einziges großväterliches Erbtheil gebracht, durch Verleumdung um Ehre und Amt betrogen, wurde er Pächter eines kleinen Gutes. Aber ein Dichter und ein Landwirth, ein Bonvivant wie Bürger und ein Ökonom waren zu feindliche Gegensätze. Völlig bankerot zog er wieder nach Göttingen und wurde nach langem Harren Professor ohne Gehalt. Zu Hunger und Durst gesellten sich alsbald die beklagenswerthesten ehelichen Verhältnisse: am Traualtare mit seiner ersten Gattin schon leidenschaftlich entbrannt für ihre Schwester und dieser sündigen Liebe beständig im zerrissenen Herzen fröhnend bis zum Tode der ersten Frau, wurde endlich die heißgeliebte Molly die gesetzlich Vermählte und bereitete dem armen Bürger das einzige glückliche Jahr in seinem kläglichen Leben. Molly starb. Da bot dem tiefbetrübten Witwer ein unbekanntes Schwabenmädchen in einem Gedichte öffentlich ihre Hand an. Der leicht aufgeregte Dichter ließ sich, wahrhaftig fern von allen Heirathsgedanken, der Neuheit wegen in einen Briefwechsel mit dieser Schwabin ein und — ward ehelich gefangen. Dieses leichtsinnige Bündniß war der letzte nagende

Wurm, der an seinem längst todtkranken Lebensbaume fraß. Von diesem intrikaten Weibe wurde der Geängstete nach einiger Zeit durch Richterspruch wieder getrennt. Da zog die Leichtfertige als Declamatrice durch alle Lande, und wer sie auch nur oberflächlich kennen lernte, gestand, daß sie ein Wesen war, das einen verständigen Mann zur Verzweiflung bringen mußte. Bürger, erschöpft und zerschmettert, bis zur höchsten Brotnoth arm und von dem alltäglichsten Mangel gemartert, schloß sich beim Ablauf des jung zerstörten Lebens in ein finsteres, niedriges Dachstübchen, warf sich mit dem siechen Körper auf Lohnarbeit, auf kärglich bezahlte Gelegenheitsgedichte, auf kümmerliche Übersetzungen, während die Nation die Lieder seines Lieblingsdichters sang zur Erhöhung der Feste und Hoch und Niedrig begeistert dessen Balladen auswendig lernte und deklamirte.

Werfen wir einen Blick auf das unsägliche Wehe und das freudenlose Leben unsers Bürger und bedenken wir, wie ihm das zum Theil nicht unverschuldete und deswegen um so niederbeugendere Ungemach das freikühne Fortschreiten zu höherer Kunstvollendung erschweren, zuletzt unmöglich machen mußte, — so versagen auch wir dem von seiner Mitwelt hochgefeierten Sänger den Lorbeer nicht: einem so schwer geprüften und gestraften Manne gegenüber geziemt nur Milde! Was würde aus Bürger geworden sein, wenn seine Fortbildung durch freudigere Umgebungen und glücklichere Verhältnisse begünstigt und gehoben wäre!? Sagt er doch selbst von sich:

Zwar ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebekraft,
Lenkend meinen Götterwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft.
Doch des Herzens Loos, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatte Trieb und Kraft zerstört;
Meiner Palme Keime starben,
Eines bessern Lenzes werth! —

Bürger, so lange er in gesteigerter Stimmung und auf dem Höhepunkte seines Lebens im Hainbunde war, beschenkte uns mit trefflichen Liedern, von welchen wir nur anführen: an die Hoffnung; der Liebeszauber; an den Mond; das Blümchen Wunder-

hold; Männerkeuschheit, von welchem auch Wieland eingestand, daß Bürger durch dieses einzige Lied ein größerer Wohlthäter unserer Söhne und Enkel geworden sei, als wenn er ein dickes Buch voll der schönsten moralischen Abhandlungen geschrieben hätte. Außerdem ward durch Bürger das Sonett mit seinem geheimen Zauber bei uns wieder geweckt. Am größten war er aber als Romanzen- und Balladendichter; nächst der Lenore, dem Vollendetsten, zeichnen wir aus: den wilden Jäger, den Raubgraf; Suschen's Traum; der Kaiser und der Abt; die Weiber von Weinsberg; Lenardo und Blandine; den braven Mann; den Bruder Graurock und die Pilgerin; die Entführung; des Pfarrers Tochter von Taubenhain.

Früher galt Bürger eine Zeitlang geradezu als der beliebteste und größte Dichter des Volks; man war überrascht, und selbst die ernsteste Kritik gestand ihm zu, daß jedes Gedicht mit dem sichersten Griffe aus dem Mittelpunkte gehoben; daß Alles einzig gedacht, empfunden, gesagt und daß der Ausdruck dem Gedanken nicht angepaßt, sondern angeschaffen sei. Bürger selbst hatte auch die seltene Freude, auf einer Reise in die Heimath in einer Bauernstube seine Lenore unter dem lautesten Beifalle der ländlichen Zuhörer vom Schulmeister vorlesen zu hören.

Schiller allein ließ sich nicht blenden; er vermißte in allen Bürger'schen Gedichten den milden, sich immer gleichen, immer hellen männlichen Geist, der eingeweiht in die Mysterien des Schönen, des Edlen und Wahren zu dem Volke bildend niedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet. Schiller tadelte an Bürger, daß er sich nicht selten mit dem Volke vermische, zu dem er sich doch nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefalle es ihm oft, sich ihm gleich zu machen; er vermißte die Ideale, die große, aber unentbehrliche Kunst, das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröbern und fremdartigen Beimischungen zu befreien; seine Muse sei oft zu gemein sinnlich und seine Schönheit trete nur einher als üppige Jugend, als volle Gesundheit und sinnliches Wohlleben; selten sei ein Gedicht gesäubert und die schlimme Region des Wüsten bleibe nicht unbetreten. — Durch solche Kritik des idealen Schiller wurde Bürger höchst erbittert, da er durch die laute Sensa-

tion, welche seine Gedichte im Volke machten, eine hohe Meinung von seinen Dichtungen hatte, und schimpfte auf seine Weise, wodurch gerade der Schiller'sche Ausspruch am besten bestätigt wurde:

Dies Sprüchelchen hat Gold im Munde:
Weicht aus dem Recensentenhunde! —

geschweige des saubern Gedichts, worin er das Ideale karrikirt:

Bürger stand wirklich eine Zeitlang sehr hoch; nur ein Schritt noch und er wäre zu den Stufen der Vollendung gelangt; aber leider hielt er sich nicht lange auf der Höhe, die sein Genius, durch Herder entflammt, erreicht hatte und die das Großartigste erwarten ließ. Bürger war das lebendigste Kind seiner unruhigen, verworrenen Zeit mit allen ihren Licht- und Schattenseiten, ein reichbegabtes Kind, das auch im Mannesalter alle Thorheiten und Liebenswürdigkeiten der unmündigen Jugend beibehielt. Leichtsinn und Gutmüthigkeit waren bei ihm in fortwährendem Kampfe, Ausgelassenheit und rechtlicher Sinn in beständigem Streite, Tiefe und Wärme des Herzens mit der Sinnlichkeit in ewigem Hader; dazu gesellte sich eine immer wache Phantasie, die bei allem Ringen nach dem Schönen alle Augenblicke über die Schranken der Sittlichkeit, über die Grenzen des feinen Anstandes trieb, und welche die heisere Stimme der Leidenschaft für den heiligen Ruf der reinen mütterlichen Natur hielt. Wie hätte bei solcher Fassung das begeisterte Anschauen des Schönen bestehen und das reine Ideal geboren werden können. Von den unglücklichsten Verhältnissen gedrängt (der volle Gegensatz von Klopstock und Wieland und die vollste Gleichheit mit Günther), innerlich zerrissen und niedergebeugt, verlor Bürger sehr bald die Freiheit des Geistes und die Reinheit des Herzens; die reiche, mächtig hervordrängende Quelle seines poetischen Lebens mußte trübe und unrein werden. Sein Genius hatte ihn gerade auf das lyrische Epos, auf die Ballade, auf die poetische Gattung gewiesen, welche vor Allem die höchste Freiheit und die ungetrübteste Reinheit, das selige Bewußtsein göttlicher Ruhe, die frischeste Schöpfungskraft verlangte. Sein innerer Zwiespalt, seine wogende Unruhe mußte darum in dieser poetischen Gattung sich am grellsten kund geben, wie der leiseste Hauch den klarsten Spiegel am meisten trüben und ein kleiner Makel an der schönsten Perle am auffallendsten sein wird. Sein Leben und sein Seelenzustand bil-

deten sich durchsichtig in seinen Gedichten ab; ganz Gegensatz von Goethe; sie waren Producte seiner ganz individuellen Lage, seiner Genüsse, seiner temporären Empfindungen; sie waren nicht allein Gemälde sondern auch Geburten seiner jedesmaligen Verfassung; er sang die wilde Lust in wilder Lust, den Schmerz im Schmerze. —

Zugleich auch wollte Bürger ein Volksdichter sein; das war sein Ideal; er hielt die Popularität für das Siegel der Vollkommenheit eines poetischen Werks; er wollte diese Kunst nicht in enge Zellen gezogen, nicht für einzelne Stände, am wenigsten für die Gelehrten geschaffen, sondern auf dem großen, weiten Markt des Lebens, mitten im Volke gelassen wissen; dort allein suchte er auch die Musterstücke seiner Naturdichtungen; die sogenannte höhere Lyrik ließ er laufen, wohin sie wollte, wie er sich ausdrückte; er hielt sich an das wahre Volkslied, nachdem die dunkle Neigung zu dieser Poesie Herder in ihm belebt hatte und er nun unermüdet auf Wiesen und Bergen, auf Bleichen und Spinnstuben, auf Jahrmärkten und Kirchmessen, im Wirthshausgewühl und einsamen Orten sich unter das Volk mischte. Zu seiner Lenore z. B., nicht etwa veranlaßt durch ein englisches Vorbild, empfing er die erste Inspiration, als er einst ein Bauermädchen im Mondschein singen hörte:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Fein's Liebchen graut dir nicht?

So lange sein Dichtergeist in voller Jugendkraft glühete und sein poetischer trefflicher Hainbundsumgang erhebend auf ihn einwirkte, erkannte er auch das wahre Wesen der lyrischen und epischen Volkspoesie; da waren seine Lieder sinnlich wahr, kräftig und frisch, klar, oft zärtlich, immer bieder und treuherzig, unübertroffen in dem popularen, natürlich fallenden, verführerisch singenden, sinnlich schönen Verse, mit dem volksthümlichsten Reime, mit klingender Assonanz und Alliteration; da zeigte er den Schmelz einer lebendigen Ächtheit, die deutsche Mischung von derb und schlank, grob und graziös, was bei keinem Dichter wieder in dem Maße vorgekommen ist. Als Bürger's Lebensblüthe im Sturme der Verhältnisse verwelkte, da ging auch seine dichterische Begeisterung unter und mit diesem Verluste büßte er auch seine klare Erkenntniß dessen ein, was wahre Volkspoesie sei.

Wie er früher richtig begriffen hatte, daß das Volk nur in seiner Masse, in seiner Gesammtkraft poetisch sei, so stieg er bei seinem zunehmenden moralischen Versinken mehr und mehr zu dem Wahne nieder, daß jeder Einzelne im Volke eine Fülle poetischen Lebens in sich trage, daß Alles, was auch der Unterste im Plebs fühle, denke, spreche, thue, Poesie sei. Daher eben zog der immer mehr aus dem Volke sich Zurückziehende, endlich allein Stehende selbst rohe und gemeine Auswüchse eines verwilderten Zustandes in das Reich seiner Dichtungen und der geniale Volksdichter Bürger war längst verstummt, als der niederländisch derbe, oft sehr unzarte Bürger noch längere Zeit Verse um Brot machte. — (Sämmtliche Werke, herausg. von A. W. Bohtz, 1. Bd. Göttingen 1835.)

4) Die Gebrüder Stolberg zählte Goethe unter das herkulische Centaurengeschlecht, das mit Vermögen und Kraft nicht wußte, wo aus und ein. Das ritterliche Brüderpaar nahm aber auch im stolzen Selbstgefühle seiner Hoheit und Kraft als Titelkupfer der herausgegebenen Gedichte: „zwei mächtige Bergcentauren, mit strebendem Schweif von der Höhe trabend.“ Beide Brüder, durch ihren Stand ungebundener, denn irgend Einer, wurden in ihrer Jugend von den Halberstädtern angeregt, dann durch Klopstock begeistert und in vollster Jugendkraft von dem losbrechenden Geniesturme mitfortgerissen. Beide, dem göttinger Bunde geweihet, waren sich gleich an sittlich reinem Adel des Gefühls, gleich in ihrem Sinne für das Edelste der Menschheit, in ihrer glühenden Vaterlandsliebe, in ihrem Studio des griechischen Alterthums; beide wetteiferten in der Übersetzung der Alten; beide fühlten sich glücklich durch die Versuche, in den Schauspielen mit Chören den episch-erzählenden Styl einzuführen (Balsazar und Otanes von Christian, Theseus und der Säugling von Friedrich); beide waren sich gleich in künstlerischer Mannichfaltigkeit und in schönem Versbaue.

Der ältere Bruder Christian (1748—1821) zog in der Folge das wissenschaftliche Stilleben im Schleswig'schen und das häusliche Glück allen politischen Würden und Ehren vor, stellte sich immer bescheiden in den Hintergrund, wo beide Brüder gemeinsam auftraten, und gestand selbst ein, daß die Muse seinem Bruder den stolzen Lorbeer reiche, — daß aber auch die Mutter

Natur ihrer Zwillingsseelen immer tönende Harmonie gestimmt habe und daß Keinem je ein Gedanke keimte, dessen Hülle nicht jeder gehoben hätte. Treffend zeichnete Niebuhr die geistige Höhe beider, indem er den jüngern Friedrich als den Göttersohn Herkules, den ältern Christian den sterblichen Zwillingsbruder Iphikles nannte. In Hinsicht des Feuers, der lebhaften blühenden Phantasie, der Hoheit und Erhabenheit der Bilder und Gedanken stand Christian seinem Bruder nach; in seinen Gedichten folgte dieser echte Zögling des Hainbundes gern alterthümlichen Mustern; anziehend blieb darin seine Milde, seine Ruhe, seine überall hervorblickende fromme Bescheidenheit eines häuslichen Sinnes. Nicht blos als Dichter von Liedern, Balladen, Oden, auch als Übersetzer trat er zum Publicum und beschenkte uns mit Homerischen Hymnen, mit Theokrit's Idyllen und mehrern Gedichten des Moschus, Bion, Anakreon, Sophokles. In seinen letzten sieben Balladen (die weiße Frau) legte er die edelsten Gesinnungen mit jugendlicher Frische dar. Als Tausende, auch die Nächsten den Friedrich wegen seines Übertritts zum Katholicismus verließen, ging Christian, der Protestant, mit edler Brudergesinnung in den letzten Kampf für den Verklärten.

Friedrich Leopold Graf von Stolberg (1750—1819) überragte in den meisten dichterischen Beziehungen den ältern Bruder: genialer, feuriger, reicher war er auch glücklicher in den epischen Liedern, treffender in der Naturmalerei, beliebter in sinnvollen Volksliedern, wahrer und kunstreicher als Übersetzer. Die Poesie leitete ihn durchs Leben; dem Klopstock glich er in christlichem Sinne und patriarchalischem Herzen; in idyllisch-heimathlicher Gemüthlichkeit wetteiferte er mit seinem Voß und trotz seiner patriotischen Sympathie wandte sich sein Blick unverwandt nach Hellas und Latium, nach Heyne's Vorbilde. In der Vollkraft seiner poetischen Begeisterung, so lange er in Göttingen weilte, und auch später noch, so lange er mit seiner Agnes, die er viel besungen hat, vermählt war, bezauberte seine Liebenswürdigkeit. Als dieser Stern unterging, betrat Stolberg andere Bahnen. Schon als dänischer Gesandter in Berlin, wo Wöllner's unheimlicher Einfluß viele treffliche Geister verfinsterte und manches wackere Herz verwirrte, — verließ Graf Friedrich die lichte sichere Straße der alten Classiker; das Antike wurde in den Hin-

tergrund geschoben; er versenkte sich tiefer in die verfänglichen Anregungen, welche die Poesie enger an die Religion knüpfen; er schwärmte in den romantisch-christlichen Regionen und wurde von dem Parnasse gejagt, wie die Xenien sich ausdrückten, und kam ins Himmelreich, wo er die Poesie mit der Prosa vertauschte und die Phantasie auf den Glauben richtete. Während seiner Präsidentschaft in Eutin lockerte sich das freundschaftliche Verhältniß mit dem ehrlichen bürgerlichen Voß immer mehr; selbst Stolberg's frühere Freiheitslieder verstummten, als die französische Revolution losbrach und das Volk seinen Adel verjagte. Alle frühern Sympathien waren erkaltet. Eine Reise nach Italien schien dem Tiefverstimmten und Unruhigen ein Bedürfniß und das einzige Mittel zur Aufheiterung. Den Freunden bangte vor dieser Reise und die Xenien verschrien dieses Unternehmen als einen Kreuzzug gegen die alten Marmorbilder und als eine Wallfahrt nach dem Arsenale, in welchem die Artillerie für das jüngste Gericht gegossen werde. 1800 legte Stolberg seine sämmtlichen Ämter nieder, begab sich nach Münster und trat mit seiner ganzen Familie, bis auf die älteste Tochter Agnes, zur römisch-katholischen Kirche über. Er, der Sohn streng evangelischer Eltern, erwachsen im Umgange mit dem Hofprediger Cramer, dem Sänger Luther's und Melanchthon's, mit dessen Hauslehrer Funk, den Magdeburg dankbar verehrt; mit Klopstock, Gerstenberg, Sturz, Münster, Resewitz; der Genoß des göttinger Bundes; der Freund von Voß; — der, welcher als Jüngling brannte, den blutigen Tod für Vaterland und Freiheit zu sterben, verschied nun in den Armen der allein seligmachenden Kirche. Der früher von Ruhmbegier erfüllt, für Ehre begeistert war, nannte nun die Ehre der Welt einen fluchwürdigen Götzen und den Erzfeind des Evangeliums. Der, welcher jüngst begeistert war für Hellas, floh nun die Schriften der Heiden, weil sie demokratisch und verderblich wären! Lavater's inhaltschweres Prognostikon über Stolberg's unsteten Charakter ward zur traurigen Wahrheit.

Als Dichter beschenkte Friedrich uns mit Oden (z. B. der Harz), mit Liedern, Elegien, poetischen Gemälden, mit Dramen (Theseus und der Säugling), mit Romanzen (z. B. die Büßende), und er war vielleicht der Einzige seiner Zeit, der einen Begriff von der Poesie des Ritterwesens hatte, das später-

hin zum Theil sehr armselig von literärischen Knappen dargestellt wurde. Seine letzten poetischen Ergüsse waren lyrische Zeitgedichte, wozu die Jahre 1813 und 1815 Veranlassung gaben. Da, in jener teutonischen Zeit wurden auch die trefflichen Lieder, die Stolberg in jüngern Jahren gesungen hatte (z. B.: Mein Arm wird stark und groß mein Muth; — Sohn, da hast du meinen Speer; — In der Väter Hallen ruhte; — Das Herz im Leibe thut mir weh, wenn ich der Väter Rüstung seh —), wieder mit höchster Lust aufgegriffen. Als Prosaist wurde er durch seine Romane (die Insel), durch seine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien berühmt. Als Übersetzer machte er sich einen Namen durch seine Iliade, Platon's auserlesene Gespräche, Ossian's Gedichte und durch die Tragödien des Äschylos. Seine Jamben waren ernste Strafgedichte über Sittenverderbniß und gelehrte, politische Vorurtheile. Auch als Gelehrter trat er auf: Von der wahren Religion und den Sitten der katholischen Kirche; — Geschichte der Religion Jesu; — Lebensbeschreibung Alfred des Großen. Kurz vor seinem Tode erschien noch ein Büchlein: von der Liebe, das er, tief erschüttert durch die von seinem frühern Freunde Voß angeregten, bittern Streitigkeiten über seinen Übertritt als Schwanengesang schrieb. — Mit Liebe folgen wir seiner jugendlichen Bildung; mit Bewunderung sehen wir seinem ersten Fluge nach; mit Wehmuth scheiden wir von ihm!

Gesammelte Werke der Brüder Stolberg, Hamburg 1826. 22 Thle.

5) Joh. Heinrich Voß wurde 1751 im Mecklenburgischen geboren. Nachdem er, wie Herder, eine schwere Jugend durchkämpft, und er, nie verwöhnt durch Hülfe und Aufmunterung, sondern auf eigenen Füßen zu stehen und nach eigenen Gedanken zu schaffen, früh gewöhnt war, zog er fest und gründlich und voll Selbstvertrauen nach Göttingen; dort wurde er bald die Seele des Bundes; dann arbeitete er mit höchster Ehre als Rector des Gymnasiums in Eutin bei dürftigem Einkommen, ein täglicher Genoß im glänzenden Hause seines Freundes Stolberg. Als durch Amtsdruck die Gesundheit schwand, machte die Menschenfreundlichkeit des Fürsten Peter von Oldenburg und ein Jahrgehalt des Markgrafen von Baden es möglich, daß Voß den Abend

seines Lebens ruhig den Musen widmen konnte; er starb in Heidelberg 1826. Als Freund bewährt, als Arbeiter für allgemeine Menschenveredlung bis zum letzten Hauche unermüdlich, als Kämpfer für Wahrheit und Recht immer der Erste voran, als Gelehrter ein Meister, als Dichter hoch beliebt, galt Voß von jeher als einer der Edelsten unsers Volkes. Niebuhr nannte ihn einen verspäteten Griechen.

Um so rühmlicher war der stolze Muth, mit dem er sich durch den äußern Druck seiner schweren amtlichen Pflichten und die äußern Entbehrungen und knappen Beschränkungen seines mühseligen Lebens rang; um so nobeler die Ehrhaftigkeit und die Lebhaftigkeit, mit der er empfand, daß es kein Fluch sei, im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu essen. Und bei aller äußern Beschränkung welch ein beneidenswerthes reiches Leben!

Voß, liebenswürdig in freundschaftlicher Rede, patriarchalisch im häuslichen Umgange, schneidend in kraftvoller körniger Prosa beim Kampfe, bitter aufgeregt und zornig im wissenschaftlichen Streite mit ebenbürtigen Heroen z. B. mit Heyne, Hermann, Wolf, Kreuzer; tief verwundet und rücksichtslos auffahrend bei absichtlicher Unklarheit und Unwahrheit, — Voß war mit seinem nüchternen, tüchtigen Ernste und in seinem echt norddeutschen Charakter als solcher schon ohne große poetische Zeugungskraft und wäre schwer ein großer Dichter geworden, auch wenn andere glücklichere äußere Verhältnisse ihn umgeben hätten. Aber außer den unabweisbaren Einflüssen seines Charakters, in welchem verschiedene Adern aus Klopstock's und Lessing's ganz heterogenem Wesen zusammenliefen, und außer dem kalten Drange seiner nordischen Natur, litt Voß auch noch unter dem schweren Joche der Schulämter: „des Lyäus Rebschoß pflanzte der hyperboreische Sänger nahe dem Nordgestirn, pflegte ihn, abwehrend Luft und Ungeschlachtheit, unter dem Glas in erkargter Sonne, wo er ihm bald Blüthe, bald grünen Herling, bald geröthete Traube brachte." —

Durch seine Vorliebe für das einfache, schlichte Naturleben wurde er zur Idylle geführt, zu der reizenden epischen Darstellung des möglichen irdischen Vollglücks. „Seinem Herzen war es klar geworden," sagt Jean Paul, „daß nur ein umzäuntes Gartenleben für die Idyllenseligen passe, die sich aus dem Buche der

Seligen ein Blatt gerissen; für frohe Liliputer, denen ein Blumenbeet ein Wald ist und welche eine Leiter an ein abzuerntendes Zwergbäumchen legen." In seinen Idyllen (z. B. der siebzigste Geburtstag) scheint er sein eigenes Leben copirt zu haben. Diese Idyllen, worin Voß mit dem glücklichsten Erfolge den theokritischen Geist und Styl auf deutsche Häuslichkeit übertrug, sind die vollendetsten, die wir haben. In dieser Dichtungsart brach er eine neue Bahn, indem er, anstatt der arkadischen Hirten Geßner's oder der Fischer Bronner's, Landleute jeglicher Art, Schnitter, Bleicher, Pfarrer, Küster einführte. Offenbar wurden die Grenzen der Idyllen dadurch vortheilhaft erweitert, und, ungeachtet ihrer antiken Form in Hexametern und ihres Homerisch-Theokritischen Wesens, blieben dabei doch so national deutsch, wie wenig andere Gedichte der deutschen Literatur. Überall war es nur das ländliche Leben des nördlichen Deutschlands; aber darin bestand gerade die höchste Kunst dieser treuen Naturgemälde, daß der Dichter, ohne zu idealisiren, der gemeinen Wirklichkeit nur das entzog, wodurch sie zurückstoßend wird, und daß er mit der feinsten Bestimmtheit das Anziehende hervorhob, welches eine poetische Bildung annimmt. Solche Gattung von Idyllen gab es in Deutschland früher nicht. Seine höchste Kunst in dieser Gattung zeigte sich in seiner Luise, einem reizenden Familiengemälde in der Versart der Homerischen Odyssee, das in seiner zauberischen reinen Unschuld und Wahrheit als unübertroffenes Meisterstück gepriesen wird.

In seinen andern lyrischen Gedichten waltet köstliche Mannichfaltigkeit: in diesen klingt freudiger Volkston, in jenen erhabene Begeisterung; in diesen männliche Kraft, in jenen zarte Empfindung; bald gewaltige Ermannung, bald schuldlose Naturfreude; hier edler Zorn gegen das Schlechte, gegen Untreue und Tyrannei; dort Milde und Schonung gegen Schwächen; in allen aber herrscht die edelste Popularität, sodaß sie der feinen Welt ebenso, wie dem Bedürfnisse der Mittelclasse entsprechen; in allen waltet Natureinfalt, Ernst und Würde, selbst in den scherzhaften die strengste Sittlichkeit, Klarheit und Wahrheit. Seine Verse tönen voll, leicht, rein, sodaß sie größtentheils dem Ohre schmeicheln und gern componirt werden. Das Verdienst, das echte Volkslied im Geiste des Zeitalters

gebildet zu haben, theilte Voß mit Bürger (z. B. Morgenlied, Waldgesang, Reigen, die Näherin, Kartoffelernte, Wintermahl, der Gesunde). So eigenthümlich in ihm die Verbindung von Ländlichem (Idylle) und Alterthümlichem (Ode), also der Volkston und die Kunstsprache der Schule war, ebenso originell waren seine Versuche, die rhythmische Bewegung der altclassischen Sylbenmaße mit dem musikalischen Reime zu verbinden (z. B. der Friedensreigen, die Sterne, Dithyrambus), — und wenn diese auch hier und da nicht ganz vollkommen erscheinen, so ist doch der Eindruck beim Lesen überraschend und angenehm.

So war auch Voß der Erste, welcher die einzelnen Dialekte, namentlich das ihm zunächst liegende Niederdeutsche wieder zu poetischen Darstellungen zu benutzen suchte (z. B. der Winterabend; vergl. unten Hebel, Grübel, Usteri). Als Übersetzer der alten Classiker hat Voß das Höchste geleistet, was deutsche Kunst bisher aufweisen konnte. An seinen Übersetzungen des Plato, Homer, Virgil, Ovid, Tibull, Horaz, Aristophanes, Aratus ꝛc. arbeitete er mit der ausdauerndsten Begeisterung, die namentlich im Homer das höchste Ideal der poetischen Darstellung erkannte und die es geradezu aussprach: solchen Sänger übertreffen zu wollen, sei die Frechheit des gefallenen Engels, es zu wähnen, seine Verfinsterung. Und zu solcher Begeisterung gesellte sich eine immense Gelehrsamkeit, die unumschränkt über alle Mittel zu solchen riesigen Werken gebot, — eine erschöpfende Kenntniß des alterthümlichen Geistes, der nur die kühnste und vollständigste Benutzung der unerschöpflichen Reichthümer der deutschen Sprache und das wunderbarste Talent unsere Sprache in allen ihren Gelenken zu bewegen gleichkam, — und zu solchen Gaben gesellte sich endlich noch eine Beharrlichkeit, eine Hingebung, wodurch allein die Vollendung und Vollkommenheit solcher Arbeit möglich wurde. Nicht allein der Ruhm der deutschen Übersetzungskunst war mit Voß's Homer gegründet, sondern es war darin zugleich ein Kanon gegeben, ein feststehender Typus für alle spätern Übersetzungen, also daß es seitdem ein allgemeiner Lobspruch ward, an einem fremden Werke ein Voß zu werden; ja, es gibt nach dem Urtheile des Gervinus, unsers größten Literarhistorikers, außer Luther's Bibel, in keiner Sprache und Literatur ein Übersetzungswerk, das mit dem Voßischen Homer (Odyssee) zu vergleichen

wäre, und es gibt in der unsrigen kein Werk, das einen solchen poetischen Sprachschatz geöffnet hätte. Ein solches Werk konnte aber auch ein bloßer Philolog ebenso wenig schaffen, als ein bloßer Dichter vermocht hätte, es ins Leben zu rufen.

Man hat zwar auch an diesen Meisterwerken Vieles zu tadeln gefunden; am bittersten und härtesten der berühmte Kunstrichter Wolfgang Menzel in seiner deutschen Literatur; man findet Voß's Übersetzungen dunkel, seine Ausdrücke geschraubt, seine Wortfügungen tollkühn, seine Verbindungen unnatürlich, seine Treue pedantisch; er habe der deutschen Sprache Gewalt angethan, um fremde Eigenthümlichkeiten darzustellen; der Genius unserer Sprache sei einem fremden Idiom willkürlich zum Opfer gebracht u. s. w. — Aber abgesehen davon, daß solche Vorwürfe doch nur einzelne Stellen treffen können, müssen seine Übersetzungen überhaupt aus einem höhern Standpunkte betrachtet werden. Voß wollte nicht allein den Sinn und das Herz und den tiefinnersten Geist der fremden Sprache wiedergeben, — auch der Leib, das Gewand, der äußere Schmuck sollte ganz derselbe, es sollte das Ganze das leiblichste Ebenbild des Urtextes sein; er wollte dem Vers in allen seinen Bewegungen folgen, in der Zahl der Zeilen, in der Stellung der Worte, im Rhythmus, kurz er wollte die Alten mit Leib und Leben aus den Gräbern erwecken. Voß wollte durch seine Übersetzungskunstproducte seinem eigenen Volke den Beweis liefern, daß in der deutschen Sprache die Fülle und die Kraft und die Gewandtheit liege, den tiefsten Geist des Alterthums in sich aufzunehmen, daß sie die Bildsamkeit, den Ernst, die Würde, die ganze Tiefe habe, Alles, was und wie Griechenlands und Roms vollendetste Geister gedacht und empfunden hätten, ebenso treu, ebenso kräftig aufzunehmen und ebenso bezeichnend, ebenso schön wiederzugeben. Wer so hohe Zwecke wählte, mußte auch die Mittel dazu wählen! Es mußten daher freilich manche bisher noch nicht gewagte Ausdrücke, noch ungewöhnliche Wendungen noch unbekannte Verbindungen, alte vergessene Wörter, selbst Provinzialismen vorkommen, die eben wegen ihrer Kühnheit auffallend, wegen ihrer Neuheit und Ungewöhnlichkeit befremdend waren und welche den bisherigen Übersetzern, die bis dahin nur auf der großen allbeliebten breiten Straße fortgedämmert waren, dunkel, selbst undeutsch klingen mußten. Es wiederholte sich bei Voß

ganz dieselbe Erscheinung, die jüngst in Klopstock's lyrischer Sprache ein ähnliches Aufsehen erregt hatte. Je mehr man sich aber von dem Geiste und dem Wesen, von der bewunderungswürdigen Treue und der Alles ergründenden Richtigkeit dieser Übertragungen überzeugte, je mehr man es der Mühe werth fand, sie zu lesen und zu studiren, desto mehr verschwand auch das Anstößige, das Fremdartige, das scheinbar Undeutsche in Wort und Stellung; man begriff, daß das, was man getadelt hatte, nur der preiswürdigste Fortschritt einer mächtig sich emporarbeitenden Sprache sei, die gerade darin alle übrigen neuern Sprachen überflügelte, daß diese nimmer den Sprachen des Alterthums auf solche Weise nahe gebracht werden können. Die Literargeschichte muß es mit Freuden bekennen, daß es Voß's unsterbliches Werk ist, die Alten als gleichzeitige, räumlich Entfernte in unsere Nähe gestellt zu haben, und mit Recht nannte Humboldt diese Einführung des Alterthums in die deutsche Sprache die größte und wohlthätigste Einwirkung auf die Nationalbildung, die vielleicht in einer schon hoch cultivirten Zeit möglich sei: nämlich, zu unserer bereits erlangten Kenntniß der Literatur der ganzen neuern Welt, zu der modernen Fülle kam jetzt die Einfachheit des Alterthums; zu der Schrankenlosigkeit, zu dem Sturm und Drange dieser Periode, in welchem die deutsche Nation auszustreben anfing, gesellte sich nun die Ordnung, die Ruhe der Alten; der wiederbelebee Homer begann sofort unsere rathlos umherirrende Dichtkunst an die sicher leitende Hand zu nehmen; das ganze Leben der höhern Classen gestaltete sich plötzlich um, da der classische Unterricht nun wirklich erst menschlich war; diese Übersetzungen wurden eine Lectüre der gebildeten Welt, also Volksbücher der höhern Volksregionen, und (gewiß ihr höchstes Verdienst) regten einen gewissen classischen Geist in allen gebildeten Ständen an und beförderten die Achtung für das Alterthum und das Streben nach Höherm! —

Welche rhythmischen und metrischen Vortheile kamen dadurch außerdem noch auf uns; unsere früher so unsichere, beengte, eingeschnürte Prosodie erhielt durch Voß die ersten festen Gesetze und die sichere Basis. Unsere größten Dichter, selbst ein Goethe und der unübertroffene Vers- und Reimkünstler Rückert haben mittelbar und unmittelbar durch ihn sich erst gebildet. Wie vortrefflich hat Voß jenes ohrbezaubernde Onomapoetische der Alten abgelernt, und

um wie Vieles würdevoller, männlicher, deutscher, als weiland die tändelnden Pegnitzer richtete er nach den Gegenständen den Rhythmus, die Wortwahl, den Klang, den Reim ein. —

Endlich machte sich auch der nie feiernde Greis mit seinen berühmten Söhnen Heinrich und Abraham an Shakespeare; auch darin offenbarte sich, was im Allgemeinen von den Übertragungen aus dem Lateinischen und Griechischen oben gesagt ist: König Lear und der Kaufmann von Venedig traten ganz in britisch-deutschem Gewande auf. — Homer und Shakespeare! — Welche Dichter aus der Fremde bürgerten durch Voß bei uns ein!! —

Zuletzt noch ein Wort über Voß's Angriff gegen Stolberg. Als Friedrich Stolberg zur katholischen Kirche übertrat (worüber alle Zeitgenossen aufs Äußerste erstaunten), griff ihn Voß bitter, sehr bitter an in der Schrift: „Wie Fritz Stolberg ein Unfreier geworden." Voß wurde wegen dieser Schrift viel verkannt, hart getadelt und selbst von einem Nicolovius, der Voß so nahe stand, ungerecht beurtheilt, da dieser in der Streitschrift Voß's gegen Stolberg nur ein trauriges Product seltenen, lang gehegten Hasses sah; ja, als er die Nachricht von Voß's Tode vernahm, ausrief: „Wie wird er verwundert sein, daß die höhere Welt ein Reich des Friedens und der Liebe ist!" —

Daß Voß bei solchen Schritten schwer zu handhaben und reizbar, bei solchen Stürmen leicht verletzt ward, — kann nur der übel nehmen, sagt Gervinus, der in gleichem Falle und bei gleichem Verdienste gefaßter, ruhiger blieb. Voß hatte nur zwei Pole, gerade die, um welche sich all unsere Erziehung und das ganze Leben unserer Schule bewegt; die Bibel und die Classiker, Religion und Humanität, das war das Leben in seinem Leben, das hielt er für die beiden einzigen Grundsäulen des Glücks im Hause und im Vaterlande. Diesen Wahrheiten setzte der Mann von unerschütterlicher Festigkeit, männlicher Selbständigkeit, von gesundem, unumnebeltem Blicke, und antiker Einfachheit Alles nach, selbst die innigsten Freundschaftsverhältnisse. Darum auch als Greis gegen Stolberg, seinen Freund, zeugend sprach er: „Nicht frank und getrost für die Wahrheit gezeugt zu haben, wäre das Erste, was ich nach dem Erwachen aus dem letzten Schlummer zu bereuen hätte."

Mit seiner Bibelliebe verband sich seine Anhänglichkeit an den echten protestantischen Luthersinn: „Er schlang die häusliche Verfassung, die ihm lieb war, um das Universum und sah im Himmel einen Vater, der uns künftig, die Lieben zu den Lieben versammelt; wer darum zu der Confession überging, die hier ausschließende und lieblose Satzungen predigte, der griff ihn damit in seinem innersten Herzen an und sein Ausfall auf Fr. Stolberg war eine Nothwehr seines ganzen Wesens, der nothwendige Ausbruch seiner innern Bewegungen, die sein fester, einfacher, patriarchalischer Freundschafts- und Religionssinn unter dem Schwanken und dem Falle des Freundes, der ohnehin schon längst empfindlich geworden war und sich vornehm abgeschlossen, zu leiden hatte. Gut handeln, war dem Voß die einzige Religion und sein kurzer Katechismus; mit diesem war er gleichgestimmt zur Duldung, wie zur Intoleranz gegen Unduldsamkeit.

Immer in dem gleichen, gesunden Sinne für reine, glatte Verhältnisse, für klare Begriffe, — dabei Alles verfolgend, was engherzig an Scholle und Zelle kleben blieb, oder wol gar ins Dunkle zurückwich, liebte Voß keine symbolische Weisheit, welche die christliche, orientalische, griechische Götterlehre untereinander würfelte, und keine Untersuchung, die unhistorisch alle Zeiten zusammenwarf; daraus entstand auch sein gereizter Kampf gegen die auflebende christlich-romantische Poesie, in welcher er nur eine wilde Mischung unversöhnlicher, in das Weite ziellos ausschweifender Elemente sah. Sein nüchterner, tüchtiger Ernst fühlte sich nie zur Überschwenglichkeit aufgelegt und war am liebsten mit dem Einfachen in Verkehr. Darum erschien auch Voß als reiner Gegensatz von Stolberg. Der Kampf mit Stolberg beschloß eigentlich den göttinger Dichterbund in den beiden Extremen der Zeit, in dem unklaren Mysticismus Stolberg's, oder der sich aufbauenden neuromantischen Poesie, — und in dem durchsichtig klaren Protestantismus Voß's und der reifenden Prosa; — zwischen dem aufwachenden Obscurantismus und der sich dagegen stemmenden Aufklärung, oder zwischen Katholicismus und Protestantismus, — ein Streit, der sich bis auf unsere Tage fortgezogen hat.

Als Nebengruppen des göttinger Bundes betrachten wir:

a) den stillen fleißigen Leisewitz (Joh. Ant. 1752—1806), der durch Hölty in den Hainbund am Geburtstage Klopstock's mit aller Förmlichkeit aufgenommen wurde. Seine dichterische Thätigkeit im Bunde war höchst unbedeutend, sodaß Voß eine Zeitlang an seinem dichterischen Vermögen irre wurde; man hatte vergeblich gehofft, durch Leisewitz's dramatisches Talent dem Bunde auch von dieser Seite den imponirenden Glanz zu verschaffen. Um als würdiges Bundesglied zu erscheinen, wurde Julius von Tarent in seinen Hauptzügen entworfen; das Stück trat aber erst da in die Öffentlichkeit, als die neuen Unternehmer des hamburgischen Theaters eine Preisbewerbung ausschrieben (vergl. oben Klinger). Bei Leisewitz wird gewöhnlich die stolze Antwort der Löwin erwähnt, daß sie nur ein Junges zur Welt bringe, aber einen Löwen; von ihm haben wir nur das eine Trauerspiel. Lessing, der zuerst Goethen für den Verfasser hielt, rief, als er seinen Irrthum erfuhr: „Desto besser, so gibt's außer Goethen noch ein Genie, das so Etwas machen kann." Testamentarisch wurde nach seinem Tode sein poetischer Nachlaß verbrannt. — Der Stadt Braunschweig bleibt Leisewitz als Biedermann und als Gründer ihrer Armenanstalten unvergeßlich. —

b) Der ungestüme Schwabe Chr. Fr. Daniel Schubart (1739—1791), zwar kein unmittelbarer Hainbundsgenosse, aber von gleichen Tendenzen, mit gleicher Liebe für Klopstock, dessen Messias er öffentlich dem Volke vorlas, glich in seinem gehetzten, schwer gefesselten Schicksale Bürgern: sein Leben ging im tollen sinnlichen Wirrwarr unter und sein unruhiges Herz brach zuletzt in seinen trüben Ansichten über Religion, Staat, Freiheit und Volksglück. In seinem Ahasver (vergl. oben) zeichnete er wahrscheinlich sich selbst und gab damit ein ergreifendes Bild des von Gewissensangst gepeinigten Sünders, der keine andere Rettung sieht, als den Tod, der ihn zur größten Strafe zu ereilen zögert; dieser Ahasver erinnert zugleich an jene Sturm- und Drangperiode der deutschen Poesie, wo man glaubte, nicht Kern- und Kraftausdrücke genug aufbieten zu können, um etwas Eindringliches zu sagen. — Schubart hatte heilige und schöne Zwecke; er wollte sein vor allen Ländern Deutschlands durch Fürstenlaune gequältes Schwabenland glücklich und frei wissen; aber er trat

nicht säuberlich und besonnen genug auf und seinem wüsten Leben fehlte zu sehr die heilige Weihe, um ein sicherer, klarer Volksführer zu werden. Seine feurige Phantasie, seine ungeheure Erregbarkeit und wild stürmende Lebhaftigkeit zog gegen Alles zu Felde; mit überstürzender Beredtsamkeit ging er geharnischt auf Alles los, oder stachelte mit schlagendem Witze Jegliches, was ihm in den Weg kam. Darum wurde er Hunderten ein Balsam, — aber Tausenden auch ein tief verletzender Dorn. Der würtemberger Herzog ließ den kühnen Sprecher unfürstlicher Weise heimlich aufgreifen wie den gemeinsten Verbrecher und unverhört in Hohenasperg 10 Jahre schmachten, bis ihn der bekannte Hymnus auf Friedrich den Großen wieder befreite. Aber die feuchten Kerkermauern hatten die Glut völlig gelöscht und sein heißes Herz, nach langen Irrthümern, in die größte Verwirrung, in trübe, abschwächende Religions-Melancholie geworfen. Seine Thorheiten und sonderbaren Schicksale haben Schubart berühmter gemacht, als seine Schriften. Die Hauptthat in seinen bessern Tagen war das Journal: die deutsche Chronik, eines der gelesensten deutschen Blätter, ein echtes Volksjournal über Politik, Literatur, Kunst und vaterländische Sitten, dem er durch seine nie versiegende Laune, durch beständig abwechselnde Formen, durch Freimüthigkeit, Popularität und herzlichen Ton immer neues Interesse zu geben wußte. —

c) Aloys Blumauer in Wien (1755—1798) (im Allgemeinen nachstrebend den göttinger Tendenzen, mit dem regsten Willen, sein armes religiös-gefangenes Volk aufzuklären, im Besondern aber Bürger's eifrigster Schüler, um wie dieser Meister den Volkston zu fassen) war ein schneidender Gegensatz seines gleichzeitigen Landsmannes, des ritterlich-wielandischen Alxinger. Während dieser das Eingebildete zu verwirklichen suchte, in ein völlig Unbekanntes, Unbeschreibbares hineingriff und in dunkeln Nebelreichen der Vergangenheit einherstolzirte, ergriff Blumauern die frivole, dreiste, unbestechliche Lust, alles Vergangene zu travestiren; was dem Ersten die baarste Existenz war, das nahm der Andere als Hohn und Spott und zerpflückte mit seinem gesunden, derben, selbst oft plumpen und cynischen Witze die schönsten poetischen Blumenschöpfungen. Virgil's travestirte Aeneis ist Zeugniß davon. Die gute Laune der sonst so gedul-

digen Wiener hat auf seinen Leichenstein folgende Charakteristik gesetzt:

„Hier ruhet Aloys Blumauer, Censor, Dichter, Epikuräer, Freigeist, Genie, Hagestolz, Jesuit, Kenner Latiums, Maurer, Naso Österreichs, Pfaffenfeind, quälte Roms Satelliten, travestirte unsterblich Virgil's Werke, xenophthalmisch (trocken entzündliche Augen), eibischartig (gelben Pappel ähnlich), zollte dem Tode den Tribut den 16. März 1798.

d) Der ehrwürdige C. Ludw. von Knebel (1744—1834) obgleich in Weimar mitten unter den Dichterfürsten weilend, gehört doch hieher, denn er dichtete in der göttinger Manier und beschenkte uns mit herrlichen Übersetzungen (Lucrez und Properz); durch Boie wurde er für den Göttinger Almanach gewonnen und blieb dem Bunde herzlichst zugethan. Gar zu gern hätte man in ihm den zweiten Kleist erstehen sehen.

Sein literarischer Nachlaß ist von Varnhagen von Ense und Theodor Mundt 1835 herausgegeben.

e) Unter Voß's Schülern oder den Dichtern in Volksdialekten steht der Prälat Johann Peter Hebel in Karlsruhe oben an. Voß suchte entschieden eine Bedeutung für die untern Volsclassen zu gewinnen; deswegen sprach und dichtete er im Volksdialekte und arbeitete in seinen Gedichten auf Hebung und Befreiung der gedrückten Volksclassen. Trug doch der begeisterte Jüngling in seinem Feuereifer dem edlen Markgrafen von Baden seine Dichtkunst an und empfahl sich diesem Fürsten, der den Bauer als die Grundlage des Landeswohles betrachtete, als Landpoeten, der die Sitten des Volkes bessern, die Freuden eines unschuldigen Gesanges ausbreiten solle. Was der Mecklenburger Voß in Süddeutschland gewollt, das führte Hebel, im Lande selbst geboren, von Voß zu solcher Idyllen- und Volksdichtung angeregt, wirklich aus. Voß und Hebel, — den nord- und süddeutschen Idyllendichtern begegnen wir also auf gleichem Wege, auf gleichem Zwecke, auf gleichem Mittel, und dennoch wie verschieden sind beide Dichter; ebenso verschieden wie die Länder sind, welche diese Männer geboren haben: der männliche, urdeutsche, antike Voß und der kindliche, weiche, alemannische Hebel, der wie eine friedliche Morgensonne in stiller Herrlichkeit aufgeht und mit dem freundlichen Glanze alle Herzen entzückt. Als

Hebel in armer, niedriger Hütte geboren von Würden zu Würden stieg, vermißte er doch in den karlsruher Prunksälen die Heimath seiner Kindheit, jene herrliche Gegend, die oben von den fruchtbaren Fluren bei Basel zwischen dem Rheine und Schwarzwalde hinab bis zu den lieblichen Gefilden bei Müllheim und Badenweiler sich hinzieht; er vermißte in dem städtischen Gewühle das Völklein, unter dem er groß geworden, die Menschen mit dem aufgeweckten Geiste, mit dem frommen Gemüthe, mit dem belohnenden Fleiße, mit den einfachen Sitten, mit dem heitern Sinne. Ein heimwehmüthiges Sehnen zog ein in seine Brust nach jenen Gefilden und erweckten den mächtigen Drang (von Voß noch mehr dazu ermuthigt), die Gemüthsart und Lebensweise jenes Volkes in der eigenen Mundart dichterisch darzustellen und dessen Bildung, hervorgerufen aus der Tiefe des Gemüths und verklärt im Spiegel der dichterischen Phantasie sich wieder zu vergegenwärtigen. So entstanden die alemannischen Gedichte, die Hebel meist 1801 und 1802 verfaßte. Er äußerte selbst, daß das Heimweh sie erzeugt habe. Ist irgend ein Dichter unangefochten geblieben, so ist es Hebel; es herrscht nur Eine Stimme über ihn. Er war Volksdichter in seiner Sprache und in seinen Gedanken. Wer seine Lieder las, der fühlte sich erfreuet; der Greis hörte sie mit Rührung, das Kind las sie mit Entzücken, der Niedrige fühlte sich dadurch gehoben, der Hohe blickte mit Sehnsucht nach solchem Volksleben hin. Und dieser Lieder Reiz veraltert auch nicht und verliert sich auch nicht; wer sie liest oder anhört, kann sie immer wieder von Neuem lesen und hören. Überall spricht das herzliche, innige Verlangen, den niedern Arbeiter aufzurichten bei seinem Tagewerke; die gemeine Seele zu veredeln, ohne sie aus dem Kreise, worin sie wirken soll, wegzurücken; den Menschen festzuhalten an dem, was sein Heiligstes sein und bleiben muß. Hebel gibt das schwäbische Leben und die Natur nicht in der rohen, unvollkommenen Erscheinung, sondern idealisirt dem Geiste und Wesen gemäß; — aber doch auch nicht wie der nachbarliche Geßner, dessen Menschen nie da waren und nie sein können. Hebel war der feinste geistreichste Portraitmaler, der seine Bilder mit allen ihren charakteristischen Zügen in treffendster Ähnlichkeit zeichnete, aber alles Unschöne, Störende, Misfällige wegließ; er schmeichelte, und doch ist jedes Bild mit

dem Zauber der Wahrheit geschmückt. — Dabei mitten im lyrischen Erguſſe welche historische Klarheit, epische Anschaulichkeit, welches dramatische Leben und romantische Element mitten im Bauernleben (z. B.: Mutter am Christabend; Karfunkel; Winter; Sonntagsfrühe; Spinnlein; Habermuß; Wegweiser; Morgenstern; Wächter; das Gespenst an der Kandererstraße; Bettler.) Vielleicht existirt keine lieblichere Idylle in der deutschen Poesie als die Wiese. Durch die glücklichsten Personificationen weiß er seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst zu heben; er hat für alles Leben das offene Herz, die offenen Arme der Liebe und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch; überall findet er für seine Körper einen Geist, für seine Geister einen Körper. Und wie naiv ist dieser liebliche Dichter dabei. Wenn andere Dichter das Leblose durch idealische Figuren beleben und höhere Naturen als Nymphen, Dryaden ꝛc. an die Stelle der Quellen und Bäume setzen, so verbauert er höchst anmuthig das ganze Universum: die großen leuchtenden Himmelskörper sind gute ehrliche Landleute; die Sonne ruht hinter ihren Fensterladen; der Mond, ihr Mann kommt forschend herauf, ob sie wol schon zur Ruhe sei, damit er noch Eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. — Jean Paul sagte von Hebel: „Das Abendroth einer schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die Hebel aufsteigen läßt; poetische Blumen ersetzt er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie. Das schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indeß er mit der andern Hand auf das Abendblühen der hohen Gletscher zeigt und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schön herabrufen.“ — Deswegen sollte aber auch, nach Gmelin's, des berühmten Pflanzenforschers Willen, wenn einst den lieblichen Sänger das Grab deckte, — die Natur, deren Freund und Dichter Hebel war, noch von ihm zeugen und mit der Wiederkehr jedes Frühlings seines Namens Denkmal in der Hebelia wieder hervorbringen.

Außer den Gedichten ist noch von hohem Werthe sein Rheinländischer Hausfreund, der beste Volkskalender, der jemals geschrieben wurde, und die eigenthümliche Erzählungsart darin ist

vielleicht die einzig zweckmäßige für das Volk. Das Jahr, in welchem Voß zu den Vätern versammelt wurde (1826), war auch das Todesjahr des alemannischen Sängers. (Sämmtliche Werke, Karlsruhe 1834.)

Um die Hoheit Hebel's ganz würdigen zu können, muß man ihn mit dem Nürnberger Johann Conrad Grübel, der auch im Volksdialekte dichtete, zusammenhalten. Grübel verhält sich zu Voß und Hebel wie Armuth zu Reichthum, reizendes Landleben zu eingeschnürtem Stadtleben, wie Natur zu Stube, paradiesisches Feld- und Gartenleben zu dürrem Philisterthum. Bei Voß und Hebel ist der freie Sternenhimmel über uns ausgespannt, vor uns blühet das gesegnete Wiesenland, tobt das lebendige Meer, waltet die Allmutter Natur; bei Grübel umdunstet uns die dicke Straßenluft und umschließt uns das unreinliche Zimmer. Wenn, sagt Goethe, der Dichter überhaupt vor vielen Andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtsein ein Mensch ist, so kann man allerdings von Grübel sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor vielen Andern seines Gleichen, daß er mit Bewußtsein ein nürnberger Philister ist. Fern von allem Idealen zeichnet dieser fröhliche Mann das Leben in seiner baarsten niederländischen Wirklichkeit; er faßt nicht die besondern Lebensverhältnisse von ihrer höhern rein menschlichen Seite auf; er will uns unter der Hülle des Landmanns, des Bürgers, des Soldaten nicht den Menschen darstellen; sondern er will den Bürger und Bauer, wie er leibet und lebt, malen; er will chemisch darstellen, was der Versauerungsproceß, der gedrückte und philiströse Bürger- und Bauernstand aus dem Menschen gemacht haben und zwar in der stolzen kleinstädtischen Freireichstadt Nürnberg; es sind reine Localgemälde, nürnberger Familienstücke, die wegen der behaglichen Laune, wegen des dramatischen Lebens und des passenden Ausdrucks, wegen der eigenthümlichen Naivetät, worin sie entworfen sind, sich ganz vergnüglich lesen lassen (z. B. Rauchtabak, Schlosser und Gesell, die Krebse ꝛc.).

Ähnlich dem Grübel'schen sind die plattdeutschen Gedichte, im Dialekte der Mark Brandenburg von Joh. Wilh. Jac. Bornemann in Berlin.

Am nächsten von Voß und Hebel steht noch der Schweizer Maler Usteri, der bald Claudius nachahmend, dann auf Bürger

hörend, zuletzt Voß und Hebel zum Vorbilde nahm und die Idylle im Schweizerdialekte als seinen poetischen Liebling betrachtete. Sehr belebt werden seine illustrirten Schweizeridyllen durch die dabei gesetzten ausdrucksvollen Zeichnungen, woran seine Dichtungen erzählend sich festhalten; er ist also wie Geßner ein malender Dichter und ein dichtender Maler (z. B.: So wird's choh; — de verliebt Rechenmeister; — s- Gretelis Geheimnuß; — was i gern möcht; s- arm Elseli uf der Yfefluh —).

I. Jean Paul oder die Humoristen.

Die humoristische Literatur ist eine Blüthe der neuesten Zeit; sie gehört einer romantischen, also der modernen Kunstform an. Diesen gutmüthigen Schalksernst und diesen treuherzigen Spott über den eigenen Schmerz, dieses ironische Lachen mitten in Thränen kannte das Alterthum ebenso wenig, als die mittlere Zeit unserer Literatur: man war damals zu sinnlich und lebenslustig, zu naiv und kindlich unbefangen, in sich zu sicher und zu befriedigt, als daß man sich einer humoristischen Lebensverachtung hingegeben, oder zwischen der Wonne des Himmels und dem Schmerze der Erde zu schweben, kurz das Leben in seiner Zerrissenheit und in dem durch dasselbe sich hinziehenden Widerspruche aufzufassen vermocht hätte. So lange man also die Trauer und die Sehnsucht nicht kannte, war auch der Humor unbekannt in jener Zeit, wo das ganze Leben ein olympisches Spiel war, wo Jeder seine Kraft und Hurtigkeit erproben durfte, wo der Schwäche nur das Ziel versperrt war, nicht der Weg, der Preis verweigert, aber nicht der Kampf. Die Geburtsstunde des wahren Humors schlug also erst, als das im Mittelalter entschieden herrschende Gemüth mit dem sich hervorarbeitenden Verstande der Neuzeit in Streit gerieth, als ein Zwist zwischen Herz und Kopf, zwischen Witz und Empfindsamkeit anhob, ein Kampf zwischen Natur und Cultur, zwischen der ernsten und verstimmten Ansicht des anbrechenden Jahrhunderts und den schwärmenden, glücklichen Gefühlen vergangener Zeiten. Der Humorist ist nämlich der Jeremias seiner Zeit.

Die Bestimmung des ästhetischen Humors oder kurzweg, was humoristisch heißt, ist schwer; die Engländer gebrauchten zuerst den Ausdruck, wie wir überhaupt diesem melancholischen Volke die echtesten Humoristen zu danken haben. Ein witziger Kritiker meinte deswegen vielleicht auch, daß alle humoristischen Schriftsteller mehr oder weniger den englischen Spleen hätten; so viel ist übrigens richtig, daß die größten Humoristen auch unter den Deutschen meistens sehr absonderliche Charaktere waren.

Kein Reich der Thorheit und des Widersinnigen ist größer, als das menschliche Leben und Treiben im Ganzen, und nichts steht ihm vollständiger entgegen, als das Reich des Idealen, als die Vernunft in ihrer Reinheit und Unendlichkeit. Das Erste umfängt den Menschen mit seiner starken Wirklichkeit und seiner sinnlichen Gegenwart; das Zweite beherrscht sein geistiges Dasein, bestimmt sein Streben und Wollen und zeigt ihm für die Zukunft das Wünschenswerthe. Das Erste, das Ungereimte im Menschenleben, vermag Niemand ohne Theilnahme, ohne Wehmuth, nicht ohne Lächeln anzusehen; das Zweite, das Ideale und Vernünftige, nicht ohne Erhebung zu denken. Das Eine soll werden, wie das Andere ist und darum kann aus dem Zusammendenken dieser beiden Contraste keine andere Gemüthsstimmung hervorgehen, als ein bitteres, mit Furcht und Thränen gemischtes Lachen über die Verkehrtheit der Menschen, als ein herzliches Mitleiden mit der Thorheit und Widersinnigkeit der Welt, — zugleich aber auch die Begeisterung über die Erhabenheit der menschlichen Bestimmung und der innigste Wunsch und das männliche Streben zu helfen. Eine solche Weltanschauung erzeugt die humoristische Stimmung.

Der Humorist ist weder Komiker, noch Satiriker; eher noch Beides zugleich; jedenfalls hat er wie Janus ein Doppelgesicht und nimmt seinen sichersten Platz zwischen Beiden. Der Komiker und Satiriker zeichnen auch die verkehrte Welt, d. h. die zweierlei Arten von Menschen, die sich am breitesten niederlassen und am meisten in die Augen fallen, nämlich die Narren und die Schurken; Narre und Schurke handeln unvernünftig und verkehrt; aber der Narr bildet sich ein, nicht unvernünftig zu sein, und der Schurke ist es mit Bewußtsein und Überlegung;

bei dem Ersten liegt der Fehler in dem verfinsterten Verstande und darum sind alle Narren und Thoren lächerlich; bei dem Andern liegt der Fehler in der Gesinnung, in dem Herzen und Willen und das gerade macht den Schurken und Böswicht verabscheuungswerth. Der Maler der Narren ist der Komiker, — der Zuchtmeister der Bösen ist der Satiriker. Der Humorist steht mitten inne. Vom ernsten Satiriker wendet er sich ab, weil er auch da noch lächelt, wo jener das Gesicht in düstere Falten zieht, und weil es für ihn nicht, wie für den Satiriker einzelne Verkehrtheiten und einzelne unvernünftige Menschen gibt, sondern nur Thorheiten und überall eine tolle Welt; aus dem Grunde ist der Humorist auch duldend und milde gegen einzelne Verkehrtheiten, weil er seine eigene Verwandtschaft mit der Menschheit nicht ableugnen kann. Vom Komiker ist der Humorist durch seinen tiefen, erhabenen Ernst unterschieden und weil er sich selbst zu den närrischen Menschen mitrechnet, weil sein Ich die erste Rolle mitspielt, weil, wo irgend möglich, seine persönlichen Verhältnisse und Schicksale auf sein komisches Theater mitgezogen werden, während der Komiker nur die Verkehrtheiten Anderer und einzelne ihm fremde abderitische Streiche darstellt, nur ein Factum vorführt und im engen, selbstsüchtigen Bewußtsein seiner Verschiedenheit desto wilder und rücksichtsloser von seinem Pferde die Kapuzinerpredigt hält.

Der Humorist findet die Menschen, also auch sich selbst, weder ganz lächerlich, noch ganz verwerflich, sondern beklagenswerth, weil sie bei ihrer Anlage zur höchsten Vollendung und Beseligung doch durch tausenderlei äußere Verhältnisse und selbstgeschmiedete Ketten, durch Staatsverfassung, durch kirchliche Rücksichten, durch Gesellschaftszwang, Erziehungsdruck, Schultyrannei, durch Standesvorurtheile, Berufsfesseln u. s. w. von der wahren Freude und dem reinen Glücke zurückgedrängt werden. Daraus erklärt sich der überall durchklingende lyrische Ton des Humoristen, in welchem seine Stimmung bald bis zum weichen elegischen Liede herabsteigt, bald bis zum erhabenen Pathos der Ode hinaufsliegt; ohne Größe und Erhebung gibt es keinen Humor; und mitten zwischen diesen elegischen Klagen und dithyrambischen Sprüngen schleicht doch wieder eine Lustigkeit, welche mit Thränen im Auge lacht, mit zitternder Stimme scherzt, und (als ob sie den

Schmerz betäuben und die Begeisterung abkühlen wollte), welche oft eine Ausgelassenheit annimmt, worin der tanzende Witz lauter barocke Behauptungen aussprudelt. In jedem humoristischen Werke begegnet uns also nicht nur das Belustigende, Lächerliche, Sonderbare, sondern auch das Wehmüthige, Ernste und Erhabene: ein wahres Conterfait des wirklichen Lebens mit seiner Hölle und seinem Himmel, seinen Teufeln und Göttern, seinen brechenden und fröhlichen Augen, seinem begeisterten und wehklagenden Herzen.

Der Humorist will heilen; er will die Harmonie aus der Entzweiung wieder herstellen, will die Menschen in eine freundlichere Region führen, wo sie, zwar nicht frei von Stürmen und Dünsten, doch einen klarern, mildern Himmel sehen und Himmel und Erde zugleich genießen können. Dabei kommt es denn neben der eigenen Verfassung des Humoristen ganz vorzüglich auf die Darstellung und Zeichnung der wirklichen Welt an; damit aber diese Schilderung auch die contrastirende Idee gegen sich errege, also den Contrast erwecke, muß gerade die Seite an der Welt mit den lebhaftesten Farben gezeichnet sein, welche am meisten gegen die Ideale verstößt; nur durch das reichste poetische Farbenspiel, durch die schärfste und vielseitigste Charakteristik bis in die kleinsten Einzelnheiten hinab und durch den treffendsten Witz kann solche Darstellung geleistet werden. Wenn z. B. das rein Komische mit einem einfachen, klaren Umrisse zufrieden ist, so fordert der humoristische Styl ein ganz eigenthümliches Colorit; er verlangt wegen der Vorführung solcher Contraste die üppigste Fülle in Bildern und Metaphern, die kühnste Einbildungskraft und den lebhaftesten Witz, Tiefe des Geistes und Zartheit des Gefühls, die größte Ruhe und eine überfließende Aufregung, einen aufgeklärten Verstand und eine hinreißende Schwärmerei, einen geläuterten Wahrheitssinn und schwärmerische Versenkung in das Gebiet des Geheimnißvollen, eine prunkende Vielwisserei und dennoch eine gründliche wissenschaftliche Forschung. Jean Paul's so oft getadelte Schreibart ist deswegen nicht individuell, sondern der humoristische Styl fordert dergleichen; die humoristische Schönheit muß eine vielfache und unregelmäßige sein.

So muß auch der humoristische Dichter wie der, welcher seine Darstellungen ganz verstehen will, auf der Höhe der Cultur seiner Zeit stehen; er muß Welt und Menschen genau kennen.

Für die niedern Stufen der Bildung ist der echte Humor gar nicht vorhanden, weil hier die Ideen fehlen; ebenso wenig für den, welcher mehr in Ideen als in der wirklichen Welt lebt, für den blos in seinem Denken eingenisteten Philosophen, für den nackten Verstandesmenschen und Mathematiker, für den puren Alterthumsforscher und starren Philologen; solchen Leuten geht neben der Kenntniß des menschlichen Treibens auch die Theilnahme für alles menschliche Wohl und Wehe ab.

Von allen Stufen der menschlichen Cultur war keine der höchsten Vollendung der humoristischen Kunstform günstiger, als die Sturm- und Drangperiode der siebziger und achtziger Jahre, als das Zeitalter der sogenannten Originalgenies, ganz vorzüglich jener geistig hochgesteigerte Abschnitt des deutschen Geistes, wo Kant mit seiner durchdringenden Verstandesweisheit das Weltall aufrüttelte und, als unmittelbare Folge davon, das kleine menschliche Ich sich zum Schöpfer aller Dinge aufblähete. Zu der Zeit traten denn viele Weltverbesserer und Welttadler auf; Alles sollte anders werden. Einzelne Kraftgenies sahen die Welt, wie sie wirklich war und wie sie sein könnte, mit der ganzen Energie einer jugendlichen Einbildungskraft; sie warfen der wirklichen Welt das eigene Selbst mit allen seinen Eigenheiten eigensinnig entgegen; sie stellten sich selbstgefällig aus ihr heraus, weil sie ihr entschiedenes Misfallen erregte, nicht ohne die lautesten Wünsche, die Welt aus ihren Angeln heben zu können; sie bildeten sich in ihrem Innern eine eigene, vermeintlich bessere Schöpfung und trugen deren Bild in ihre Schriften und Dichtungen, deren Gesetze in ihre Sitten und ihr Leben über, z. B. Heinze u. s. w. — Andere begnügten sich mit ihrer erdichteten Welt, suchten und fanden Trost über die mangelhaften Zustände des äußern Lebens in ihren Dichtungen, z. B. Wieland u. s. w. — Tragischer war der Ausgang derer, welche die Wirklichkeit und das Ideal um jeden Preis versöhnen, oder auch die ganze Welt mit Gewalt nach ihren Ideen umgestalten wollten; solches vergebliche Ringen endete hier in tragischen Dichtungen z. B. bei Klinger, dort in tragischen Lebensschicksalen z. B. bei Schubart u. s. w. Ganz anders lagerten sich die Humoristen der Wirklichkeit gegenüber, indem sie sich nicht aus ihr heraus, sondern mitten in sie hineinstellten, wie z. B. Hippel und vor Allen Jean Paul, auch Hoffmann, und welche gerade

dadurch eine scharfe Opposition gegen die himmelstürmenden und erdumwälzenden Kraftgenies wurden.

1) Der königsberger Präsident Theodor Gottlieb von Hippel (1741—1796) war der Sohn eines armen Lehrers, des letzten verkümmerten Sprosses einer altadeligen Familie, die aber längst des ihr gebührenden Vorzuges sich wegen Dürftigkeit nicht zu bedienen für räthlich gehalten hatte. Die komischen Spiele des unruhigen und doch träumerischen Knaben, seine stürmische Art zu arbeiten, und wiederum sein Hang zur Einsamkeit, sein schwärmerischer und liebäugelnder Verkehr mit Büchern und der eingebildete Umgang mit Geistern, sein lautes Conversiren mit Gott, sein Lachen, wenn er allein, und seine Stille, wenn er unter Menschen war, verriethen eine ungewöhnliche geistige Verfassung. In Königsberg wollte er ein Gottesgelehrter werden, aber durch unabsichtliche, nachhaltige Einflüsse eines vermögenden Mannes sprang Hippel zur Weltweisheit, dann zur Rechtskunde über. Freundliche Verhältnisse zu einem vornehmen jungen Russen führten ihn nach Petersburg in den Glanz des kaiserlichen Hofes, von dort in die Umgebungen angesehener Familien und hier fühlte Hippel, dessen Herz plötzlich von heißer Liebe zu einem hochgestellten reichen Mädchen ergriffen wurde, mit tödtlichem Schmerz den Druck seiner großen Armuth und der niedern Geburt. Sein Tag- und Nachtgedanke, sein einziges Streben war nun, in einem hohen Geschäftskreise und im vollen Genusse der Güter des Lebens wirksam und seiner Geliebten an äußern Vorzügen gleich werden zu können; mit unglaublicher Resignation, mit bewunderungswürdiger Consequenz, mit klügster Speculation jagte er von jetzt an nach Würden und Reichthum, floh, wie er schrieb, nackt in die Arme der Weisheit, um reich entlassen zu werden; — und als er rasch sein Ziel in jeder Weise erreicht hatte, als er sehr reich, geadelt, von Volk und Fürst geehrt, mit Ämtern und Würden geschmückt stand, — entsagte er seiner Liebe und blieb ehelos.

Hippel war gewiß einer der originellsten Deutschen; Kant nannte ihn einen Plan- und Centralkopf, der mit der größten Leichtigkeit Pläne ersinnen und ausführen konnte; Hamann hieß ihn einen Sonderling, an dem er die merkwürdige Gabe bewunderte, schroffe Gegensätze leicht in sich zu vereinigen. Höchst selten

möchte auch in einem zweiten Ich eine solche Vereinigung von Licht- und Schattenseiten zu finden sein. Hippel war aufgeklärt und doch sehr abergläubisch; kalt abstoßend und dabei schwärmerisch; ein andächtiger Frömmler und doch ein kalter Freigeist; voll warmer Liebe zur Sittlichkeit und voll faunischer Sinnenlust; streng gerecht und doch unrein durch leidenschaftliche Geldgier; voll hingebender Aufrichtigkeit und dabei versteckt und heimlich; human und doch despotisch; ein Freund der Einfachheit und der Natur und dabei voll höfischen Wesens und Etikette; er war begeistert für eheliche Verhältnisse, ein höchst geistreicher Schriftsteller über die Ehe und doch blieb er ehelos; er sprach tief und hinreißend in seinen Sprüchen der Weisheit und verstieß barock und thöricht gegen die gewöhnlichsten Lebensregeln; er jagte nach Autorruhm und gab seine Schriften anonym heraus; er pries das Glück des Mittelstandes und ließ seinen Adel erneuern; er fand das Leben fade und langweilig, staffirte sein Arbeitszimmer, seinen Garten, sein Haus mit Inschriften und Bildern des Todes aus und doch fürchtete er sich unmännlich vor dem letzten Schritte; es war ihm Bedürfniß, mitten in der Welt und unter Menschen zu sein und doch sprach er es täglich als seinen Lebensgrundsatz aus, das höchste Glück sei, außerhalb der Welt zu leben; die Ruhe des einsamen Weisen und das comtemplative Insichgehen der Gläubigen pries er als die beste Lebensaufgabe und doch stürzte er sich in die unruhigste Thätigkeit und in die Geschäfte des Marktes. Die Laune des Schicksals setzte den Contrast nach Hippel's Tode fort: sein stilles klösterliches Haus wurde ein Postgebäude und sein ländlicher heimlicher Ruhesitz ein öffentliches Kaffeehaus.

Dergleichen Gegensätze, wie in Hippel's Leben und Charakter finden sich auch in seinen Schriften und müssen sich darin finden, weil sie echt humoristisch und ein Bild seines Lebens sind; sämmtliche Werke (Berlin, 1827), in einer gewandten Sprache und oft gehoben durch biblischen Ton und Ausdruck, nehmen einen hohen Rang in der seltenen Classe der Humoristen ein. Er schrieb über die Ehe, über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, über weibliche Erziehung; seine schwer zu verstehenden Lebensläufe nach aufsteigender Linie, worin er die Grundsätze einer sehr ernsten Philosophie und doch einschmeichelnden Lebensweisheit, besonders Kant's Lehren

mit humoristischer und phantastischer Beredtsamkeit predigt und zugleich sein und seiner Freunde Portrait zeichnet; seine Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z, worin neben den ernsten und satirischen Feldzügen gegen die politischen Zeitereignisse die Commentare zu seinem Leben und Charakter gegeben werden, u. s. w. Im buntesten Gemisch ziehen Ernst und Scherz, Rührung und Frohsinn, Paradoxen und Wahrheiten, dunkele Schwärmerei und lichte Aufklärung auf jeder Seite hin; im rasenden Wirrwarr tanzt der Witz, wo er eben das einsame Unglück beweint und sich bis zum tiefen Grame versenkt; mitten in dem ruhigen, klaren, tiefen Flusse der Lehre zieht eine tolle Bilderjagd; bei scharfen Geißelhieben schwimmt er in warmen Thränen der Rührung; bei schneidender Kälte und trockener Ruhe spricht sein begeistertes Herz und mitten in der Höllenfahrt in den Schmuz des Lebens öffnet sich ein Himmel voll großer und erhabener Gedanken.

Hippel nannte den Jean Paul seinen geistigen Sohn; er hätte sich selbst lieber den Herold dieses Meisters nennen sollen, denn er war nur das Vorspiel, das einleitende Wetterleuchten zu dem humoristischen Gewitter, das mit Jean Paul über unsere Zeit zog.

2) Jean Paul (Friedrich Richter), geboren 1763 zu Wunsiedel im Baireuthischen, steht in Tiefe und Wahrheit des Gefühls, in Verschmelzung des Irdischen mit dem Himmlischen, in Fülle und Glanz des Witzes und des Wissens, in dichterischem Geiste, in seinem Humor, der wie ein glänzender Stern durch alle seine Werke zieht, viel höher als Hippel. Das Morgenroth dieses Dichters, der übrigens nie die Versform gebrauchte, fiel in das Abendroth der Sturm- und Drangperiode und seine vollste Blüthe begann sich erst am Ende des Jahrhunderts zu entfalten. Er war der letzte kräftige Sproß der genialen Aufregung, in welchem sich noch einmal alle Erscheinungen der gewaltigen Zeit vereint zeigen sollten. Alles Mächtige und Schwache, alles Große und Kleinliche, alles Ernste und Barocke, alle Dissonanzen und Widersprüche, die zügellose Phantasie und der nüchterne Verstand, die Aufklärung und der Aberglaube, die Reizbarkeit und die beharrliche Ruhe, die Poesie und die Wissenschaft, die Liebe und der Haß, die Ideale und die Resignation, kurz alle Elemente dieser Periode schienen sich in dem einen Manne gesammelt zu

haben. Nur solche bedeutende Volkscultur-Abschnitte, wo im großen Geisterkampfe eine neue Zeit geboren werden soll, möchten ähnliche Gestalten wieder darzustellen im Stande sein.

Jean Paul, in allen Beziehungen ganz anders, wie alle übrigen Menschen, machte an seinem Ich zunächst die Bemerkung Goethe's, daß der Mensch um jedes Jahrzehnd sich ändere, völlig zu Schanden. Der erste Bildungsschuß dieses originellen Wesens war in dem empfänglichen und fruchtbaren Boden gleich von Kindheit an so üppig und mächtig, daß der Wuchs früh vollendet, bald stillstand. Die spätern Verhältnisse seines Lebens wirkten wenig auf den früh geformten Charakter ein; sein ganzes Geistesleben blieb daher ohne solche eigentliche Bildungsperioden, wie sich bei jedem andern Menschen wahrnehmen lassen, und markirte sich nur durch eine Reihe von Gemüthsaufregungen, ohne nachhaltigen und sichtbaren Einfluß der spurlos an ihm vorüberfliegenden Zeit, ohne wechselvolle, Geist und Herz bildende Schicksale. Aus diesem Grunde erklärt es sich denn auch, wie alle Schriften Jean Paul's, die ersten Blüthen der frischesten Jugend, wie die letzten Blumen des absterbenden Greises eine entschiedene Gleichartigkeit zeigen.

Seine Jugend- und Bildungsgeschichte trägt dabei das feste Gepräge einer selbständigen, von Innen heraus sich entwickelnden Genialität. Er wuchs in höchst dürftigen Familienverhältnissen auf; ohne ausreichende Schule, ohne passenden Umgang wandelte der Knabe mit seiner überschwenglichen, alle übrigen Seelenkräfte weit überragenden Empfindungskraft und Phantasie allein umher auf dem stillen Dorfe; da wurde in dieser idyllischen Einsamkeit gar mancher heiße Wunsch wach und mancherlei tiefe Sehnsucht zog durchs unruhige Herz; selbst Geisterfurcht lebte auf und gar wunderliche dunkle Bilder und Gestalten spielten um sein träumendes Auge. Die Einsamkeit seines Dorfes, wie Gervinus erzählt, die Theilnahme an Jedem, der wie ein Mensch aussah, brütete zugleich eine verdichtete Menschenliebe, die rechte Schlagkraft des Herzens, vielleicht eine zu warme in dem Knaben aus und alle diese wenigen, aber regen Eindrücke wuchsen in seinem Innern zu einem unendlichen Stillleben.

Als zwölfjähriger Knabe ward er einer höhern Schule anvertraut; mit bewunderungswürdigem Fortschritte überflügelte er

jeglichen Genossen und nicht zufrieden mit den Alltagspensen der Schule, legte das Kind sich damals schon große Sammlungen von weitläufigen Notizen und Excerpten an. Diese Leidenschaft, das Gelesene zu notiren, wuchs mit den zunehmenden Jahren; die Excerptensammlung füllte allgemach viele Bände, deren Inhalt genau rubricirt war, sodaß beim Schreiben leicht davon Gebrauch gemacht werden konnte. Als Student der Theologie zog der junge Richter nach Leipzig; da starb sein Vater, der zuerst Organist, zuletzt Prediger war, und mit diesem Tode versiegte die einzige Quelle seiner Unterstützung. Ganz arm und ohne alle Unterstützung mußte der Sohn nun auf Mittel denken, sich selbst weiter zu helfen und auch seiner Mutter das Leben zu fristen; er fing an zu schriftstellern und blieb von jetzt an in seiner bisher gewonnenen Gefühlsweise, Lebensansicht und Ausbildung feststehen. Zum Glück hatte Jean Paul als achtzehnjähriger Jüngling eine unerhörte Frühreife, die von dem ungemeinen energischen innern Jugendleben zeugte. Diesen Geist der Jugend hielt er denn auch sein ganzes Leben hindurch fest; aus diesem jugendlichen frischen Empfindungskreise, der den meisten Menschen so bald und oft so spurlos verloren geht, trat er nicht wieder hinaus. Jean Paul blieb ein Jüngling bis zu dem letzten Augenblicke, wo das lebensmüde, dunkel gewordene Auge des Greises zum ewigen Schlummer sich schloß. Darum stoßen wir auch überall in seinen Werken auf zahllose Aussprüche über den Werth seiner Jugend. „Es gab für ihn nichts Zauberischeres, als das innere Leben jener Zeit, die äußerlich die gedrückteste war, die ein Jüngling erfahren kann; er sehnte sich immer nach den bescheidenen Phantasien dieser bedürfnißvollen Zeit zurück; er wollte aus seinen spätern Jahren alle Güter, die diesen eigenthümlich sind, gern hingeben, aber keines aus dem zweiten; den Himmel, den man ihm dadurch umwölkte, könne ihm Niemand wiederbringen. Mit allen Leiden seines spätern Alters vermischte sich ihm seine Jugend; sie benahm ihnen ihr Schmerzhaftes, sagte er, und verwandelte sich in süße Melancholie; die Kindheit mußte ihm mit der Vergangenheit oft Gegenwart und Zukunft ersetzen; wie vielmal blickte er mit schmerzlicher Sehnsucht auf jene lächerliche und reine heilige Zeit zurück, wo er so vielmal dummer und glücklicher und närrischer und tugendhafter, wo er noch nicht aus

dem Jugendparadiese herausgejagt war; das schien die Bestimmung des Dichters oder doch der Charakter desselben zu sein, daß er ein ewiger Jüngling bleibe, daß er das, „was andere Menschen nur einmal sind, nämlich verliebt und berauscht, das ganze Leben hindurch sei."

Das Erscheinen seiner „unsichtbaren Loge" verschaffte ihm die Freundschaft von Gleim, Herder, Jacobi und das Herz eines edlen Mädchens; amtlos abwechselnd in Berlin, Coburg, Meiningen, Weimar von seinem literarischen Fleiße lebend, zog er endlich mit einer ansehnlichen Pension von dem Fürsten Primas Dalberg und in der Folge von dem Könige von Baiern nach Baireuth, bis er nach manchem Kummer und fast erblindet den 14. November 1825 zur ewigen Ruhe heimging. Seine Begräbnißfeier stand an Glanz derjenigen nicht nach, welche Klopstock 22 Jahre vorher zu Theil geworden war.

Jean Paul war unser größter Humorist, welcher zur Darstellung des modernen deutschen Kleinlebens und zur Abbildung seiner eigenen Persönlichkeit das eminenteste Talent hatte. „Ich konnte," sagte er, „in seinem Quintus Fixlein, nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölbe des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weiten unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch einzunisten in eine Furche, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennefte herausfieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und wie ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln." — — Auf diesem letzten Wege wandelte Jean Paul; als Humorist schwebte er wie ein singender Vogel zwischen Himmel und Erde und wenn das eine Auge auf den Sonnenhöhen des Lebens weilte, suchte das andere die Tiefen der Erde. Dieser Geist des Humors war der herrschende Planet, unter dessen Einflusse die geistigen Pflanzen Jean Paul's aus warmen und vollen Herzen emporwuchsen, vom himmelanstrebenden Titan, bis zum warmen Lerchennefte des Fixlein.

Es war also ganz in der Ordnung, daß der Flug dieses freundlichen Vogels oft aus der höchsten Höhe der Empfindung, wo im Lichtäther und Himmelssehnsucht Alles zu verrinnen schien, auf einmal in die Niedrigkeit des gemein Komischen herabfiel, wie der letzte Sphärenton einer Lerche auf der schmuzigen Scholle verklingt, wo sie sich niederläßt.

Diese tragikomische Doppelnatur ist das Wahrzeichen Jean Paul's. Es begegnet uns also in seinen Schriften zunächst eine tragische Wehmuth, eine erhabene Klage, ein tiefer Schmerz über die Schwäche der menschlichen Natur über das irdische Elend, über Laster und Unnatur, über die verderbten geselligen Verhältnisse; es begegnet uns darin eine weibliche Empfindsamkeit, eine kindliche Rührung, mit welcher er sein beleidigtes Zartgefühl in die Unschuldswelt rettet, welche dicht an der wilden Heerstraße des Lebens noch immer ihre kleinen idyllischen Gärten bauet, — oder mit welcher er unverdorbene Seelen, Kinder, reine Menschen, das Land- und Stilleben schildert. Sodann tritt uns aber auch als zweites Malzeichen seiner humoristischen Doppelnatur der männliche Spott entgegen und die scharfe Waffe des Witzes, mit welcher Jean Paul die verkehrte Welt angreift; bald ist's der beißende Spott, die bittere Anzüglichkeit, der durch Mark und Bein dringende Sarkasmus, bald nur die heitere Ironie, der treuherzige Schalksernst. Beide Stimmungen durchziehen sämmtliche Schöpfungen Jean Paul's, sodaß er auf derselben Seite die rührendsten Schilderungen mit den lächerlichsten wechseln läßt; das ist kein Fehler und Vorwurf, sondern gerade darin liegt die Wahrheit, das Wesen, die größte Wirkung des Humors. Als humoristischer Genius breitete er über Alles seine Fittige aus, was unter den Horizont menschlichen Wissens und Schauens gehört; daher treffen wir bei ihm jenes genaue Detail von den geringfügigsten Dingen des gemeinen Lebens, jenen berechnenden und bis ins Innerste scheidenden Verstand in der Nähe eines überschwenglichen Gefühls; jene vorzügliche Neigung und Fähigkeit, die süße idyllische Ruhe und das ansprechende Miniaturbild des Hauses zu zeichnen und mit niederländischer Genauigkeit auszuspinnen. Aber gerade darin zeigt sich abermals der humoristische Charakter, das Größte und Kleinste nebeneinander zu stellen, Himmel und Erde im wunderbaren Wetterleuchten

sich berühren zu lassen, Haß und Liebe, woraus die Welt geboren ist.

Jean Paul fand begeisterte Verehrer, besonders unter den Frauen und Jünglingen, aber auch Viele, die sich feindlich von seinen Schriften abwandten. Er selbst klagte in dieser Beziehung, daß er nichts als entschiedene Lober oder Tadler seiner Werke gefunden habe; das ist wahr; jeder Leser seiner Werke nimmt sogleich Partei für oder wider ihn; eine Mitte zu halten ist, nach Gervinus' Urtheil, bei einem Schriftsteller, der selbst eigentlich keine Mitte gehalten hat, fast unmöglich. Viele vermissen in seinen Schilderungen die Wahrheit und Haltung der Charaktere und behaupten, daß seine Helden oder Heldinnen kein wirkliches Leben haben, sondern dem Reiche der Unnatur und der Träume angehören. Andern misfällt an seinen Romanen der kümmerliche Tropfen fortlaufender Erzählung und Handlung unter einem wogenden Meere von Betrachtungen, Visionen und Herzensergüssen. Noch Andere rügen an ihm die Fehler eines verschwenderischen Reichthums, sie machen ihm die üppige Überladung von Gleichnissen, die Anwendung der allzuhäufigen gelehrten Metaphern, das unaufhörliche Spiel mit Gegensätzen, die Sucht, Alles aus seinen Collectaneen zu benutzen, und die dadurch erzeugte Unklarheit zum Vorwurfe, also, daß sogar einer von Jean Paul's Freunden für nöthig hielt, ein eigenes Wörterbuch zum Verständniß von Jean Paul's Werken zu schreiben (K. Reinhold Wörterbuch zu Jean Paul's sämmtlichen Schriften 1808). — Wieder Andere finden ihn häufig zu weich, zu weiblich, zu jungfräulich sentimental, zu süß melancholisch und mögen höchstens seine sämmtlichen Werke zerpflückt und seine überall zerstreuten trefflichen Winke, tiefen Reflexionen, lyrischen Ergüsse und geistreichen Einschiebsel nur als Blumenlese zusammengestellt. — Immerhin; Jean Paul bleibt einer unserer liebenswürdigsten, geistreichsten und originellsten Schriftsteller. Er kannte nur Eine Seligkeit, nämlich: zu schreiben; jeden Tag schien er sich leichter zu sterben, je länger die Reihe seiner Drucksachen wurde. Er ward späterhin sogar ein Trinker aus schriftstellerischem Triebe; „wenn ich," schrieb er, „meinem Geiste und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, so drängt am zweiten schon mich eine unbezwingliche Bruthitze wieder über mein Nest voll Eier oder Kreide; der arme Paul

wird's so forttreiben, bis die gequälte fieberhafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist."

Die vorzüglichsten seiner größern Schriften (sämmtliche Werke. 1826 bei Reimer in Berlin, 60 Bde.; neue Ausgabe in 33 Bdn. 1842) sind: Grönländische Processe; Auswahl aus des Teufels Papieren; die unsichtbare Loge; Hesperus, welchen seine Verehrer wol die Iliade, und die Früchte und Dornenstücke, welche sie die Odyssee dieses humoristischen Zauberers nennen; Leben des Quintus Fixlein; das Campanerthal; Titan (Jean Paul's schönstes Werk); Flegeljahre; Katzenberger's Badereise; Herbstblumine; Leben Fibel's u. s. w. Er begann in dem Frührothe der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunst; das männliche Alter sah ihn im Gebiete der Wissenschaft (z. B. Vorschule der Ästhetik und Levana), selbst in der Politik (z. B. Friedenspredigt, Dämmerungen für Deutschland) seine schimmernden Flügel schlagen; aber das greise Haupt kehrte zu dem Altare der Musen zurück.

„Das Rühmlichste," so charakterisirt ihn Menzel, „was wir Jean Paul nachsagen müssen und was ihn mit den edelsten Männern der Nation in eine Reihe stellt, ist der Adel seiner Gesinnung, seine reine Tugend und das Feuer edler Leidenschaft, der ethische Ingrimm gegen das Laster, jene erhabenen Eigenschaften des Charakters, die er vorzüglich mit Schiller getheilt hat. Auch Jean Paul stellt wie Schiller überall die Unschuld dem Laster gegenüber und das Recht dem Unrecht. Es ist fast kein Gebrechen der Zeit, das sein Scharfblick nicht entdeckt, vor dem sein liebevoller Sinn nicht freundlich gewarnt, das sein geistreicher Spott nicht treffend gegeißelt hätte. Es ist aber auch nichts Unschuldiges und Schönes und keine Tugend dieser Zeit, die Jean Paul nicht erkannt und in rührenden Bildern zu Mustern aufgestellt hätte. Er fand an Allem die lichte und die dunkele Seite heraus, und es gibt wenige Zeitgenossen, die ihre Zeit so fein beobachtet und so richtig gewürdigt haben."

„Es ist wahr, sein weiches Herz schwärmt zuweilen und seine Empfindung leidet nicht selten an übertriebener krankhafter Reizbarkeit; doch überläßt er sich dieser süßen Melancholie nur dann, wann er ungestört für sich empfindet und sie weicht einer tüchtigen männlichen Erhebung sogleich, wenn ihn eine höhere Idee aufruft zu belehren oder zu strafen. Von Natur weich geschaffen,

wird er doch männlich stark durch jede fromme und sittliche Idee, und dann fehlt ihm nie die Leidenschaft der Tugend, die edle Zornesgluth und die rücksichtslose Wahrheitsliebe. Er ist ein Donnergott, wenn er zürnt, eine blutige Geißel, wenn er straft. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß; verkroch sich die Schlauheit in ihre dunkelste Höhle, er legte Feuer daran und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Die ihm angeborene Sanftmuth aber erzeugte in ihm eine Toleranz, wie sie in unserer Zeit sehr selten geworden ist, jene Duldung nämlich, die über alle Parteien hinwegsieht und das Gute überall anerkennt. In dieser Duldung kommt Jean Paul dem großen Herder am meisten gleich. Trotz seines unermeßlich reichen Witzes misbraucht Jean Paul diese gefährliche Waffe doch niemals und seine Gewissenhaftigkeit ist deshalb nicht genug zu rühmen. Keiner hätte solch ein Teufel sein können und Keiner war so ein frommer Engel wie er."

„Auch war es offenbar nur die Liebe, die Überfülle des wärmsten Gemüths, die seine Phantasie beständig elektrisirte. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und ich will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal oder in der Schattenhütte, mitten im Glanze der Welt; du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen." — Er hatte den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Alles glänzte an ihm, weil er Alles mit Liebe ansah, wie der Bräutigam die Braut. Sein ewig loderndes Feuer dämpfte selbst das Alter nicht. Seine Seele war ein Prisma, das überall, im Sumpfe wie auf den Sonnenhöhen des Lebens vielfarbige Regenbogen um sich zauberte, immer gleich bunt, lebhaft, blühend, kräftig. Auf dem geringsten Zettel von ihm über die geringsten Gegenstände haben die Schmetterlingsflügel seiner Phantasie ihren bunten Glanz abgedrückt. Alles gestaltete sich ihm zu einem poetischen Bilde oder zu einer witzigen Antithese. Was ihn nur berührte, entlockte ihm den elektrischen Götterfunken des Genies."

„In allen Werken Jean Paul's tritt ein echt deutscher Zug

charakteristisch hervor: Gutmüthigkeit mit hoher Bildung gepaart, aber unpraktisch und in tausend Verlegenheiten des gemeinen Lebens; es begegnet uns überall darin ein unschuldiger, schüchterner Jüngling (Jean Paul's eigenes Bild) voll Seele, die aber, wie eine Sensitive, vor jeder Berührung zusammenfährt, voll Geist, den er aber nicht, oder nur am unrechten Orte anzubringen weiß; überall spricht in seinen Schriften der Glaube an eine große Menschheit, an einzelne hohe Menschen; überall drängen sich hervor die heiligsten Begriffe von Freundschaft, Liebe, Tugend, wie man sie nur in edlen Jünglingen findet, denen die Welt noch fremd ist. — Mit diesem hohen Glauben, mit diesen hohen Forderungen tritt nun die Jugend in die wirkliche Welt, die den rohen Edelstein zu schleifen bestimmt ist; sie steht immer drohend hinter dem Glücke der Kindheit, sie macht es mit ihren hervorragenden Täuschungen zu einer schmerzlichen Seligkeit. Nichts hat Jean Paul trefflicher geschildert als diesen Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit, nichts zarter gehalten als die Mischung von Rührendem und Lächerlichem, was diese Lage mit sich bringt."

„Es ist etwas unendlich Rührendes um diese treuherzigen Jean Paul'schen Jünglinge, die sich oft so lächerlich machen. Es ist so viel Wahres darin. Sie haben so viel Vorbilder, wenigstens gehabt. Bei frommer und sittlicher Erziehung, bei bescheidener Armuth war diese Jungfräulichkeit einem großen Theile unserer Jugend eigen und ist noch jetzt häufig zu finden. Das kriegerische Element fehlte, keine schmetternde Trompete rief den Jüngling ins öffentliche Leben, keine freudige Lust. Im engen Familienkreise aufgewachsen, an einsame Studien gewiesen, durch die Willkür der Gewalt, durch das Übergewicht der Gunst über das Verdienst, durch die aristokratischen Sitten überall zurückgeschreckt und eingeschüchtert, gutmüthig von Natur und gern im Herkömmlichen ein göttliches Gesetz verehrend, gab es wirklich eine Menge gebildeter, tiefgemüthlicher Jünglinge, die ganz so waren, wie Jean Paul sie und dadurch sich selbst schildert und die wenigstens beweisen, daß die ursprünglich edle deutsche Natur trotz aller Verweichlichung und politischen Entnervung sich doch immer zu behaupten weiß. Unschuld, Scham, richtiges Gefühl für das Große und Schöne, tiefe Scheu vor dem Gemeinen wird immer neu geboren, ist wie von selber da, und gehen diese guten Eigenschaften

auch am Ende in die schlechten des Alters über, werden sie am Ende von der Übermacht der herrschenden Gemeinheit verschlungen, so bedarf es doch nur einer großen Anregung von Außen, um das zarte Gefühl für Scham und Ehre, was lange Zeit, wie bei den Jean Paul'schen Jünglingen nur weiblich, scheu, ja furchtsam erschien, plötzlich in eine männliche Begeisterung und in kriegerischen Zorn zu verwandeln." —

So mögen denn seine Schriften, für Besonnene auch in ihren Fehlern lehrreich, zu geistiger Selbstthätigkeit der Einbildungskraft anreizen, unsere Weltkenntniß vermehren, unsere Weltweisheit steigern; mögen sie in stillen Weiheſtunden genossen, in einem reinen Herzen bewahrt werden und zu ernster Betrachtung und Selbstprüfung erheben; — mögen sie aber auch Jeglichen gegen die leicht erregte Lust nachzuahmen warnen, weil solches immer misglücken würde.

3) Auch Ernst Theodor Amadeus (Wilhelm) Hoffmann (aus Königsberg, 1776—1822) rechnen wir zu den Humoristen, obgleich Jean Paul diesen seinen ehemaligen Schüler und Schützling ganz aufgab, „da sich dessen Humor zum Wahnwitz steigerte und in Deutschland überhaupt die bella donna die Muse ward, und die Lesewelt, gläubig wie das Morgenland, die Verrückten als Heilige verehrte." Hoffmann war, wenn nicht Carricatur, doch ein exaltirtes Original mit „innerm Wurmfraß". Durch die Franzosen aus seinem Amte aus Warschau verjagt, weilte der durch Sorgen, Genüsse und Nachtwachen nervenschwache Mann mehrere Jahre als Musikdirector in Bamberg und Dresden und starb endlich lebensmüde in Berlin. Während Deutschland gegen Frankreich aufstand, brütete er über seinen Phantasiestücken, braute die Elixire des Teufels, kettete die Serapionsbrüder und dichtete seine Nachtstücke; Alles fieberhafte Träume eines kranken Gehirns, das von Todesgedanken gequält, überall leibhaftige Gespenster sah. Menzel nennt ihn das Haupt der neuen dämonischen Schule, den poetischen Pluto, der das finstere Reich im weitesten Umfange beherrscht; er cultivirte von allen Erzählern, die das Schauerliche und Grausige lieben (Apel, Kruse, Weisflog), dieses am meisten; alles Gewöhnliche, Natürliche, Einfache hassend, wurden die Zerrbilder und der Wahnsinn des Lebens sein Lieblingsthema. „Es ist die Poesie der Furcht,"

sagt Menzel, „die allen seinen Werken ein so eigenthümliches Gepräge gibt. Darum war auch der Gehörsinn, der mit dem Sinne der Furcht so nahe verwandt ist, bei ihm in so hohem Grade entwickelt; darum fand sein Ohr überall die geheimnißvollen Töne der Natur wie der Kunst, die unser Innerstes in ein süßes Bangen, oder in einen Schrecken wie von Geisternähe, oder wie von Donner des jüngsten Gerichts versetzen; darum stieg er sogar bis in die Kinderphantasie hinab, um sich poetisch noch einmal an der Kinderfurcht zu weiden. Und doch kann man ihn keiner übertriebenen Weichlichkeit oder weibischen Unmannhaftigkeit beschuldigen; denn seine Hauptwerke beschäftigen sich mit einem Schmerze, mit einer Verzweiflung, mit einer Kühnheit, mit einer Angst der Gedanken und einer Fiebergluth, deren nur der Mann fähig ist. Es ist Krankheit, Überspannung, Wahnsinn, — aber doch immer noch männlich." — Vom Teufel herab bis zur fratzenhaften Kinderpuppe, vom Miston des Lebens, der die Seele zerreißt, bis zum Miston in der Musik, der nur das Ohr schmerzt, war das unermeßliche Reich des Häßlichen, Widrigen, Verletzenden um Hoffmann versammelt, und seine Schilderungen wechselten damit ab, diese quälenden Gegenstände, überhaupt die Qualen einer schönen Seele mit unnachahmlicher Lebhaftigkeit und Wahrheit zu schildern. (Ausgewählte Schriften, Berlin 1828, 10 Bde.)

K. Goethe und Schiller.

In derselben Zeit, als Preußens großer, Friedrich sein Haupt mit unvergänglichem Lorbeer schmückte, mitten unter den Stürmen des schlesischen und siebenjährigen Krieges begann die classische Epoche unserer Poesie und Prosa. Ein großer frischer Geist, eine schöpferische Genialität hatte unsere Literatur durchdrungen und — was dabei vorzüglich hervorzuheben ist — die Begeisterung für Gellert, Haller, Geßner, Lessing, Kleist, Klopstock u. s. w. blieb nicht etwa in den engen Bücherzimmern der Gelehrten eingeschlossen, oder nur in den Prunksälen der Großen heimisch, sondern sie flog vielmehr mitten in das Volk, öffnete die Augen und Ohren der Ungelehrten und hauchte geistige Lust und Leben und Erhebung in die Herzen der gesammten deutschen Jugend. Diese las, was ihr vorkam; sie ahmte nach; man schilderte die Natur nach Haller und Kleist; man machte Fabeln nach Lessing, schrieb Idyllen wie Geßner, sang Lieder wie Gleim, versuchte sich in Hexametern wie Klopstock; man wandelte mit Lust in den kritischen Wäldern Herder's, bewunderte den Laocoon und schwärmte in Wieland's Märchen. Es ist wahrhaft rührend, über diese Begeisterung der Jugend Männer wie den Kanzler Niemeyer und Steffens sprechen zu hören, oder bei E. M. Arndt zu lesen, wie er mit seinen Geschwistern den Rasen am väterlichen Hause in kleine Duodezgärtchen getheilt hatte, von denen jedes den Namen eines berühmten damaligen Dichters trug. Es was eine wirklich poetische Epoche, eine gewaltige Aufregung voll Jugendfrische und freudiger Stärke. Und doch erklang bisher nur die Stimme der

Herolde, die das Volk so aufgeregt; die Dichterfürsten, die wirklichen Volksführer und poetischen Apostel der Deutschen hatten sich noch nicht einmal gezeigt; ja, alle bisherigen sprachlichen Bestrebungen, alle dichterischen Erscheinungen von Bodmer an waren gleichsam nur erst Vorbereitungen, nur vorläufige Kämpfe, siegreiche Vorpostengefechte, um die deutsche Kunst von dem fremden Zwange und Unrathe zu befreien und wenigstens erst national und selbständig zu machen. Der Schweizerkampf gegen Leipzig bezweckte die Vernichtung der uns aufgedrungenen französischen Principien; Haller lag gegen undeutsche Frivolität und Leichtfertigkeit zu Felde; Klopstock beschwor den deutschen Sinn und öffnete die reichen, bisher unbekannten Quellen der heimathlichen Sprache; Lessing brachte die deutsche Kunstkritik zu Tage; Wieland eroberte die Geschmeidigkeit und Feinheit, den Putz und die sprachliche Anmuth; die preußischen Dichter wandten zu einem anmuthigen Kranze alle frühern Dichterblumen und brachten in vollen Schalen, was bisher gewonnen war. Herder that wieder einen Schritt vorwärts und öffnete der geübten Sprache neue poetische Wege und wies auf die jugendliche Volkspoesie hin, welche im Hainbunde dann festen Sitz nahm. Das ganze unerschöpfliche poetische Baumaterial zu dem deutschen Dichtertempel (eine kräftige, biegsame, Alles umfassende, reine, gesangreiche und melodische Sprache, — sichere, geläuterte Kunstansichten, ein unermeßliches Feld von poetischen Anschauungen) lag jetzt fertig da, noch fehlte aber der Baumeister, „der Genius, der sich des Materials in seiner Gesammtheit bemächtigen konnte, der die Sprache vollkommen beherrschte, sodaß ihm auch ihre verborgensten und geheimsten Kräfte dienstbar waren; der Genius, der das poetische Element überall mit nie fehlendem Blicke erkannte, im äußern wie im innern Leben, in der Natur wie im Menschenwerke, im Volke wie im einzelnen Menschenherzen, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, in der Kunst, in der Wissenschaft, in der Ruhe wie in der Leidenschaft des menschlichen Gemüths; — der Genius, der mit nie ermüdender, stets sich erneuernder, jugendkräftiger Schöpfungskraft ausgerüstet, aus dem unerschöpflichen Reichthume poetischer Stoffe, die wie ein stilles Weltmeer vor ihm sich ausbreiten, die vollendetsten Gestalten, die schönsten Formen bilden und — ein

neuer Prometheus — zu selbständigem Leben erwecken konnte!" — Dieser Genius erstand endlich und erschien vereint in Goethe und Schiller, diesen hohen Priestern, die im Allerheiligsten am Altare zu opfern berufen waren.

Beide, aber erst im vereinten Streben, sind eine Sichtbarwerdung des deutschen Geistes in zwei sich einander wechselseitig ersetzenden und ausgleichenden Subjecten. Schillern fehlte Alles, kann man im Allgemeinen sagen, was Goethe besaß, und er besaß Alles, was Goethen fehlte. Was Goethe nicht bot, das reichte Schiller und seine Kränze blühten auf einem andern Felde als die Lorbeeren Goethe's; Schiller's Größe fing da an, wo die Goethe'sche aufhörte; was Goethe's Meisterhand nicht formte und verarbeitete, das bewahrten die Musen als eigene und zweite Hälfte für die begeisterte Hand Schiller's. Beide können daher nur vereint richtig aufgefaßt werden, und wer etwa, nach Gervinus' Urtheile, zwischen diesen beiden Dichtern und ihren Lebensrichtungen ausschließend wählen wollte, der würde sich leichtsinnig zwischen zwei Besitzungen theilen, die nicht Einer erobern konnte, — aber nachdem sie erobert sind, Einer besitzen kann.

Ähnliches hat keine Nation aufzuweisen.

A. Johann Wolfgang v. Goethe

wurde den 28. Aug. 1749 in Frankfurt a/M. unter sehr glücklichen Verhältnissen geboren; er studirte 1765 in Leipzig die Rechte; ging 1770 zu weiterer Ausbildung nach Straßburg, wo er die Bekanntschaft mit Herder machte; wurde 1776 nach Weimar berufen, 1782 geadelt, reiste 1786 nach Italien, trat 1795 in Verbindung mit Schiller und starb den 22. März 1832. (Sämmtliche Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand 1828—1834; auch mit den nachgelassenen Werken 55 Bde.)

Seine Lebensumstände und Bildungsperioden, sowie sein Charakter gehen klar hervor theils aus den Mittheilungen seiner nähern Umgebung (Eckermann, Riemer, Falk, Döring ꝛc.), theils aus seinem Briefwechsel (mit Lavater, Schiller, Zelter, Bettina ꝛc.), — am schönsten aus seiner Autobiographie (aus meinem Leben Dichtung und Wahrheit). Goethe, der sich überall innerhalb sei-

ner Zeit sah, die Einwirkungen, Förderungen und Hemmnisse der Verbindungen beobachtete, der mit seltener Klarheit die Höllenfahrt in die Tiefen des eigenen Ich's anstellte und seine Zeit richtig schätzte, schildert uns in diesem Werke mit antiker Aufrichtigkeit, mit menschlich hoher Allseitigkeit seine individuelle Bildung durch den Gang der öffentlichen Dinge, legt die Entfaltung seines genialen Geistes pragmatisch dar und weist gleichsam die Einwirkung jedes einzelnen Jahres, jedes Mannes, jedes Buchs mit dem offensten Bekenntnisse nach und zeigt, wie er sich selbst und die Menschen gefunden, wie er nach Kampf und Sieg, nach Sturz und Erhebung endlich seliges Selbstgefühl errungen, die Kunst und die Natur lieben, ihre Schönheiten erspähen, ihre Wirkungen auf den Menschen ahnen gelernt habe.

Wenn es wahr ist, daß wir undankbar gegen unsere großen Geister sind, so darf sich Goethe wenigstens nicht darüber beschweren; denn sein erstes Werk wurde mit Enthusiasmus begrüßt und nach 60 Jahren sein letztes mit tiefer Verehrung empfangen; bewundert von Allen, geliebt von Unzähligen, vergöttert von Vielen, ward er freilich auch beneidet, von Manchen angefeindet, von Einzelnen mit Schmähungen verfolgt (Menzel); er theilte hierin nur das Loos der größten Menschen aller Zeiten und Völker.

Goethe gehört noch nicht völlig der Geschichte an; erst die noch spätere Nachwelt wird ihn vollkommen zu würdigen vermögen; darin werden aber alle gerechten Urtheile der Gegenwart wie die der spätesten Zeit übereinstimmen, daß Jahrhunderte vergehen können, ehe Jemand wieder ersteht, der ihm gleich käme oder überträfe in den strahlenden Eigenschaften als Dichter, in der Tiefe seines Gefühls und seiner schöpferischen Kraft, in dem Reichthume seiner Anschauung, in der Glut der Phantasie, in dem Adel der Gedanken, der Herrschaft über jegliche Form, in der Schärfe seines Verstandes, in der Feinheit seines Geschmacks, in der vollendeten Harmonie seiner Sprache, in der poetischen Auffassung und der künstlerischen Vollendung. Unter allen Vorzügen dieses dichterischen Genies glänzt zunächst wol sein eminentes Übergewicht in der Form, seine schöpferische Aus- und Durchbildung des poetischen Stoffes, ähnlich dem Raphael, dessen Größe, bei aller sonstigen Herrlichkeit seines prachtvollen Colorits und seiner naturgetreuen Zeichnung, vorzüglich in seinen Compositionen zu

suchen ist. Nächst dieser Form wirkt Goethe durch ein zweites Zaubermittel auf uns ein, durch seine Objectivität.

Wie Goethe das unmittelbare Bedürfniß hatte, sich durch eigenes Anschauen zu unterrichten; — wie ihm todte Büchertradition, das bloße Wort nichts war als ein hohler, leerer Schall und er immer gleich der Anschauung begehrte; — wie er wissenschaftliche und Kunstkenntnisse nicht aus Compendien, sondern durch handanlegende Praxis, z. B. Mineralogie, Botanik, Geologie in der Natur selbst, Anatomie und Osteologie auf dem anatomischen Theater, plastische Kunst an der Natur, an Modellen und Antiken erlernte, so gegenständlich oder objectiv er also in seinen Studien war, ebenso objectiv war er auch in seinem Dichten. Er dachte nicht in und mit Worten, sondern mit den Gegenständen, mit den sinnlichen Objecten selber drückte er geistige Verhältnisse und Empfindungen aus. Wie der Maler gleich mit Formen und Farben, der Musiker mit Tönen und Rhythmen sein Gedachtes und Empfundenes für Aug und Ohr und dadurch für den innern Sinn hinstellt, dem Verstande es überlassend, sich es in seine Wort- und Begriffssprache zu übersetzen, so ist auch Goethe's Dichtung, Trope, Parabel, Symbol, Allegorie, Mythus das nahrhafte Fleisch, das den Knochenbau des Begriffs, das den trockenen Fruchtkern des Gedankens bekleidet, ihm den sinnlichen Reiz und den geistigen Wohlgeschmack verleiht; es ist das Mittel, wodurch nicht des Dichters Person, sondern die Welt mit uns redet, auf uns eindringt, Sinne und Geist zugleich umfängt und sättigt.

Goethe erklärt sich in den Eckermann'schen Gesprächen selbst darüber: „Die Welt ist so groß und das Reich des Lebens so mannichfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, d. h. die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein specieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt; alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte; sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden." — Aus diesem Grunde sind auch alle Gedichte Goethe's zugleich nur Bruchstücke eines Lebensbekenntnisses, Ergänzungen seiner Biographie und alle seine Werke nur Commentare zu seinem Leben. Er hatte die unabweisbare Richtung, was ihn erfreute, quälte, beschäftigte, in ein Bild, in ein

Gedicht zu verwandeln, und gerade dieser Trieb, dieser mächtige Drang ist's, der Goethen zu dem wahren und großen Dichter machte. Was Goethe dem Tasso sagen läßt, gilt von ihm selber:

Wenn ich nicht denken oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstlichste Gewebʼ entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinem Sarg sich eingeschlossen.
O gebʼ ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerthen Wurms:
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten. —

Wol griffen vor ihm alle übrigen Dichter auch nach Stoffen, wodurch sie beschäftigt und aufgeregt wurden; aber kein anderer stand jedes Mal so tief in und so hoch über dem, was er befang, als Goethe; nicht jeder empfand, wie Goethe von sich sagt, seine innere Bewegung immer als eine Qual und den Drang, erst durch ein Gedicht mit sich und seinen Erlebnissen abzuschließen; keiner konnte solche Bürgschaft mitbringen, daß der Gegenstand seines Interesses die menschliche Natur mächtig zu ergreifen wirklich fähig war. Wenn die meisten Dichter mit ihren Empfindungen häufig nur spielten, oft allzu sehr Herr ihrer Gefühle und also weit entfernt waren, daß ihre Empfindungen sie quälten; — oder wenn noch andere, z. B. Klopstock, allzu sehr davon beherrscht, zu tief erschüttert wurden und darüber allen realen Grund und Boden verloren; — so stand Goethe, mitten in Empfindung, von der er dichtete, zwar gefangen, aber er stand am Rande der durchlebten Erfahrung, zum Abschluß fertig, zur Bewältigung gekräftigt, im sonnenlichten Bewußtsein, ehe er ans poetische Werk ging. Daher strömte denn auch in seine poetischen Dichtungen jene ruhige Tiefe und Wahrheit, die unbegreiflich ist, wie die Natur selbst; jenes Gleichmaß in der Bewegung des Lebens, das er uns vorführt; jene Leichtigkeit seiner Schilderungen, die bei dem Leser alle Gedanken an die Schwierigkeit und Größe der Kunst entfernt hält.

Außerdem im Besitze einer italienischen Sinnesart, die sich jeden unangenehmen Eindruck fern zu halten sucht, lagerte er sich

allen äußern Erscheinungen gegenüber als ruhiger Beobachter; wenn es draußen noch so wunderlich und wild herging, unter allen Zerstreuungen des Lebens umfing ihn Frieden. Dadurch war es ihm möglich, auch seinen Dichtungen jene versöhnte, friedliche Natur entgegenzubringen, die nichts Häßliches und Störendes von der Außenwelt mochte, die ihre Hemmungen umging, die jede Sorge und Ängstlichkeit abwarf. Eine Scene auf seiner italienischen Reise, wie Gervinus erzählt, die ihm Verhaftung und Unannehmlichkeit drohte und jeden Andern empörte, verwandelte sich vor seiner Einbildungskraft in eine komische Scene auf dem Theater; alle Personen seiner Bekanntschaft wurden ihm Acteure, um gelegentlich seinen Dramen einverleibt zu werden; sobald er die Wohnung seines gastlichen Schusters in Dresden betrat, erkannte er in ihr die Bilder von Ostade; wie er mit dem Pfarrhause in Sesenheim bekannt wurde, sah er sich in den Kreis des Vicar von Wakefield versetzt; eine rohe Studentenversammlung, die den übrigen Begleitern alle Laune verdarb, gab ihm die Masken zu seinen Fastnachtsspielen; — selbst seine einsamen Reflexionen wurden dialogische Selbstgespräche.

Seine poetische Proteusnatur, welche, eben der unerhörten Beweglichkeit wegen, der öffentlichen Meinung viel zu schaffen machte, spielte und wechselte wie Rollen alle Gegensätze des menschlichen Wesens: Antikes und Modernes, Ideales und Reales, Natur und Geist; sie verwandelte sich vor jedem Geschmacke, vor allen Gegenständen, Formen, Gattungen und Epochen; sein Sinn war für das Heterogenste in jedem Augenblicke empfänglich und vermochte bis zur höchsten Selbstverleugnung und mit der größten Leichtigkeit in Fremdes einzugehen und auch fremde Darstellungsarten sich anzueignen. Wer traf den Ton des Volksliedes wie Goethe, wer verstand Hans Sachsens Manier so gut wie er? In Götz erkennt man den Shakspeare, in den Vögeln den Aristophanes, in der Iphigenia den griechischen Tragiker, in Hermann und Dorothea den Homer, in den römischen Elegien den Properz, in den Epigrammen den Martial. Goethe schöpfte mit bewunderungswürdiger Grazie und Leichtigkeit aus jeder Quelle, schweifte freibeutend über das ganze Gebiet der Dichtkunst und, obgleich vorzugsweise auf das Epos hingewiesen, umgaukelte jede Dichtungsart, nach ihrem Honig suchend, und verließ sie, wenn

derselbe gefunden war. Sein hoher Dichterbaum trieb Wurzel im grauesten Alterthume wie im heimathlichen Boden der Gegenwart; er nahm seine Nahrung aus vaterländischer Luft und hing mit seinen reichen Blüthenzweigen hinüber am griechischen Gestade und im Morgenlande; — und dennoch blieb Goethe in allen Nachbildungen immer ein selbständiges, ein echt deutsches Dichteroriginal.

Alle seine Werke sind deutsch, nicht blos der Sprache wegen, sondern weil echt deutsche Gesinnung und reines, unverfälschtes Heimathsgefühl in ihnen waltet. Das Erhabene in deutscher Baukunst begeisterte den Jüngling; mit Hingebung und Liebe hing er an der deutschen Biederkeit und Mannhaftigkeit im Götz; es ergötzte ihn die Lust der glücklichsten Bürgerzeit und ihre Schwänke und Fastnachtsspiele wurden von ihm verjüngt; deutsche Bürgertugend, Häuslichkeit und fromme Liebe malte er in seinem Hermann, — kurz, was man unserm Volke nachrühmt: die Weltbürgerlichkeit mit ihrem geräumigen Herzen für alle Völker und zugleich mit ihrem Vaterlandssinne, den Tiefblick in das menschliche Gemüth, das frohe Umherschauen in Natur und Welt, den männlichen Ernst und die jugendliche Lust, die gutmüthige, versöhnende Milde bei Schwächen, die immer glühende Kunstliebe, das stets wachsende wissenschaftliche Streben, vor Allem das moralisch tiefe Gefühl, — das vereinigte Goethe in sich zu einem köstlichen Inbegriffe des deutschen Lebens in Kunst und Wissenschaft. Liegt doch, um nur das Letzte besonders hervorzuheben, seinen sämmtlichen poetischen Werken, als einem Ganzen, als dem Resultate seiner dichterischen Schöpferkraft eine großartige ethische Idee zum Grunde: der sittliche Kampf, den jeder Mensch als ein beschränktes Wesen in verschiedenen Richtungen und Erscheinungen zu bestehen hat. Wie Goethe in der Wirklichkeit im möglichst längsten Erdenleben ein vollendetes Menschenleben durchschnitt, so durchwanderte er es auch in seinen Werken, in der Darstellung jenes Kampfes, dieser höchsten und schönsten Aufgabe jedes Menschen, nämlich: „daß der Mensch überhaupt zum Ringen und Kämpfen, zur Anstrengung seiner höchsten Kraft, zur schaffenden Thätigkeit geboren sei, bringt Faust, dieses unergründliche Bild voll innern Erscheinungen und buntester Äußerlichkeit zur erschrecklichsten Wahrheit; Werther ver-

sinnlicht den furchtbaren Kampf zwischen der Wärme des Ideals und der Kälte der Wirklichkeit, zwischen den tief innersten Neigungen und dem äußern gesellschaftlichen Zwange, und wie der Untergang erfolgen müsse, wofern nicht versöhnende Ausgleichung dazwischen tritt; im Meister treten die Anforderungen der Kunst mit den Pflichten des Alltagslebens in Streit; in den Wahlverwandtschaften erscheint die Macht geheimer Naturgesetze und die dadurch erzeugten Licht- und Schattenseiten des Lebens; im Götz und Egmont kämpft die absterbende Vergangenheit mit der aufblühenden Zukunft, die veraltete Machtwillkür des Greises mit der Allmacht des hochstrebenden Jünglings, — und alle übrigen größern oder kleinern Werke reihen sich an die genannten als ebenso viele Nüanzen der Durchführung jener einen großen Idee. Durch diese ethische Seite bekommen die Goethe'schen Schriften die höchste moralische, deutsche Würde und Einheit.

Könnte und wollte man ihm hierbei einen leisen Vorwurf machen, so wäre es der, daß er sich, bei aller seiner sonstigen sittlichen Höhe, in seinen Gedichten leider eine religiöse Welt schuf, in der es etwas seltsam aussah; der echt christlichen Welt blieb er gar zu fern; er ist ihr eigentlich auch nicht einmal nahe gekommen, am wenigsten in seinem Faust, wo diese ihm doch so nahe lag. Dieser Mangel der Kenntniß der Christusreligion, d. h. der Religion der sittlichen Vollendung, welche in der Liebe wurzelt, der Religion der Sehnsucht, des lebenschaffenden Todes, des väterlichen Gottes, wie ihn Christus uns in heiliger Einfalt offenbarte, thut seiner Universalität einigen Eintrag. Goethe hat alle Tempel der menschlichen Weisheit betreten, alle Gebiete der Empfindung mit untrüglichstem Selbstbewußtsein durchstreift; aber das Reich Christi hat er verschmäht zu schauen und zu durchwandern. Ist Goethe nach dem Ausdrucke seiner größten Verehrer selbst ein Gott! — so ist er ein heidnischer, dem man jene antike Schönheit und Erhabenheit nicht absprechen kann, die ihm eines Phidias oder Praxiteles Meisterhände verliehen. Merkwürdig in dieser Beziehung ist eine Stelle aus seiner Biographie, wo er von dem Beisammensein mit dem frommen, zelotischen Erzvater Lavater spricht: „Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proselyten auserseh, starr und verstockt, und dieses war um so mehr mein Fall, als

Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Christ oder Atheist!" Ich erklärte darauf, daß, wenn er mir mein Christenthum nicht lassen wollte, wie ich es bisher gehabt hatte, so könnte ich mich auch wol zum Atheismus entschließen, zumal da ich sähe, daß Niemand recht wisse, was Beides eigentlich heißen sollte."

Als Lyriker ist Goethe ein Vorbild der Dichter aller Nationen. Sein eigenthümlichstes Talent, das Schöne überall herauszufinden und aufzufassen, beurkundet sich nirgend so wie hier; seine Lieder sind ein magisch erleuchteter Bildersaal seines innern Lebens; einzelne Augenblicke werden malerisch verkörpert, oft nur in leichten Umrissen angedeutet, oft als Träume und Visionen, als Räthsel und Prophezeihungen hingestellt. Da Goethe der Mensch immer scharf von Goethe dem Dichter zu trennen ist und sein äußeres Leben als ein moralisches Ganze zu dem für sich bestehenden Ganzen seiner Dichtungen keine directe Beziehungen hat; — und obgleich er, wie wir weiterhin sehen werden, im Laufe seines langen Lebens auf die vielseitigste Weise eingewirkt hat, während er sich doch mit dem vollsten Bewußtsein den höchsten Interessen seiner Nation fern hielt, — so ist Goethe, auch in dem kleinsten Gedichtchen, immer was er sein will, nur nie er selbst, immer der wunderbare Proteus, der sich nie in seiner wahren Gestalt aus dem einfachen Grunde zeigt, weil er eine schönere im Reiche der Dichtkunst fand. Aber gerade diese göttliche Gabe (der Objectivität), alles Einzelne so aufzufassen, so darzustellen, wie es sich durchaus offenbart, — dieses wunderbare Talent, jedem Dinge durch seine Lyra den Reiz der subjectiven Empfindung zu geben, fesselt alle Gemüther; Jeder findet sein Ich wie in einem Spiegel dort wieder. Dazu half mit sein tiefer, ausforschender Blick in die Natur; ohne ängstliche Wahl der Farben für das Gemälde spricht er seine Empfindungen aus, und unwillkürlich gesellen sich auch schon mit nie täuschendem Gefühle die Umgebungen zu ihnen, in welchen sie sich am vortheilhaftesten ausnehmen, und in denen sich eine solche Gemüthsstimmung vor Allem gefallen muß. In seinem „Künstlers Abendlied, Wiederfinden, Elemente, Zueignung" — welche Zartheit der Gedanken! und mit welcher Klarheit und Lebendigkeit bringen diese Lieder uns das Treiben und Wirken des schaffenden

Künstlers dadurch vor Augen, daß sie immer auf die Natur zurückkommen, weil in ihr die unermeßliche, immer wirkende Schöpfungskraft lebt, die im Dichter zur Offenbarung gelangt. — In allen seinen lyrischen Ergüssen strahlt neben hoher Begeisterung eine leidenschaftslose, weise, durch keine irdischen Verhältnisse beengte Lebensansicht, welche alle dunkeln Punkte des Lebens in mildem Lichte erscheinen läßt. Seine Lyra tönt auf vielerlei Weise: sie singt bald stille Freude, bald rauscht sie in höchster Lust; hier fordert sie muthig zum Kampfe, dort zur Besänftigung auf; hier zittert sie in leichtem Schwunge und lockt zum wirbelndem Tanze, dort schweben ihre Harmonien mit himmlischem Fluge über den großen Verhältnissen des Göttlichen; bald ist der Sänger sentimental, aber kerngesund und weich bei männlicher Kraft (z. B. Neue Liebe, Neues Leben, Rastlose Liebe, Willkommen und Abschied); bald ist er der natürliche, einfache, echte Volkssänger (z. B. Schäfers Klagelied, Trost in Thränen, Jägers Abendlied, Blumengruß, Nachtgesang ꝛc.). Niemand hat so sehr wie Goethe das deutsche Volkslied erneuet, so einfach wie dieses empfunden, so unendlichen Raum für die Musik gegeben, so wenig sich von Vers und Reim in melodischem Flusse der Empfindung stören lassen. Wir haben nichts Lyrisches als unser Volkslied, was so, wie Goethe's Jugendlieder, Alles mit Bildern beleben, allen Gedanken Gestalt zu geben wüßte, was ohne schwere Zurüstung so Vieles in so einfacher Weise sagte, was so mächtige Leidenschaften aufhüllte und doch in einer reinen Natur so beschwichtigte. Er hat das Naturlied geadelt, sagt Gervinus. Wie dem Musiker eine Melodie, so stellte sich ihm oft des Nachts ungerufen, unwillkürlich, ohne bestimmten Anlaß und Erregung ein Lied ein, daß er sich hersagte und oft vergaß, oft wie einen flatternden Schmetterling haschte und auf sein Pult heftete. Die Schwierigkeiten der Form kannte er nicht, und wo er sie kannte, da übersprang er sie.

Seine Hymnen, zwar in griechischem Geiste empfangen, aber aus deutschem Herzen geboren, zeichnen sich aus durch den Parallelismus der Gedanken und Anschauungen nach Art der biblischen Psalmen, und sind also von doppeltem und neuem Glanze, theils durch das Ebenmaß der Gedanken, theils durch metrische Form und rhythmischen Wohlklang und erscheinen durch beide

Vorzüge ebenso originell als ergreifend (z. B. Grenzen der Menschheit, das Göttliche, meine Göttin, Prometheus, Lied der Parzen, Gesang der Geister über den Wassern, Wanderers Sturmlied, Mahomed's Gesang ꝛc.). Auch in der Elegie ging er den alten und doch völlig neuen Weg; Goethe nahm die Elegie nicht blos als Lied der Wehmuth, er griff weiter und erkannte mit griechischen Augen und Ohren den Charakter der Elegie nicht sowol in dem Inhalte, als vielmehr in der Form. Um ein gemischtes Gefühl, den Schmerz und die Freude, die Höhe und Tiefe der Empfindung, das Steigen und Fallen der Lust, den Strom und die Hemmung in einer charakteristischen Form zur Schau zu stellen, erfand der Grieche ein eigenes Versmaß, das elegische, das aus einem Hexameter und Pentameter bestehende Distichon, dessen Geist unser Schiller malt:

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab! —

Der Umfang, die Fülle, die Verschiedenheit und die Pracht des Hexameters, der veränderte und wechselnde Tritt des Tanzes seiner Sylben, dabei wieder sein langsam feierlicher Gang, seine Hoheit, sein Aufschwung, — und andererseits die Milde, das Ruhige im hemmenden Pentameter, das Besänftigende durch zwiefaches Verweilen und Anhalten (Cäsur) ein herrlicher Bund, eine Art Ehe, wie es Herder nennt, in welcher dem Heldenmanne eine Heldenjungfrau sich zugesellt, jenem gleichsam entnommen, aber mit ausgezeichneterm Tanze in leichterer Grazie ihm zugehörig; eine Ehe, in welcher sich Hoheit und Milde, Pracht und Gefälligkeit, in Empfindungen gleichsam Freud und Leid sich paaren. — Jedes lyrische Gedicht in diesem elegischen Versmaße, in diesem weichen, immer wieder hinabsinkenden Tone dieses Metrums hieß auch bei Goethe eine Elegie. Welche Milde, welche Wehmuth, welche Verschmelzung zwischen Antikem und Modernem in Bildern und Gedanken, in Gefühl und Darstellung lebt in seinen römischen Elegien, in seinem Alexis und Dora. — In seinen Idyllen (z. B. der neue Pausias nnd sein Blumenmädchen, der Wanderer u. s. w.) welche Anmuth, Wahrheit und Innigkeit! — in seinen Epigrammen welche attische Laune und tiefe Lebensweisheit, welch stechender Witz, welche markige Beredtsamkeit, die selbst den Leser fesselt, der die Goethe'sche Lebensan-

sicht gerade nicht theilt. Und wie viele, wie unendlich viele Gedichte, die man gar nicht unter irgend einem gangbaren Titel der Poetik bringen kann; aber alle die Hunderte von Gedichten schmückt die reinste Jungfräulichkeit unserer Sprache, die schönste Gestaltung, das vollendetste Ebenmaß, der einschmeichelndste Wohllaut, die durchsichtigste Einfachheit, die im Gefühle ihrer Würde um keinen Sprachschmuck buhlt.

Als Dramatiker gilt von Goethe Shakspeare's Ausspruch im Hamlet: „Er ist ein Mann, nehmt Alles nur in Allem! Ich werde nimmer seines Gleichen sehn." Er griff mit kräftigster Hand in das vollste Leben und stellte den von ihm erwählten Gegenstand in hellster Klarheit hin, verschönert durch ein poetisches Gewand, aber doch in treffendster Wirklichkeit. Seine Charaktere sind poetisch wahr, nach den gegebenen Verhältnissen denkbar, psychologisch richtig und consequent durchgeführt. Diese Wahrheit bleibt die größte Lichtseite der Goethe'schen Dramen: treuer, feiner malte noch Keiner die Menschen in ihren mannichfachen Erscheinungen; welcher Zusammenhang in dem innern Leben der handelnden Personen, welcher vollendete Guß in makelloseſter Form! Dazu gesellt sich dieselbe Richtigkeit in Anordnung und Stellung der Massen und Verhältnisse zueinander; überall tritt das reine, wahre Motiv, die strengste Nothwendigkeit der Folgen hervor; es entsteht ein vollkommen harmonisches Kunstwerk durch das Gesammtwirken aller Theile auf einander. Auch hat Goethe jegliche dramatische Form behandelt; er beschenkte uns mit Dramen, in deren jedem ein anderer Geist wehet und deren jedes von dem andern so verschieden ist, daß man kaum denselben Meister darin vermuthen sollte. In Götz waltet die durch Shaspeare in dem verwandten Geiste angeregte Begeisterung; ein großartiger historischer Sinn wehet durch das Ganze; der Dialog entwickelt sich nach Lessing'schen Grundsätzen der Natürlichkeit; treuherzige, altdeutsche Einfalt, Kraft und Kernhaftigkeit sind der Grundton und das Ganze, so wild und kühn und bunt es uns auch entgegenkommen mag, steht doch voll imponirender Einheit wie die Riesenmasse des straßburger Münster. Egmont, mehr den Süden athmend, wird bei aller Wahrheit doch von einem phantastischen Lichte beleuchtet; es ist ein romantisch-historisches Schauspiel mit erschütterndem Pathos und unübertoffenen Volksscenen und bleibt ein prangendes

Denkmal für die Geschichte jener Zeit. In der Iphigenia, ganz im ruhigen, klaren Geiste der antiken Tragödie und griechischen Idealität, trat Goethe mit Euripides siegreich in die Schranken und übertraf sein Vorbild in Anlage und Durchführung. Tasso dagegen voll italienischer Milde trat als ein bewunderungswürdiges Charaktergemälde und als ein dramatisches Portrait seines eigenen Ich's ins Leben. Gegen die dramatische Theodicee, den labyrinthischen Faust hat keine Nation etwas Ähnliches aufzuweisen, gegen dieses religiös-didaktische Riesendrama, das absichtlich weit hinausgeht über den engen Raum der Schaubühne, oft blos Scenen voll Schilderungen von Faust's innern Zuständen, Stimmungen und Entwickelungen enthält; dann wieder geistreiche und bedeutsame Auftritte enthält, oft nur flüchtige Skizzen, oft Scenen voll höchster drastischer Kraft; um den Goethe'schen Faust unverstümmelt aufzuführen, müßte man Faust's Zauberstab besitzen. — Die natürliche Tochter bringt gleichsam die Vereinigung des Mais und des Septembers, der farbigsten Blüthe und der süßesten Frucht; da paart sich Kraft und Zartheit, Leidenschaft und Ruhe, Phantasie und Wahrheit. Nicht minder verschieden sind seine Lustspiele. Die Mitschuldigen, die Laune des Verliebten erstanden nach französischen Vorbildern; die Stella haucht südliche Glut, die Geschwister athmen deutsche Innigkeit; Erwin und Elmire ergötzen durch ihre romantische Schwärmerei, der Jahrmarkt von Plundersweilern durch seine barocke Laune, der Triumph der Empfindsamkeit durch seine geistreiche Verspottung der Goethe'schen Nachahmer. Wer möchte aus und in allen diesen Werken eine Familienähnlichkeit, in allen diesen Kindern die Züge eines und desselben Vaters herausfinden? Und dazu gesellen sich noch die Singspiele und Dramolets, die phantastische Lila, die seltsame Claudine, die idyllische Jery und Bäteli, die komische italienische Oper Scherz, List, Rache.

Obgleich Goethe meinte, daß epische Dichtungen eigentlich abseits von ihm lägen, so war er doch gerade als Epiker erst der vollendete Meister und zu dem Epos vorzugsweise ausersehen. Seine Fabeln, Parabeln und Paramythien (Adler und Taube, Fuchs und Kranich, Fröschlein, Nektartropfen ꝛc.) sind ebenso freundliche, als wahre und sichere Lehrerinnen, wie es in

der Welt geht oder gehen kann und soll, und wie das Übersinnliche im Sinnlichen, das Ewige, Göttliche, Heilige sich in der Natur abspiegelt und offenbart. Die Ballade hat kein Dichter so tief erfaßt wie Goethe. Die Ballade correspondirt, nach Echtermeyer's geistreicher Auseinandersetzung, dem mythischen Kreise; sie ist das lyrische Fortleben des natürlich bestimmten Volksgeistes, der als eigenthümlicher Genius durch alle geschichtliche Bewegung hindurch sich erhält, wodurch dieses Volk dieses ist und bleibt und von andern sich ewig unterscheidet. Darum heißt es von unsern nationalen Sagen und volksthümlichen Märchen:

Von allen Bergen schießet
Der heil'ge Strom daher,
Durch alle Tiefen fließet
Er in ein stilles Meer.

Das Meer, das hat ein Ende,
Wo deutsches Wort verklingt,
Und wo die Sonnenwende
Des Geist's ist, der dies Volk durchdringt.

Der Wunderborn der Sage,
Der heiligen Volksdichtungen,
Er ist an einem Tage
Mit unserm Volk entsprungen.

Mit ihm herabgekommen
Jahrtausend lang bis heut,
Sah seine Nächt' und Sonnen
In Lieb und Leid, in Fried und Streit.

Und Blumenau und Hügel,
Bergfirn und Wunderthal
Nimmt in sich auf sein Spiegel
Und trägt sie allzumal.

Die Männer, so da wandelten
Am Ufer auf und nieder,
Die Helden, so da handelten,
Er bringt sie spätern Tagen wieder.

Er rauschet von den Bergen
Mit ihrer Geisterzungen,
Von Riesen und von Zwergen
Und wer damit gerungen.

Von Wonne bald und Grauen
Rauscht er vergangner Zeit
Und klingt durch alle Gauen
Der Helden Lieb' und Lob und Leid.

Zum großen Meere strebet
Jedweder Tropfen fort,
Und auf den Wassern schwebet
Der Geist des Volkes dort.

Still, uralt, einsam, mächtig
Als wie im Mondschein zieh'n
Der Elfen Reigen nächtig:
So zieht er auf den Wassern hin. u. s. w.

Man kann den Geist des Volks nach dieser Seite auch das Volksgemüth, den Naturgeist des Volks nennen; es ist die träumende Seele des Volkes, die Nachtseite des Bewußtseins, sein Gewissen vor und nach der That. Dieser Geist entfaltet sich nicht handelnd und denkend, sondern verhält sich leidend, empfindend; dieser Geist unterliegt entweder den Wirkungen und Phänomenen der äußern Natur als höhern Gewalten, oder fällt als natürlicher Wille — im Gegensatz gegen den freien sittlichen Willen — den dunkeln Trieben und wüsten Leidenschaften der Furcht, des Zorns, der Rache u. s. w. anheim und wird von ihrer Bewegung verschlungen. Die Ballade nun ist die Fortsetzung von den alten Volkssagen und Mythen, der uralten heidnischen Volksvorstellungen und Phantasien über die Natur und deren elementarische Mächte; sie enthält die Wunder- und Dämonenwelt des Volsaberglaubens und daher ist eben das Wunderbare und Dämonische, das Mysteriöse, Düstere und Tragische ein wesentlicher Bestandtheil jeder Ballade; ihre Form muß dem dumpfen Weben des von der Natur noch nicht befreiten Geistes entsprechen. Goethe ist der unübertroffene Meister in der Ballade. In allen diesen Dichtungen (z. B. Erlkönig, Fischer, Todtentanz, getreue Eckard, Zauberlehrling, Schatzgräber, wandelnde Glocke) malt er den Geist in seiner Unfreiheit und seiner Abhängigkeit von der ihm fremd, geheimnißvoll und dämonisch gegenüberstehenden Natur, oder von dunkeln und unwillkürlichen Seelenregungen. Er stellt diese dämonische Wunderwelt des Volksaberglaubens so wahr und kunstreich dar, daß er uns zwingt, in

der Phantasie und Empfindung doch Zustände zu durchleben, denen wir durch unsere Bildung längst entwachsen sind und er bestätigt dadurch selbst die Wahrheit des Mottos, welches er an die Spitze der epischen Lieder setzte: „Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr.“ Da waltet die klarste, edelste Einfalt des Erzählers, eine gänzliche Selbstverleugnung des schaffenden Gemüths, eine geheimnißvolle Tiefe; welche sinnliche Vergegenwärtigung durch Heranrücken der Scene mit Hülfe eines echt dramatischen Dialogs; — welches glückliche Ergreifen der Naturelemente der Sprache, der Metrik, der bildlichen Worte, des frappanten Rhythmus, der markigen Kürze; — und wie klingt in allen diesen Goethe'schen Balladen zuerst wieder der reine Ton der wahren Volkspoesie! — Im wirklichen Epos darf Goethe sich kühn an die Seite der vorzüglichsten Dichter des Alterthums stellen. Sein Hermann und Dorothea, eine Familiengeschichte in epischer Form und doch im erhabensten Naturstyle, ist ein Liebling der Nation geworden, weil er ganz aus der Anschauung des Volkslebens genommen ist. Dasselbe Lob gebührt seinen drei Romanen, von denen jeder in einem andern Geiste und Tone geschrieben ist, seinem sentimentalen Werther mit der vollen Glut seiner jugendlichen Seele, seinem epischen Wilhelm Meister und den tragischen Wahlverwandtschaften mit der Weltanschauung eines gereiften Mannes, der mitten in den Verhältnissen und Erscheinungen seiner Zeit lebt; diese Dichtungen sind ein klarer Spiegel des allseitigsten Lebens, aller Stände, jeglichen Alters und der vielfachen Verwickelungen, worin Jeder Anklänge aus dem eigenen Leben findet. — Selbst seine kleinern Erzählungen und Schildereien (z. B. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Wilhelm Meisters Wanderjahre, Hans Sachsens Sendung ꝛc.) sind blühende Geschöpfe eines reichen, unerschöpflichen Bodens. Und in welcher Sprache erscheinen diese epischen Darstellungen! Man vergleicht sie wol mit einem tiefen und klaren Strome, der in ruhiger Durchsichtigkeit und mit ungehemmtem Laufe sich ergießt, — mit einem schönen Körper, der eine schöne Seele einschließt; Goethe ist überall in seinem Ausdrucke so einfach und doch nicht trocken, so zierlich und doch nicht gesucht, so wahr und doch nicht gekünstelt, so beredt und doch nicht prunkend.

Es gibt wol kaum einen Schriftsteller, sagt H. Steffens in seiner Biographie, der wie Goethe, einem mächtigen Staate ähnlich, sich entwickelte, der in allen Richtungen seines Daseins eigene Epochen bildete, die ihre überschwengliche Jugend, ihren hellen Glanzpunkt und ihre allmälig hervortretenden Beschränkungen enthielten. Aus dem Gange seines Lebens darf man keine Entwickelungsstufe ausschließen. Selbst die späteste, scheinbar zurücktretende behält, wenn man dieses große Dasein betrachtet, ihre eigenthümliche Bedeutung. Schon beim ersten Auftreten elektrisirte Goethe mit einem Schlage die ganze Gestalt unserer Literatur und blieb 50 Jahre lang — in der Folge in der Verbindung mit Schiller — der Centralpunkt, von welchem die verschiedene Gestaltung unsers ästhetischen Wesens ihre Richtung genommen hat. Wie die sämmtliche damalige Jugend von den wühlenden und reformatorischen Bestrebungen ergriffen war, so durchglühete auch den genialen jungen Frankfurter der Druck des Staates, der geselligen, religiösen, sittlichen und ästhetischen Beziehungen und wie Jeder das Signal, welches Friedrich II. gegeben, als einen persönlichen Aufruf für sich vernahm, in seinem Kreise mitzuhelfen, so tönte auch in Goethe's heißem Herzen das Wort der Auferstehung mit lebenerweckender Kraft: die Haut für die allgemeine Glückseligkeit daranzusetzen, wie es im Götz von Berlichingen heißt, das wäre ein Leben! Es erschien sein Götz und Werther (1773 und 1774), ganz revolutionär und doch voll Mäßigung und auf jeder Seite ein Zeugniß des Dichters, wie gerade er geschaffen war, sich mitten in gährende, wilde Stoffe zu stürzen, um sie zu bändigen, geschaffen, den Geist seiner unruhigen Zeit und die großen Begebenheiten in ihr poetisch zu bilden und sich mit selbständiger Herrschaft in die innern Beschäftigungen und in den Mittelpunkt der die Welt aufregenden Ideen festzusetzen. Die Wirkungen beider Gedichte waren nach den verschiedensten Richtungen wahrhaft unaussprechlich; sie machten den Weg durch ganz Europa und wo sie erschienen, zog die gährende Umwandlung nach und der weltverbessernde Muth. Götz, ein deutscher kräftiger Biedermann in anarchischen Tagen, versinnlicht den Riesenkampf der abgelebten Principien einer alten ehrwürdigen Zeit gegen die jugendlichen Bestrebungen einer anbrechenden Periode; er war ein voller sicherer Griff in die gewal-

tige Zeit unsers in vielfachem Drucke schmachtenden, nach Entfesselung ringenden Volkes; er tönte wie ein Volksorakel, das jeder nachfolgenden Bewegung in unserm Nationalleben zum Muster dienen mußte und er tönte um so verständlicher und kräftiger, da Goethe uns nicht nur in den Kreis der verschiedenen Stände, sondern auch in den Redeton und den Styl der untergegangenen Zeit versetzte. — Im Werther beleuchtete der jugendliche Dichter den Kampf in den engern Kreisen des Hauses und den geselligen Verhältnissen, den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, den Zwiespalt zwischen dem Gefühle und dem gesellschaftlichen Zwange, den nothwendigen Untergang des Einen, wofern nicht Versöhnung und Ausgleichung erfolgt. Werther war das lebensvolle Bild der schwachmüthigen Charaktere, denen alles Bestehende ein Hinderniß ist, die in der Kunst die nothwendige Regel, in der Wissenschaft den bindenden Grundsatz, in dem Hause das ehrwürdige Herkommen, in der bürgerlichen Gesellschaft das ordnende Gesetz verspotten, die gegen jegliche Sitte und beengenden Anstand streiten, die Krieg gegen alle Welt führen, die nur für das Naturleben schwärmen, nur sich selbst leben wollen, — und in solchen Elementen, bei solchen Liebhabereien, bei solchen unbefriedigten Leidenschaften, bei solchen erdrückenden Aussichten auf ein schleppendes bürgerliches Leben, bei solchem übermüthigen Unmuthe lieber gewaltsam aus dem ihnen so kalten, öden Leben scheiden. Für die Befreiung der deutschen Dichtung von allen fremden Einflüssen waren Werther und Götz ein ebenso zuversichtlicher Sieg, als zugleich auch die Wirkungen beider Stücke für die nachfolgenden Poesien Anderer und für die Zustände des Lebens selbst höchst bedeutend waren; denn beide Schöpfungen wirkten mit einer gewissen Allmacht anregend. Nach dem Vorbilde des Götz wuchsen zunächst eine große Masse von Schauspielen in diesem Geschmacke auf unserm literarischen Boden, eine ganze Saat tragischer Dichter entsproß aus diesem einen Stücke und die eigentliche Tragödie empfing bei uns dadurch ihr gesichertes Leben. Wegen solcher reifen Frucht und Ernte vergessen wir um so lieber des Unkrauts und der giftigen Blumen, die auch aus dem Götz ihre Nahrung und Entstehung nahmen, der zahllosen dialogisirten historischen Romane, der Ritter- und Räubergeschichten (Cramer, Spieß, Müller ꝛc.),

der gemeinen Auswüchse und des literarischen Futters für Gesinde- und Wachstuben.

Der Werther, dieser Urtypus des sentimentalen Charakters, erzeugte damals nicht etwa diese Krankheit, sondern deckte das vorhandene Übel auf; er brachte die sentimentale Richtung, die von Siegwart unrechterweise den Namen empfing, zur glücklichsten Krisis und Heilung, indem er ihre Entstehung, ihren Verlauf und vollständigste Reife zeigte. Tausende erkannten im Werther ihr eigenes Ich; sie liebäugelten anfänglich mit solcher unmännlichen Schwäche, daß selbst das Äußere, das Kleid, die Weste Werther's den Schwächlingen zum Vorbilde diente; — aber der psychologische Tiefblick des Dichters hatte richtig berechnet: die Werther machten sich lächerlich, — und verschwanden.

Zu Hunderten und Tausenden liegen die Nachahmungen dieser Goethe'schen Werke im Grabe der Vergessenheit; die Formen aber, wonach jene gebildet, kennt, liest, bewundert noch heute Jeder; die Perioden, in welchen die Werther und die Götze Mode waren, sind vorüber, aber der Götz und der Werther sind geblieben als die Urstämme und die allgemeinen Muster. — Wahrlich ein Zeugniß, sagt Gervinus, daß sie am Tage ihrer Geburt nicht etwa durch den zweideutigen Reiz der Neuheit entzückten, sondern durch ihren innern tiefen Gehalt, durch die allgemeine und zu allen Zeiten geltende Wahrheit, durch das, was allen gebildeten Zeiten und Völkern gilt und was nach Jahrtausenden noch neu und jung ist.

Außer den vielen Volks- und Naturliedern, die mit unaussprechlicher Anmuth und Wahrheit aus der Jugend Goethe's, meistens durch die Einwirkungen Herder's zu uns herübertönen, gedenken wir nur noch der kritischen und polemischen Arbeiten, mit denen er sich in der ersten Periode seines Dichterlebens kühn, wie im Götz und Werther, der damaligen deutschen Welt und Literatur entgegenwarf. So trat er zuerst mit seinem Freunde Merk in den Frankfurter Anzeigen recensirend und kritisirend auf, oft mit Lessing's scharfem Geiste, häufig in Herder's überredendem Tone, immer mit dem frischen Übermuthe einer kräftigen Gesinnung, mit der kecken Laune einer von Idealen erfüllten Jugend, immer mit dem edlen Bestreben, demjenigen, was vor unserer Seele als das Höchste schwebt, obgleich wir es nie ge-

sehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend näher zu kommen; „überall von dem Wunsche beseelt, eine Gemeinschaft der besten Menschen der Zeit zu fördern, sich des Halben zu entledigen, im Ganzen, Guten, Schönen „resolut" zu leben; immer mit dem klaren und festen bewußtvollen Streben, die Versöhnung der Kunst mit dem Leben zu knüpfen, alle Kleinlichkeiten, Schwachheiten, alle Unsitte, jeden Ungeschmack, jede willkürliche Kunstgesetzgebung, jede hohle Schwelgerei einer willenlosen Phantasie zu verbannen und jeden zudringlichen Dichterling aus dem heiligen Tempel der Weihe zu stäupen. Er wollte die deutsche Poesie und Literatur zur Wahrheit und Natur zurückführen, wollte seinen Landsleuten zeigen, was sie in ihrem innersten Wesen besäßen, was ihnen Noth thue und sie weiter zu bringen vermöchte, ohne daß sie von fremden Völkern den Schmuck zu borgen brauchten, der allein bis dahin gedient hätte, um ihre Blößen nothdürftig zu decken; er versuchte mit sicherer Hand dem deutschen Geiste neue reichbegabte Kreise zu erschließen und den Weg, der in dieselben führte, zu zeigen, — und sprach es mit freudiger Begeisterung aus, die Deutschen zu der Höhe zu führen, auf welcher sich andere Nationen bereits befanden, uns jenen gleich zu stellen und einen Unserer würdigen Platz im Gebiete der Weltliteratur zu erobern."

Die Lieder, die Goethe sang, sein Götz, der durch alle Welt schritt, der Werther, der in allen Häusern Eingang hatte, die polemischen Schriften und Kritiken, mit denen sich der junge Dichter an die berühmtesten Namen wagte, machen den Tumult erklärlich, den sein erstes Auftreten erregte. Dazu kam als günstiger Zufall sein unbeschreiblich glückliches Äußere und die Anmuth seiner Persönlichkeit: „überall", heißt es von ihm, „bestach sein offenes Wesen, der Naturzug in seinem Benehmen, die geniale Unordnung in Kleid und Sitte, der man es doch ansah, daß sie von einem geheimen Triebe des Anstandes in Schranken gehalten wurde; das reine Selbstgefühl, das zwischen Stolz und Bescheidenheit schwebte, die Fügsamkeit, Geschmeidigkeit, mit der er bei der ersten Wärme der Bekanntschaft jede fremde Natur ehrte und behandelte. Auf die allerverschiedensten Menschen machte er die gleiche bezaubernde Wirkung; man suchte damals nach Genie in jedem Jünglinge, der die Feder führen konnte;

man wollte es schon in den Mienen lesen, seitdem Lavater's Physiognomik die Köpfe verwirrte: und in wem sollte man dies Genie eher vermuthen, als in jenen großen klaren Augen, jener prachtvollen Stirn, dem schönen Wuchse, der sichern Haltung, dem vertrauungsvollen Aussehen des jungen lebhaften Goethe." —

Die zweite äußerlich glänzendste Lebensperiode Göthe's begann in Weimar. Beglückt durch alle irdischen Güter, über Andere gestellt durch ehrende Auszeichnungen, wirkend im Kreise hochbegabter, empfangender und schaffender Geister, täglich voll Aufregung und innerer Belebung; aber auch vielfach zerstreut durch steife Hofdienste, gehemmt durch enge Etikette, beschäftigt durch geistlose Geschäfte, bei aller Muße nie Zeit, bei aller Lustigkeit nie Lust, bei aller Aufregung nie Aufschwung, bei aller Macht nie Kraft, die großen, mit nach Weimar gebrachten Ideen und Entwürfe aus der schöpferischen Jugendzeit zu vollenden, — krochen jetzt, statt der fertigen Welten, nur Fragmente hervor und hier und da einige niedliche Amüsements für die fröhlichen Hofgäste in Ettersburg (Lila, die Geschwister, Proserpina, Triumph der Empfindsamkeit, Hans Sachs, Jery und Bäteli, Scherz, List und Rache, die Vögel ꝛc.). Goethe der Dichter kam in unbehaglichen Zwiespalt mit Goethe dem Staatsmanne; seine Gegenwart war bei allem Glanze wie eine finstere Nacht; zwar suchte er durch Laune, Satire und Witz seine frühern Einflüsse und Pläne selbst wegzulachen, suchte sich durch Ironie, durch komische satirische Productionen (Triumph der Empfindsamkeit) zu beruhigen und die streitenden Kräfte seines entzweiten Wesens zur Harmonie zu bringen; — aber das innere Wehe und die geheime Unruhe wollte nicht weichen, und je fröhlicher es um ihn herging und je vielseitiger die Genüsse und je mannichfacher die Zerstreuungen wurden, desto lauter sprach es in ihm, daß er nur da und dann im ungestörten Glücke sein könne, wo und wann er genießend und anschauend und schaffend in der Kunst lebe und wo und wann er das stille, große Walten und Wirken der Natur beobachte.

In dem kunstliebenden Kreise der Herzogin Amalie war es herkömmlich, wie uns Gervinus erzählt, daß Italien als das neue Jerusalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde; auch Goethe's Blick wandte sich dorthin und seine Sehnsucht nach diesem ge-

lobten Lande ward stets lebendiger; die Begierde dahin steigerte sich zur Sucht; es war der Drang einer südlich organisirten Natur, die sich nach der Atmosphäre sehnte, in der sie hätte geboren werden müssen; es war der Trieb einer lange verschlossenen Knospe, die der Frost des Nordens drückte. Seine Sehnsucht ging in Erfüllung; endlich fühlte er die südliche Sonne und athmete die mildere Luft. Er war ganz Sinn für die neuen Erscheinungen; die herrlichen Umgebungen in Kunst und Natur verdrängten nicht, wie in Weimar, den poetischen Geist, sie riefen ihn vielmehr erst hervor: „Wer dichtet nicht,

Dem diese schöne reine Sonne scheint,
Der diesen Hauch des Lebens in sich zieht."

Wie es seine römische Elegien besangen, so war es: da, wo ihn der Glanz des hellern Äthers umleuchtete, rief Phoebus Formen und Farben hervor, ganz anders, als da er unter dem trüben Himmel des Nordens über sich brütete, „des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu spähen." Die Art und Weise, wie Goethe Italien aufnahm, wie er seine Beobachtungsgabe ausbildete, wie er die mannichfaltigsten Eindrücke gerade und gesund auf sich wirken ließ, schildern schön seine Reisebriefe. In ihm lag der offene Sinn und die hingebende Verehrung für das Große und Schöne von Haus aus; diese Gabe, an den würdigsten Gegenständen Tag für Tag sich zu bilden, nannte er das seligste aller Gefühle. Je mehr er aber weiterhin der Gegenstände in der Kunst, Natur und Wissenschaft Meister ward, desto mehr wuchs seine Ruhe und Weisheit und seine innere Befriedigung und desto mehr gesellte sich zur bloßen Auffassung und Beobachtung seine eigene Schöpfungslust. Seine Thätigkeit erweiterte sich in Italien ins Ungeheure; er fühlte sich neu geboren, neu erzogen und der Gedanke füllte ihn ganz aus, seinen Freunden als ein Anderer wiederzukommen, sich von Innen neu aufzubauen, alles Fremde in sich zu vertilgen: „Ich habe mich selbst zuerst in Rom gefunden," schreibt er, „bin übereinstimmend mit mir, bin glücklich und vernünftig geworden.

Einer der merkwürdigsten Wendepunkte, den vielleicht je ein Mensch in seinem Alter erlebt hat, bereitete sich hier in Goethe vor, und es begann damit seine dritte und berühmteste Lebensepoche. Zuerst erwähnen wir seiner in Italien erwachten Natur-

studien. Goethe's eigene Natur hatte einen imposanten Umfang, denn mit einem Triebe, aus einer und derselben Sinnesart, wie er die Dichtung und die plastischen Künste auffaßte, umspannte er auch die Natur und war zwischen allen drei Richtungen gleichmäßig vertheilt. Zu Naturstudien war er von Jugend auf geneigt und angehalten; dazu kam, daß diese Studien recht eigentlich in dem Geiste und dem Bildungstriebe der Zeit lagen; die großen Reisenden Forster setzten Deutschland in unmittelbaren Verkehr mit den Erfahrungen, die aus Cook's Weltumseglungen für Erd- und Naturkunde hervorsprangen; alle Zeitschriften wetteiferten mit den Philanthropien, die Ergebnisse der physischen Wissenschaften populär zu machen; wie hätte Goethe, dieser emancipirte, von allen Fesseln freie Genius, an solcher Richtung nicht auch den allergrößten Theil, aber natürlich auf seine eigenthümliche Weise nehmen sollen. Er hatte zunächst ein unbedingtes Vertrauen zur äußern und zu seiner innern Natur; daß jene die objective Wahrheit enthalte, der Mensch dieselbe aufzufassen vermöge, — daß aber auch das Wahre, Große, Edle in ihm selbst angelegt sei und nur durch naturgemäße Entfaltung aus ihm selbst entwickelt werden könnte, diese Grundsätze leiteten ihn jetzt alle Wege. — Die großen Alten der Vorwelt erblickten auf ihrem Standpunkte der Natürlichkeit überall in der Natur das Wirken und Walten überirdischer Wesen, von Göttern höherer oder niederer Würde. Das Mittelalter entgötterte die Natur und verteufelte sie, wie es Diesterweg nennt. In ihren Erscheinungen sah man damals die Wirkungen von Dämonen; auf gut Faustisch konnte man mit ihnen in Verbindung treten und unter Bedingungen sie auf eine Zeit sich dienstbar machen. Schädliche Ereignisse leitete man von bösen Wesen, teuflischen Menschen ab; man fürchtete die Natur und ihr Wirken; man glaubte an Zauberer und geheime Künste. Von selbst entwickelte sich nach allgemeiner Ansicht in Natur und Geist nur das Böse. Aus Einflüssen übersinnlicher Art leitete man das einzelne Gute ab, aber die Natur, meinte man, erzeuge nichts davon; solcher Glauben beförderte denn auch die geheimen Orden, die Goldmachermysterien und Adepten. So lange diese ungeheuern Verirrungen die Welt beherrschten, so lange war an eigentliche Naturforschung nicht zu denken: bei den Alten nicht,

weil sie die Erscheinungen aus der gesetzlosen Willkür einzelner göttlichen Wesen, die nach Gunst oder Misgunst wirkten, ableiteten; im Mittelalter, bis zur neuesten Zeit, nicht, weil die Teufelsfurcht vor jeder Beobachtung abhielt. Nicht eher konnte die Sache werden, als bis man Vertrauen zur äußern und innern Natur gewann, bis man zur Ahnung des ewig Gesetzmäßigen in beiden fortschritt, bis man Gott in der Natur, Gott im Menschenherzen wiederfand. In Beiden gab Goethe seinen Zeitgenossen das ermuthigendste Beispiel. Mit vollem Vertrauen, mit unbedingter Vorurtheillosigkeit gab er vorzüglich in Italien den Einwirkungen der Natur sich hin; er studirte das Buch der Schöpfung und fand, daß sie die einzige Schrift sei, die auf allen Blättern großen Inhalt böte; mit allen offenen Sinnen durchspähete er die geheimsten Winkelchen im großen Weltgarten und gelangte so einmal zur Erforschung der wichtigsten Gesetze in Natur und Kunst, dann zur natur- und kunstgemäßesten Darstellung, endlich zu einer möglichst von Vorurtheilen und Fesseln freien Existenz im eigenen Leben. Vollkommen ist Keiner, Alles leistet Niemand; aber in dem eben genannten dreifachen Resultate bleibt Goethe ein Heros für alle Zeiten. Die Mit- und Nachwelt schleicht ihm nach, aber sie hat ihn weder in Leistungen, noch in Ansichten und selbständiger Lebensgestaltung bis jetzt erreicht, was nicht zu verwundern; denn kaum alle tausend Jahre erscheint eine so gottbegabte Natur und kaum alle zehntausend begünstigen die glücklichsten Umstände so die Entwickelung eines Menschen. — Merkwürdig war dabei, wie Goethe in der Art, die Natur zu beobachten und zu studiren, durchaus nur Goethe und als gelehrter, tiefsinniger Naturforscher doch wieder ganz Dichter war. Überall, in Steinen, Pflanzen, Thieren suchte er hier nach Ideen, betrachtete jedes Blättchen, Fäserchen, Härchen aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten, spähete nach einfachen Typen und Modellen des mannichfaltig Geschaffenen, wie der Bildhauer und Maler nach den Urformen der Gestalten. Wer daher nur Phantasie hat, wird seinen Naturtheorien, in denen er ganz als Dichter aus Wahrheit und Dichtung ein Drittes schafft, dessen erborgtes Dasein bezaubern kann, gern zuhören. So blieb er in seine botanischen Studien an dem Einen, künstlerisch großartigen Gedanken hängen,

daß man alle Pflanzengestalten aus Einer entwickeln könne; er suchte nach dieser Urpflanze, nach diesem Pflanzenmodelle, aus dem er noch Pflanzen ins Unendliche erfinden wollte, und dasselbe Gesetz wollte er dann auf alles Lebendige anwenden. Diese Forschungen über die Pflanzenmetamorphose, über Optik, Farbenlehre u. s. w., die er in Italien mit äußerster Wärme und den kühnsten Aussichten verfolgte, wurden noch durch seine anatomischen Studien an Begeisterung und Feuer übertroffen.

Diese Naturstudien führten ihn zu seiner zweiten italienischen Beschäftigung und bildeten den Übergang zu seinem Studium in der plastischen Kunst. Er zeichnete, modellirte, sammelte Münzen, besuchte die Werkstätten der Maler und Bildhauer, studirte die Antike, vertiefte sich in die Kunstgeschichte, gewann überhaupt den Sinn für die Alterthümer und wandte seine angestrengteste Thätigkeit auf die Plastik. Überall aber auch hier war das leitende Princip seines Strebens das Aufsuchen der idealen Gestalt in dem wirklichen Menschen; die menschliche Figur wurde ihm das A und O; die antiken Statuen erhob er zu seinem tiefsten Studium; in ihnen ging ihm das Verhältniß von Natur und Kunst klar und lauter auf; er sah seine geliebte Göttin, die Natur, nun selbst als eine Künstlerin an, die nach Ideen schafft und wirkt, und das Schöne selbst war ihm eine Erscheinung dieser Naturideen und die Kunst die würdigste Auslegerin jener Geheimnisse. „Das letzte Product," heißt es deswegen in Goethe's „Winkelmann und sein Jahrhundert", „der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben und selbst ihrer Macht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen, kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in dem der schöne Mensch schön ist. Dagegen aber tritt nun die Kunst ein. Der Mensch auf dem Gipfel der Natur gestellt, sieht sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich wieder einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt und sich bis zur Production des Kunstwerks erhebt. Steht es hervorgebracht in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde höchste Wirksamkeit hervor.

Denn indem es aus den gesammten Kräften sich erhebt, nimmt es alles Herrliche auf, erhebt, indem es die wesentliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst. Von so großen Gefühlen wurden die Beschauer des olympischen Zeus gerührt, der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gotte zu erheben." (Die Ansichten Goethe's über die Kunst finden sich in seinen Schriften über: „Deutsche Baukunst; in den Propyläen; in den Programmen und Recensionen der Jenaischen Literaturzeitung; in der Biographie des Benvenuto Cellini; in Rameau's Neffen von Diderot; in Winkelmann und sein Jahrhundert; in den Briefen aus Italien" u. s. w.)

Wenn die Naturstudien Goethen zur Plastik führten, so trieben diese Beiden vereint ihn zur Poesie. Dadurch wurde eben der Übergang zu der dritten classischen Lebensperiode vollständig; denn alle seine in Natur und Plastik eroberten Einsichten und die dadurch gewonnene Gemüthsstimmung und Lebensansicht kamen ganz seiner Dichtung zu Gute. Die Kunstbeschäftigung hat ja, außer allen übrigen Erhebungen, auch die Eigenthümlichkeit, daß sie, wie die Naturbetrachtung, den Menschen stille, friedlich, ruhig macht; Goethen nun hatte die Kunst ganz mit ihrer Erhabenheit und Würde durchdrungen; ihr Studium war die Befriedigung einer langgenährten Sehnsucht; sie füllte ihn ganz aus; sie wies ihn nur auf sich; sie bemächtigte sich aller seiner Wünsche; sie lieferte ihm alle Gegenstände, über die hinaus er nichts möglich dachte, und gerade das Verhältniß, in das er wiederum die Kunst zu seiner Bewunderung und Betrachtung der Natur setzte, erhöhete ihm die Würde Beider. — Aus der Betrachtung der Antike gestalteten sich von jetzt an seine eigenen Dichtungen. Je lauter und reizender die Ruhe der Vorwelt und das erhabene Leben der Natur zu ihm sprach, um so herrlicher gestaltete sich ihm die Ruhe des eigenen Lebens und mit diesem neuen Leben blühete auch eine neue analoge Dichtung auf. Seine Iphigenia, die Goethe bereits prosaisch entworfen, aber in Rom erst in die jetzige Form umgegossen hatte, gab das erste Zeugniß davon. Er sah z. B. Raphael's heilige Agathe, prägte sich ihre Gestalt ein und wollte seine Iphigenia nichts reden lassen, was jene heilige Jungfrau nicht reden könnte. „Dieses reine, edle Dichtungswerk voll Milde und Frie-

den," sagt Gervinus, „steht als Symbol da, indem der zur Klarheit und Ruhe gekommene Dichter, der seine titanische Zeit und Qual eben abgelegt hatte, dessen dichterischer Eifer sich sonst um den gefolterten Prometheus drängte, der selbst seinen Freunden Prometheus hieß und sich selber bisher das Loos des Tantalus zugeschrieben hatte, jetzt seine eigene Versöhnung in der jenes Herrnhauses besang, welchem, gleich jener himmelstürmenden Jugend, statt des Rathes und der Mäßigung und der Weisheit nur wüthende Begierde eigen war. Das gerade gibt diesem Werke den erstaunlichen Reiz, daß der Dichter die reinste Blüthe der modernen Sittigung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Alterthums in einer so harmonischen Mischung zu verbinden wußte." Sobald die Iphigenia vollendet war, begann Goethe den Tasso; hier herrschte dieselbe Einfachheit, dieselbe Würde und Gediegenheit, dieselbe bewunderungswürdige Charakterzeichnung. Äußerlich sollte der Tasso ein Opfer der Huldigung, ein Denkmal der Dankbarkeit für das weimarische Fürstenhaus sein, das so, wie die Herzoge von Ferrara Italiens größte Dichter um sich sammelten, gleichfalls Deutschlands geistige Heroen zu sich rief, sie zu nähren, zu fesseln, zu begeistern verstand. Im Tasso malte Goethe sich selbst; wenigstens eröffnete er uns darin die bedeutungsvollsten Zustände aus seinem eigenen Leben und seine tiefsten Erfahrungen. Wir finden darin einen ähnlichen Kampf wie im Werther, den Kampf zweier feindlichen Welten; aber das tragische Ende im Tasso ist ruhiger, milder, versöhnender. Tasso, der Dichter, der verwöhnte Sohn der Laune und Leidenschaft, der im frohen Bewußtsein glücklicher, kräftiger Jugend, im erhebenden Gefühle des angeborenen Adels und seiner höhern Natur nicht Ort, noch äußern Stand, noch Etikette und Gesetz achten, sondern Alles kühn überspringen möchte, — der holde Schwächling mit seiner zarten dichterischen Eigenthümlichkeit und Empfindlichkeit, — der sich zu beherrschen unfähig ist und sich Alles gegen Alle erlaubt, — dieser Dichter verwickelt sich in verwirrende Haltungslosigkeit; er scheitert an der trockenen Ordnung und abgemessenen Ruhe der wirklichen Welt, deren Vertreter ihm in der Person des kalten, überlegenden Staatsmannes entgegengestellt ist, der ganz in dem handelnden wirklichen Leben weilt, ganz in den engen Schranken von Amt und Pflicht sich bewegt.

Auch in Goethe war ja dieses zweiseitige Wesen, der Dichter und Staatsmann, in seiner Natur nicht ohne harte Kämpfe verbunden; darum verstand er es aber auch nur allein, diese feindlich gegensätzlichen Charaktere, das Tag- und Nachtstück des Lebens, diesen Zwiespalt zwischen der Begeisterung des Dichters und den abkühlenden Anforderungen des Weltmannes, diesen innern Kampf zwischen der Poesie und der Wirklichkeit so treffend zu schildern. Viele mit ihm betraten denselben Weg und eröffneten denselben Kampf des innern Seins und Strebens im Gegensatz der baarsten Wirklichkeit (z. B. Klinger, die Humoristen ꝛc.); aber wie hart, schroff, zerreißend, überladen und wild, — oder auch wie spielend, tändelnd, unwahr und träumend bei ihnen, — und wie einfach, wahr, aussöhnend bei Goethe selbst bei einem tragischen Ende. In solcher Stimmung soll uns aber jedes echte Kunstwerk entlassen; „die wahre Dichtung," sagt Goethe, „kündigt sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns ruhen; daß sie uns in höhere Regionen hebt und die Irrgänge des Lebens zurückläßt."

Endlich erwähnen wir auch hier noch des Faust, an dessen Weiterführung Italien nicht den kleinsten Antheil gehabt haben mag. Die Faustdichtung zieht sich durch Goethe's ganzes Leben hin. Die ersten Fäden dieses wunderbaren Gewebes hängen sich an die früheste Jugend, umspinnen schon die sechzig und siebziger Jahre und enden erst in dem letzten Jahre vor seinem Tode; es ist also der erste Klang seiner Muse, die in Straßburg prometheisch schwärmte, — und zugleich der letzte verhallende Ton seiner Lyra, mit welchem er im zweiundachtzigsten Jahre seines Lebens selbst schloß; der zweite Theil liegt getrennt vom ersten, wie das ruhige, klare Greisenalter von den goldenen Träumen der schwärmenden Jugend. Der Faust wurde also in verschiedenen Lebensaltern, Stimmungen, Beschäftigungen geschaffen; begeistert durch irgend einen Triumph, befestigt in irgend einer Wahrheit, entmuthigt bei irgend einer Erfahrung rettete er sich immer wieder in dieses Gedicht. Daß bei solchem Verfahren das Gedicht mit seinen vielen dunkeln Stellen und räthselhaften Scenen kein harmonisches Ganze im höchsten Sinne werden konnte,

begreift sich leicht; dennoch aber, namentlich der erste Theil, bleibt Faust das Schönste, was poetische Darstellung geben kann, im Hinabtauchen in die Tiefen des menschlichen Wesens, um das Verborgenste der menschlichen Natur im Allgemeinen, und seines eigenen Herzens im Besondern zur schönsten Erscheinung schmeichelnd heraufzuzaubern. — Dieser Faust steht jedenfalls in innerer Verbindung mit der Volkssage (vergl. oben fünfte Periode); der Grundgedanke derselben, zeitgemäß verändert, ist stehen geblieben. Unendlich viele Erklärer haben sich an dieses Sphinxräthsel gemacht (vergl. Raumer's histor. Taschenbuch 1834). Es ist möglich, wie Einige behaupten, daß Goethe in seinem Gedichte die allgemeine Wahrheit hat versinnlichen wollen, daß religiöser Zweifel und sinnliche Lust immer mit einander gepaart sind und daß den Libertinismus des Geistes und der Sitte immer der mit Trübsinn wechselnde Leichtsinn begleitet; — oder daß der Wißbegierige, dem die Geister des Diesseits (der Natur) die Antwort auf zu dreiste Fragen verweigern, — auch leicht das Jenseits aufgibt und den Genüssen des irdischen Lebens bis zur gänzlichen Versinkung nachjagt. Da sich nun diese Wahrheit nicht blos an dem Leben Einzelner offenbart, sondern sich auch in der Cultur ganzer Völker, namentlich des deutschen Volkes zur Zeit der sogenannten Originalgenies zeigte, so wäre es auch wol möglich, daß Goethe in seinem Faust ein Bild jener Sturm- und Drangperiode in ihren Höhen und Tiefen hätte zeichnen wollen. — Wir halten den Faust in seinem vollen Umfange für eine Darstellung der gesammten menschlichen und poetischen, besonders der moralisch-religiösen Entwickelung, für eine Darstellung von Goethe's eigener Welt- und Lebensansicht (vergl. oben Faust, fünfte Periode), für Anfang und Ende seines Katechismus, seiner Lehre und seines Beispiels: „Lebe und vergiß nicht, daß du lebst; das erhabenste Geschäft ist Bildung der Kräfte; thue dich fleißig um, strebe redlich, forsche, stehe nie stille, schließe nie ab, bewahre das Alte, fasse freudig das Neue; die That ist das höchste Leben, das Thun darf nie das Interesse verlieren, wenn auch das Gethane; Anschauung und Erfahrung ist aller Weisheit Quell; die fünf Sinne sind der heilige Geist; die Natur ist das Evangelium und obgleich in das Innere der Natur kein erschaffener Geist dringt, so ist sie zwar ein unverstandenes, aber

nicht unverständliches Buch; Natur- und Weltseele sind Gott; in uns selbst tragen wir ein Universum und unserer Kräfte Beruf ist's, mit dem Weltgeiste selbst zu ringen, umzuschaffen das Geschaffene; im Wirken, im Thun und Kraftzeigen liegt das Ziel des Lebens selbst; das Ewige liegt nur im Verändern, nur im Wechsel ist Dauer."

Als Goethe aus Italien heimkehrte, ging abermals, als in seiner vierten Lebenskatastrophe, eine grundtiefe, leider keine heilsame Veränderung in ihm vor; wie Niebuhr sagt: „Es verhüllte sich hier der Genius des Mannes." — Die französische Revolution brach aus; dieses ungeheure Volksgericht hatte die verschiedenste Wirkung auf die deutschen Genialitäten (vergl. Einleitung), auf Goethe die sonderbarste von allen. Goethe hatte gar keinen Sinn für das praktische Leben; blind und unempfänglich für Geschichte und Politik überließ er jegliche tiefere historische Betrachtung gern Andern; lieber vertiefte er sich in Natur und Kunst; die politische Welt hatte für ihn kein Dasein; ja er ward verdrießlich, wenn die Wirklichkeit und das Volksleben auf ihn eindrängte. Darum entging aber auch seinem innersten Wesen alle Theilnahme an der Menschheit und ihrem Geschicke; ihn interessirte nur der Mensch, die Menschen waren ihm völlig gleichgültig. Er dachte sogar von der Masse geringschätzig, gerade umgekehrt von allen großen Geistern, die in dem Ganzen der Menschheit ihre Hoheit und Würde suchten. Der Aufenthalt unter der entarteten italienischen Nation war am wenigsten geeignet, ihn von seiner Menschenverachtung zu heilen. Selbst die alte Größe und politische Herrlichkeit Roms wollte er nicht kennen: sie war ihm unheimlich und erdrückend; auch Griechenlands wunderbare Geschichte zog ihn nicht an. Die Reformation machte ihn verdrießlich, weil sie die ruhige Bildung zurückgeschreckt und ganz Europa aufgerüttelt habe; und als die jüngsten großen Ereignisse in den Befreiungskriegen 1813 eintrafen, glaubte der geniale Sonderling keineswegs an glückliche Erfolge, ja es bangte ihm vor denselben, weil sie von dem großen Haufen, vom Volke ausgingen; er wettete sogar auf den schlechten Ausgang dieser wunderbaren Volkserhebung und — verlor. Ja, um aller Volksbegeisterung, aller Geschichte in seiner Zeit und jedweder Theilnahme an irgend einem nationalen Ereignisse fern zu sein, trieb

er inzwischen Chinesisch und trieb sich mit seinem Geiste und Herzen im Oriente umher. Selbst nach dem glorreichen Ausgange der Befreiungskämpfe erlaubte er sich sogar einen unmännlichen Spott mit den innern politischen Anforderungen in Deutschland, wie Einer, der gar nicht weiß, um welche große Angelegenheiten es sich handelt. Kurz er beurkundete von jeher in solchen nationalen Angelegenheiten eine beklagenswerthe undeutsche Vornehmheit, die ihm so viele Freunde entfremdet hat, — und gerieth bei Betrachtung des Weltregiments und der moralischen Weltordnung, — als gerechte Strafe für seine selbstgemachte Religion — in gänzliche Verwirrung und konnte nun und nie als Dichter, bei aller Genialität — den vollendeten Weltbegebenheiten nacheilen; Wie beklagenswerth, daß der größte Dichter unserer Nation so wenig eingeweiht war in das große Epos der Weltgeschichte und in das moralische Völkerdrama. Solche Bekanntschaft hätte ihm Interesse für das Ganze der Menschheit, Achtung vor jeder Volksgröße geben müssen, hätte ihn begeistern müssen, seine imposanten Kräfte an den höhern Gattungen der ernsten historischen Poesie zu versuchen und die Götter und Könige der Erde zu besingen.

Mit solchen trüben und kurzsichtigen Augen sah denn Goethe vornehm flüchtig auch die französische Revolution an; wenn er von dieser großen Tragödie der Zeit und des Weltschicksals anstandshalber reden mußte, so betrachtete er sie nur als eine zufällige Aventure, als einen unangenehmen Act menschlicher Laune und brach in seiner Rede kurz ab, weil „solcher Spectakel ihn nicht interessire." Er ward unmuthig über solchen „Zank", wandte der Verwickelung und Lösung dieses gewaltigen Volksschauspiels am liebsten den Rücken und schob hier Alles auf Zufall und Willkür schlechter Menschen, da er doch sonst selbst in der todten Natur so völlig keine Willkür dulden wollte. So wandte er sich denn mit aller Kraft jetzt von der großen Gegenwart, schrieb die Metamorphose der Pflanzen, vergleichende Anatomie, Abhandlungen über den Zwischenknochen, optische Beiträge, Epigramme u. s. w. — Und doch konnte er wiederum auch nicht ablassen von der gewaltigen Tagesgeschichte; dabei drängte es ihn unmittelbar zu einer Reihe politischer Dichtungen, die sich direct auf die französische Revolution beziehen. Aber statt der ernsten historischen schuf er komisch politische und seiner unwür-

dige Dichtungen: die einzelnen politischen Anekdoten interessirten ihn nämlich; die famöse Halsbandgeschichte erregte allenfalls seine Theilnahme und so entstand sein Großkophta, der Stammbaum des Cagliostro; sein heimlicher Ärger über die unruhige Zeit mußte zu Tage; er wollte guten Humor erzwingen und so schrieb er den Bürgergeneral, die Aufgeregten, Unterhaltung deutscher Ausgewanderter, Märchen; ja große, schreckliche Stoffe wurden in niedrig komischer Art behandelt; dahin gehört auch sein Reinecke Fuchs.

Welche Veränderung in unserm großen Dichter, von seinem ersten revolutionären Auftreten im Götz, — von seiner Sonnenhöhe in der Iphigenia bis zu dem Verfalle in seinem Bürgergeneral! Wie ist der offene, freie, hehre Dichter so heimlich, so gebunden, so klein geworden! Wie kalt wurden aber auch diese Werke aufgenommen!

Eine neue Dichterepoche, die fünfte in Goethe's Leben brach an, als er die persönliche Bekanntschaft mit Schiller knüpfte; dieser belebte den erstorbenen Schöpfungstrieb Goethe's wieder, riß den unwürdig Ruhenden in edlere Bestrebungen mit und fachte ihn zu neuer Begeisterung an. — Hiermit verlassen wir einstweilen die dichterische Laufbahn Goethe's und wenden uns zu

B. (Johann) Friedrich (Christoph) v. Schiller

(geb. den 10. Novbr. 1759 zu Marbach in Würtemberg; 1773 auf der Militairakademie oder Karlsschule in Stuttgart Medicin studirend; Militairarzt; 1782 Aufgebung des Dienstes; Aufenthalt in Bauerbach; Theaterdichter in Manheim; abwechselndes Verweilen in Dresden und Gohlis; 1787 in Weimar; 1789 Professor der Geschichte in Jena; 1801 wohnhaft in Weimar; 1802 geadelt; 1805 den 9. Mai gestorben. — Seine sämmtlichen Werke, Stuttgart 1819 in Schillerformat, 18 Bde.; seitdem sehr oft; seine Biographie von Döring, Schwab, Hinrichs, Carlyle; Kritik seiner Werke von Hoffmeister; das Beste über ihn lieferte seine Schwägerin Frau v. Wolzogen: Schiller's Leben, aus Erinnerungen seiner Familie, seinen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner, Stuttgart 1830).

Das Dichtergenie Schiller's, wie es uns sein Freund W. v.

Humboldt schildert, kündigte sich gleich in den ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel in der Form, ungeachtet vieler verwerflicher und roher Dinge zeugten doch die Räuber und Fiesko von einer entschieden großen Naturkraft. Dieses Genie verrieth sich nachher durch die, bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen, immer durchbrechende Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimath seines Geistes; dieses Genie offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die der Stolz und der Ruhm der Deutschen sind. — Aber dieses Dichtergenie war auf das Engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft. Darin liegt Schiller's besonderste Eigenthümlichkeit; er forderte von der Dichtkunst einen tiefern Antheil des Gedankens; auf dieser Eigenthümlichkeit beruhen seine Vorzüge; daraus eben entsprang es, daß er das Größte und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich sein Denken, an das sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Daher könnte es scheinen, als ob ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen abgesprochen werden müßte, die leichte, glückliche Geburt des Genies; als ob seine Gedichte eine mühevolle Arbeit des ringenden Geistes wären. Aber wenn dieses ein Tadel sein könnte, so wäre es zugleich wieder das höchste Lob für die wunderbare intellectuelle Größe Schiller's! — Der Gedanke war das Element seines Lebens. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn nie; sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung; es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrathe des Stoffes, wie entblößt von Mitteln, welche Andere ihm etwa zuführten, Schiller aus den eigenen Tiefen seines denkenden Geistes die vielseitigste Weltansicht gewann, die doch durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege, sondern durch eigenes Denken entstanden war. Von Deutschland z. B. hatte er nur einen kleinen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell die lebendigste Schilderung enthält; wer einmal am Rheinfall steht, wird sich unwillkürlich an den Taucher erinnern, wo dies verwirrende Wassergewühl gemalt wird, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt, — —

und doch lag auch dieser keine eigene Ansicht zu Grunde. Aber das Wenige, was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blicke, der ihm nachher auch das Viele anschaulich machte, was ihm fremde Schilderung zuführte.

Seine Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den „Columbus" überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigenthümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat:

Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer.
Wär' sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß.

Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tiefe und so wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schiller's Ideensystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellectuellen Aufgabe so lange nachhing, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphael's an Julius in der Thalia in dem kühnen aber schönen Ausdrucke: „Als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere einging," findet sich derselbe Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

Während Goethe die Natur und das Leben mit poetischem Geiste auffaßte und die Welt der äußern Erscheinungen zu einem Gedichte umschuf, rang Schiller immer nach Idealen, ging von Ideen aus und suchte für diese eine äußere Gestalt; offenbar ein schwieriger, mislicher und gefährlicher Weg. Der Dichter (meint Kurz), welcher von seinen Ideen, von der in seinem Innern lebenden Welt ausgeht, kommt leicht mit der Wirklichkeit in Kampf und schafft Poesien, die kein Leben, d. h. keine Wahrheit haben; — und selbst im günstigsten Falle, daß seine Dichtungen der Wirklichkeit nicht widersprechen, so steht er doch dem

objectiv auffassenden Dichter gegenüber im Nachtheil, weil er in den engen, kleinen Kreis des eigenen Ich's gebannt ist, während jener das ganze Weltall vor sich liegen hat. Nur ein Fall ist möglich, um beiden Gefahren zu entgehen, wenn die Ideen, die den Dichter begeistern, den ewigen Gesetzen des menschlichen und Naturlebens entsprechen und so umfassend, so unbegrenzt, so weit und groß wie die Welt selbst sind und alle äußern Erscheinungen sich unterordnen. Solcher Art aber ist die Idee, welche den Schiller'schen Dichtungen zum Grunde liegt: es ist die Idee der Freiheit oder, wie Schiller es nennt, der sittlichen Nothwendigkeit. — Diese Idee führt zunächst zu dem Kampfe gegen Alles, was ihr entgegenstrebt, wie denn die frühern Dichtungen Schiller's beinahe ohne Ausnahme ebenso viele Schlachten sind, die er gegen die Unwahrheit, Gemeinheit, Unfreiheit liefert, — lebendige Ausdrücke des Strebens und Ringens eines mit sittlicher Unschuld und Reinheit, mit heißer Liebe und männlicher Kraft die Wahrheit suchenden Gemüths. — Endlich, als es seinem heiligen Ernste gelungen war, die Forderungen seines Gemüths mit den Widersprüchen der Wirklichkeit auszusöhnen und den Kampf der Vernunft und des Gefühls, des Wissens und Glaubens bis zum endlichen Abschlusse eines redlichen Friedens beharrlich zu bestehen; endlich, als ihm die Welt der äußern Erscheinungen nicht mehr als unbedingt feindlicher Gegensatz seiner ideellen Welt erschien, als er auch draußen die Wahrheit fand, nach welcher er unablässig forschte, kam auch in seine Poesien die Ruhe und der Friede, die Versöhnung zwischen Subject und Object, zwischen Realem und Idealem. Aber auch nur eine so große und heilige Natur konnte diesen Weg gehen und diesen Kampf siegreich enden, ohne sich und die Wahrheit zu verlieren; nur eine so hohe geistige Kraft vermochte das Ziel festzuhalten mitten im Tumulte des Innern und dem Sturme der Welt; nur eine solche Seele voll Liebe und Milde konnte den Frieden mit der Welt finden. Daher müssen wir in Schiller nicht blos den poetischen Genius bewundern, sondern auch den sittlich hohen Menschen verehren, dessen reines Herz die Welt spiegeln konnte und hinter dem, wie Goethe sagt, „in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme;
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß' Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben! —

Das trefflichste und wahrste Denkmal hat Menzel in seiner deutschen Literatur unserm Schiller gesetzt; er sagt von ihm: „Schiller wurde der bei weitem populärste aller unserer Dichter; seine Werke kamen in Jedermanns Hände, sein Name überstrahlte in den Augen des Volkes jeden Andern. Diesen unendlichen Ruhm erzeugte lediglich die einfache Wirkung der Schiller'schen Poesie auf die Mehrheit des noch unverbildeten Publicums, der noch unverdorbenen Jugend, oder des eigentlich sich selbst repräsentirenden Volkes, das von der Macht der Wahrheit, von der Schönheit eines echten Seelenadels, von der Begeisterung für alles Heilige und Hohe immer hingerissen wird. Ich liebe Schiller doppelt, weil er nicht nur so edel ist, sondern weil auch sein Volk dies erkannt hat, und weil sein Name Legionen niedriger Geister, die an der Zerstörung des deutschen Charakters arbeiten, zurückschreckt."

„Was Schiller's Werken eine so große Macht über die Geister verliehen, ist zugleich ihre größte Liebenswürdigkeit, nämlich das Jugendliche. Er ist der Dichter der Jugend und wird es immer bleiben, denn alle seine Gefühle entsprechen dem ersten Aufschwunge des noch unverdorbenen jugendlichen Gemüths, der noch reinen Liebe, dem noch unerschütterten Glauben, der noch warmen Hoffnung, der noch ungeschwächten Kraft jugendlicher Seelen. Er ist aber auch der Liebling Aller, die sich ihre Tu-

gend bewahrt haben, deren Sinn für das Wahre und Rechte, Große und Schöne nicht auf dem Markte des gemeinen Lebens erstorben ist."

„Schiller trat in einem verdorbenen Zeitalter mit jugendlicher Kraft auf, mit einem wunderbar starken und zugleich jungfräulich reinen Herzen. Er hat die deutsche Poesie verjüngt und gereinigt. Kraftvoller und siegreicher als jeder Andere, hat er die unsittliche Richtung des in seiner Zeit herrschenden Geschmacks bekämpft. Ungeblendet von dem glänzenden Witze seiner Zeit hat er es gewagt, sich wieder an die reinsten und ursprünglichsten Gefühle des Menschen zu wenden und den Spöttern einen strengen und heiligen Ernst entgegenzusetzen. Ihm gebührt der Ruhm, den Geist der Poesie erfrischt, geläutert, veredelt zu haben. Deutschland erfreut sich bereits der Früchte dieser Umgestaltung; denn seit Schiller's Auftreten hat unsere ganze Poesie einen würdigen Ton angenommen. Überall, wo die neuere Literatur eine kräftigere, höhere Richtung gewann, da lehnte sie sich an seine erhabene Poesie, und es ist das glücklichste Zeichen der Zeit, daß unsere jüngsten Dichter mit erneuter Liebe zu ihm zurückkehren; das ist eine Gewährleistung der reichsten Zukunft, weil weder Volk noch Literatur versinken werden, so lange das Leben und die Wahrheit, d. h. der Geist der Freiheit in Beiden schafft das Wollen und Vollbringen. Auch unsere Nachbarländer sind von diesem Geiste ergriffen worden und Schiller übt auf die großen Veränderungen, die gegenwärtig in dem Geschmacke und in der Poesie derselben vorgehen, einen mächtigen Einfluß, den sie selbst laut anerkennen."

„Wir haben ihm noch mehr zu danken als die Reinigung des Kunsttempels. Seine Dichtungen haben auch außerhalb des Kunstgebiets unmittelbar auf das Leben gewirkt. Der mächtige Zauber seines Liedes hat nicht blos die Phantasie der Menschen, er hat auch die Gewissen ergriffen, und der Feuereifer, mit dem er gegen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeisterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde der Menschen so oft und so siegreich vertheidigte, wie Keiner vor ihm, machen seinen Namen nicht blos unter den Dichtern, sondern auch unter den edelsten Weisen und Heroen glänzen, die der Menschheit theuer sind. Es gibt keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer

schönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungsvollen Sentenz aus Schiller's Dichtungen bekräftigt werden könnten, und diese Aussprüche leben im Munde des Volkes."

„Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen und zwar des Ideals menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder, zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überhaupt nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Der blinden Naturgewalt stellte er die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, um diese in ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer siegenden Stärke zu zeigen; so im Taucher, in der Bürgschaft; oder er legt einen menschlichen Sinn in die Natur und gibt ihren blinden Kräften eine sittliche Bedeutung, so in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke ꝛc. Selbst in seinen historischen Schriften ist es ihm weniger um den epischen, der Naturnothwendigkeit entsprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorstechenden Charaktere, das Element der menschlichen Freiheit im Gegensatze gegen jene Nothwendigkeit."

„Die Seele aller Schöpfungen Schiller's sind seine idealen Menschen. Er schildert überall nur den Menschen, aber in seiner höchsten sittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm sogar beinahe unmöglich, einer Poesie, welche den Menschen nicht idealisirt, diesen Ehrennamen zu geben. Wenn uns aber Schiller auch Ideale der Sittlichkeit schilderte, so würde dies zunächst nur seiner eigenen Sittlichkeit zur Ehre gereichen, jedoch nichts für seinen poetischen Werth entscheiden. Im Gegentheil sind die meisten frühern oder spätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poesie gewesen, und es ist ebenso schwer, eine edle Menschennatur zu schildern als zu besitzen, aber nichts leichter als die Anmaßung von Beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Person dargestellt werden sollen, so muß verlangt werden, daß die Natürlichkeit nicht darunter leide. Es ist ebenso fehlerhaft, wenn eine natürliche und unwahre, daher auch unpoetische Darstellung sich durch die Moralität des Gegenstandes zu rechtfertigen suchen muß, als wenn die Immoralität des Gegenstandes sich hinter der Natürlichkeit und Anmuth der Darstellung versteckt. Die meisten Dichter gleichen indeß wirklich den schlechten Heiligenmalern, die

auch dem widerlichsten Zerrbilde noch eine Verehrung verschaffen, wenn es nur einen Heiligen bedeuten soll; nur wenige gleichen einem Raphael, dessen Heilige wirklich Heilige sind, dessen Kunst die Heiligkeit des Gegenstandes erreicht. Unter diesen wenigen aber steht Schiller obenan. Wir besitzen große Dichter, die andere Schönheiten als sittliche dargestellt haben, die im Talente der Darstellung unserm Schiller vielleicht überlegen waren; aber keiner hat das Interesse der Tugend und Poesie so zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir besitzen keine Darstellung der Tugend, die poetischer, keinen Dichter, der tugendhafter wäre."

„Es ist unverkennbar, daß über Schiller's Dichtungen der Geist einer sittlichen Schönheit schwebt, wie über den Bildern Raphael's der Geist sinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geschichte hervor und Handlung, Kampf ist seine Bedingung; das Sinnliche ist wie die Natur im Großen in einem ruhigen Dasein befangen. So müssen Schiller's Ideale sich im Kampfe äußern, die von Raphael in sanfter und erhabener Ruhe. Schiller's Genius mußte das Amt des kriegerischen Engels Michael nicht scheuen, Raphael's Genius war nur der sanfte Engel, der seinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmlische Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angesichtern Raphael's liegt, liegt in den Charakteren Schiller's. Kein Maler hat das menschliche Antlitz, kein Dichter die menschliche Seele in dieser Anmuth und Majestät darzustellen gewußt. Und wie Raphael's Genius sich gleich bleibt und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erscheinungen uns immer in derselben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, so bleibt auch Schiller's Genius sich gleich, und wir sehen den kriegerischen Engel in Karl Moor, Amalie, Ferdinand, Louise, Posa, Max, Thekla, Marie, Mortimer, Johanne, Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieser das Schwert; jener ruht im Bewußtsein eines nie zu störenden Friedens, in seiner eigenen Herrlichkeit versunken; dieser wendet das schöne, engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe."

„Die Helden Schiller's sind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphael's. Es ist etwas Königliches in denselben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt.

Dieser Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdischer Verderbniß geworfen, nur um so heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel schöner. Dieser Schönheit erstes Geheimniß ist die engelreine Unschuld, die ewig in der edelsten Natur wohnt. Dieser Adel der Unschuld kehrt in denselben himmlischen Zügen eines reinen, jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schiller's wieder. In der lichtesten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und doch unantastbar, gleich jenem Königskinde, welches der Sage nach unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd spielte, erscheint diese Unschuld in dem herrlichen Bilde Fridolins. Wird sie des eigenen Glückes sich bewußt, so weckt sie den Neid der himmlischen Mächte. In diesem neuen, rührenden Reize erblicken wir sie bei Hero und Leander. Mit dem kriegerischen Helme geschmückt, vom Feuer edler Leidenschaft die Wange geröthet, tritt die jugendliche Unschuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber im Taucher, in der Bürgschaft, in Karl Moor und Amalien, in Ferdinand und Amalien, in Max und Thekla. Über diesen rührenden Gestalten schwebt ein Zauber der Poesie, der seines Gleichen nicht hat. Es ist ein Flötenton in wilder, kreischender Musik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrunde eines Kraters. Die heilige Unschuld der Jungfrau tritt am herrlichsten hervor, wenn sie zur Streiterin Gottes ausersehen wird. Es ist das tiefe Geheimniß des Christenthums und der christlichen Poesie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld. In diesem Sinne hat Schiller seine Jungfrau von Orleans gedichtet und sie ist die vollendetste Erscheinung jenes kriegerischen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels. Wieder in anderer Weise hat Schiller diese Unschuld mit jeder Entfaltung echter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor Allen drei Heldengestalten hervor, jener kriegerische Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Lastern des Lagers und Hauses; Marquis Posa, dessen Geist mit jeder intellectuellen Bildung ausgerüstet, ein reiner Tempel der Unschuld geblieben ist; endlich jener kräftige, schlichte Sohn der Berge, Wilhelm Tell, in seiner Art das vollendete Seitenstück zur Jungfrau von Orleans. Wenn hier überall

die Unschuld in ihrer höchsten Glorie hervorleuchtet, so kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer ursprünglichen Unschuld mit der Befleckung eigener Schuld durch große Leidenschaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derselben Kunst uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart; was kann rührender sein als die Selbstüberwindung Moor's; wie unübertrefflich geistreich, wahr, erschütternd ist der Kampf in Fiesko's und Wallenstein's großen Seelen dargestellt!"

„Das zweite Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's ist das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verleugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Äußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angeborenen Adels. Ihr reiner Gegensatz ist das Gemeine und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaume und Gängelbande ziemt. Kräftig, frei, selbständig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menschen ihr alltägliches Dasein hinschleppen. Es ist höchst bezeichnend für die Poesie Schiller's, daß alle seine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Wesen an sich tragen, das auch im wirklichen Leben den höchsten Adel der menschlichen Natur zu bezeichnen pflegt. Alle seine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirne. In seinen ersten Gedichten mochte man wol diese freie, kühne Geberde etwas ungeschlacht und eckig finden, — aber wer sollte nicht durch eine rauhe Hülle in den festen, reinen Demantkern der edlern Natur hindurchschauen?"

„Das dritte und höchste Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schiller's ist das Feuer edler Leidenschaften. Von diesem Feuer ist jedes große Herz ergriffen. Ohne diese Glut edler Leidenschaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieses himmlische Feuer und alle seine Schöpfungen sind davon durchdrungen. Schiller's Poesie ist starker, feuriger Wein, alle seine Worte sind Flammen der edelsten Empfindung. Die Ideale, die er uns geschaffen, sind echte Kinder seines glühenden Herzens, getheilte Strahlen seines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern aber behauptet Schiller den Vorzug der reinsten und zugleich der stärksten Leidenschaft. Keiner

von so reinem Herzen trug dieses Feuer, keiner von solchem Feuer besaß diese Reinheit. So sehen wir den reinsten unter den irdischen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanze und einer innern Glutkraft brennen, gegen die jedes andere Feuer matt und trübe erscheint. — Fragen wir uns, ob es eine keuschere, heiligere Liebe geben mag, als sie Schiller empfunden und seinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir sie wieder so feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchste Seelenstärke weckend, die ungeheuersten Opfer duldend? Von ihrem sanften Reiz, vom ersten Begegnen des Auges, vom ersten leisen Herzschlag bis zum erschütternden Sturme aller Gefühle, bis zur überraschenden Heldenthat jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertode der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum ihrer Schönheit, wie eine heilige Musik, vom weichsten Molltone bis zum vollsten Sturme der gewaltigsten Klänge. Die Glut des begeisterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menschheit gelten soll, und hier waffnet sich sein Genius mit dem Flammenschwerte des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegerischen Engels mit den Geistern der Tiefe begonnen. Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen und er trat geharnischt in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeisterter Prophet verkündigt er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrechte folgt. Die Wahrheit seines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Glut der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, sondern immer nur glänzend und schlagend hervorgehoben. Die Freiheit, die vom Rechte unzertrennlich ist, war seinem Herzen das theuerste Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrechte ausgeht und zum Unrechte führt, gehörte unter die dämonischen Gewalten, die sein Genius kräftig bekämpfte. Wir besitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit so feuriger Begeisterung, mit so schönem Schmucke der Poesie, aber auch keinen, der sie mit so reiner, unbestochener Gesinnung, mit so triumphirender Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargestellt hat. Sein Genius gehört der Menschheit an. Die Rechte der Menschheit, vom höchsten Standpunkte aus betrachtet, vertritt sein Marquis Posa; für die Rechte der Völker tritt die

Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen seinen übrigen Helden sehen wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampfe, und Schiller offenbart hier denselben Reichthum des Genies, wie in der Liebe." — —

Und Schiller's Ideen und Grundsätze sind nicht verloren gegangen; sie gewinnen täglich mehr Macht über die Gefühle und Herzen, über die Köpfe und Überzeugungen und werden immer mehr Macht gewinnen über die Handlungen und den Willen nachfolgender Generationen!

In Schiller's lyrischen Gedichten bewundern wir den Reichthum an Ansichten, die Klarheit der Gedanken, die Wärme des Gefühls, die Tiefe der Wahrheit; sie sind ebenso zartsinnig und weich, als gediegen und kräftig. Überall, selbst in den Gesellschaftsliedern (z. B. Lied an die Freude, Gunst des Augenblicks, Punschlied, Dithyrambe u. s. w.) mahnt uns die heilige Stimme seines höhern, nach dem Ideale gerichteten Sinnes; denn Schiller wußte es als seligste Erfahrung aus dem eigenen Leben, daß das weiche Herz des Menschen im Augenblicke der Freude für das Bessere am empfänglichsten ist. In seine Lieder legte Schiller sein Glaubensbekenntniß, und nirgends spricht sich sein eigener Kampf zwischen Idealem und Realem, zwischen der lastenden Wirklichkeit und himmlischen Freiheit, zu welcher der Mensch flüchten muß, wenn er das bessere Ich im Sturme der Welt bewahren will, — rührender, schöner aus, als im „Antritt des neuen Jahrhunderts", wo die Welt zwar endlos vor unsern Blicken liegt und doch auf ihrem unermessenen Rücken für zwei Glückliche nicht Raum ist, wo nur in des Herzens stillen heiligen Räumen das selige Gebiet der Freiheit, und im Gesange nur die ewige Schönheit blüht. Welche Sehnsucht des Dichters nach dem höhern Glücke tönt aus dem „Pilgrim", aus der „Sehnsucht" und denselben Gefühlen begegnen wir in: „Götter Griechenlands, Macht des Gesanges, Graf von Habsburg, Worte des Glaubens, die Ideale, Klage der Ceres, Spaziergang, Glocke, die Künstler, das Ideal und das Leben, Mädchen aus der Fremde, Theilung der Erde, Pegasus im Joche, das verschleierte Bild zu Sais" u. s. w.

Sowie Goethe Meister in der Ballade, so ward Schiller das Musterbild für die Romanze; er fiel auf diese kleinen epischen Dichtungen, sobald er, besonders durch den Umgang mit Goethe, ruhig in die Welt blicken lernte und einsah, daß auch in der äußern Erscheinung eine Welt des Idealen liege und daß es nur darauf ankomme, sie aufzufassen. Bei der Romanze beruht das Interesse nicht auf dem Äußern, auf dem Factum, wie bei der Ballade, sondern hier kommt es auf die Motive der That, auf das ideale Selbstbewußtsein, auf die im Innern waltende Macht der freien Sittlichkeit, auf den gebildeten menschlichen Geist und auf dessen Verherrlichung an. Die Romanze ist nicht, wie die Ballade, an den Glauben und den Geist des einzelnen Volkes gebunden, sondern sie geht von allgemeinen Wahrheiten aus; ihre Seele ist das Princip der sittlichen Freiheit; ihre Personen sind Träger einer höhern, die Natur und das Leben beherrschenden Idee; die Romanze stellt das Leben und dessen Erscheinungen als Resultate einer höhern, im Menschen liegenden Idee dar; sie hat die Versöhnung des Idealen und Realen zur Aufgabe; sie zieht alle Begebenheiten des menschlichen Lebens in ihre Kreise, sobald sie nur als Ergebnisse einer leitenden Idee erscheinen; sie beherrscht das ganze geschichtliche Leben aller Völker und Zeiten. Die Romanze war daher auch das geeignetste Feld gerade für Schiller, und er wurde, wie in der Zeit der erste romantische Dichter, so in der Romanze selbst ein unübertroffener Meister. Der eigentliche Lebenspuls in allen Schiller'schen Gedichten ist auch derselbe in seinen Romanzen, nämlich die im denkenden Selbstbewußtsein vom Dichter erkannte Idee der Freiheit. Alle seine Romanzen haben einen reinen, hohen, christlich-ethischen Grund; ihre Welt ist der sittliche Geist und der Sieg dieses Geistes über alle Kräfte der Natur, über alle Triebe und Leidenschaften. Der Stoff, die That, das Factum ist in allen Schiller'schen Romanzen nur Staffage und Nebensache; das wahre Interesse strömt erst aus ihrem sittlichen Gehalte und dessen ästhetischer Belebung; die Handlung ist nur in sofern wichtig, als sie die Verwirklichung, Veranschaulichung und Offenbarung eines sittlichen, großen, freien, energischen Willens ist. Bewunderungswürdig bleibt es dabei, wie Schiller auf diesem Boden innerlicher Vorgänge den künstlerischen Anforderungen und poetischen Interessen im höchsten Grade

Genüge leisten konnte. Mit welcher vollendeten Kunst verstand er dieses innere Leben durch Sprache, Metrum, Reim zu versinnlichen; mit welcher Genialität verstand er es, diese ideale, romantische Welt durch eine passende, höhere, farbenreiche Sprache, durch einen kühnen Schwung der Rede, durch kunstreiche rhythmische Bewegung, durch reiche prächtige Formen zu heben und zu beleben. Alle seine Romanzen (z. B. der Handschuh, Taucher, Bürgschaft, Kraniche des Ibikus ꝛc) sind goldene Früchte in kunstreichen Schalen; der Graf von Habsburg zeigt, wie die Demuth vor dem Göttlichen zum Gipfel irdischer Macht und Hoheit führt; — der Drachenkampf lehrt den Sieg des Gehorsams über den innern Stolz und Aufruhr des Herzens, den Sieg der freien Sittlichkeit über das starre, positive Gesetz; Fridolin offenbart, wie die Unschuld der Gefahr entgeht, wie der Böse untergeht durch die Ungeduld seiner tückischen Natur.

Schiller war auch ganz dramatischer Dichter und der wahre Begründer unserer Bühne; seine dramatischen Werke stehen unter allen, die er hervorgebracht, oben an. Er hatte das klarste Verständniß, welche Kunstgestalt des Schauspiels den Forderungen und Bedürfnissen unserer Zeit und Bildung zusagte und dem deutschen Volkssinne angemessen war. Wie in allen übrigen Dichtungen, so auch in dieser suchte er die Idee der Freiheit, welche das Ziel und der Zweck seines ganzen Lebens war, zur poetischen Wahrheit zu gestalten. Er setzte auch hier zuerst die höhere Idee in Gegensatz der gemeinen Wirklichkeit, beide in unauflöslichem Kampfe; er rang nach einem Ideale, was kein menschlicher Geist erreichen kann; ein zweiter Prometheus strebte er nach dem himmlischen Feuer, was dem Sterblichen versagt ist. Aus dem Grunde bildete er die Komik ungleich weniger aus als die Tragik, in welcher sein auf das Erhabene und Ernste gerichtete Geist sich einheimischer fühlte; daher legte er auch selbst in die Zeichnung seiner weiblichen Charaktere mehr Größe und Würde als Weichheit und Grazie; vor Allem und mit Recht mußte solchem Charakter das kleinliche Treiben des alltäglichen Lebens als ein schlechter Stoff für die Bühne verhaßt sein. Schiller sah in der Tragödie den letzten Zweck aller Kunst und dieser Zweck war ihm gerade die Darstellung der moralischen Freiheit des Menschen. Einem solchen Manne, der vor dem ruhigen Glücke den Kampf

der Unabhängigkeit des Menschen mit Natur und Schicksal preist, — dem es weniger darauf ankam, daß unsere gesammten Kräfte im ebenen Gleise des Lebens Übung finden, als daß wir zum höchsten Bewußtsein unserer moralischen Natur gelangen, das nur im Kampfe zu erreichen ist, — einem solchen Manne mußte das Trauerspiel ausschließlich zusagen, dessen eigentliche Aufgabe die Schilderung eben dieses Kampfes ist. Schiller's ganzes Leben war ja ohnehin höchst tragisch: er verfolgte seine dichterische Laufbahn mit einer ungeheuern Energie; selbst mit Gewaltstreichen schaffte er sich Bahn aus drückenden Verhältnissen, aus Noth und Krankheit; er arbeitete sich durch Brotstudien und weite Umwege der Wissenschaft und sein titanisches Streben von seiner Jugend bis zu seinem letzten Athemzuge gewährt das köstliche Schauspiel, was ein kräftig ringender Mann im Kampfe mit seiner Natur und seinen Verhältnissen zu erreichen vermag.

Werfen wir einen Blick auf die Schicksale und auf die Perioden der geistigen Entwickelung unsers großen Dichters, so finden wir, daß die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse war; er wuchs unter den Einflüssen einer dichtungssinnigen, frommen Mutter und eines sehr streng militairischen Vaters auf. Als die Schiller'sche Familie 1768 nach Ludwigsburg zog, sah der neunjährige Knabe zum ersten Male ein Theater und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter der Regierung des Herzogs Karl nur immer herzustellen vermochte. Die Wirkung auf den Knaben war mächtig; es eröffnete sich ihm eine neue Welt, auf die sich von jetzt an alle seine Spiele bezogen; Pläne zu Trauerspielen beschäftigten ihn von der Zeit an und weltbürgerlich sprang er schon als Kind über die enge Grenze des ihm noch unbekannten Vaterlandes hinweg. — Aufgenommen in die neu gegründete militairische Karlsschule zu Stuttgart, um Medicin zu studiren, wurde es dem hochaufstrebenden Knaben sehr schwer, die alle Freiheit des Geistes einengende und niederdrückende Erziehungsmethode dieser Fürstenschule zu ertragen. Der Herzog Karl von Würtemberg, der sich selbst zwischen Anhänglichkeit an alte Formen und zwischen Sinn für den neuen Geist theilte, wollte in dieser Fürstenschule die Söhne seiner Hofbeamten und Offiziere nach seiner

militairischen Laune wissenschaftlich dressiren lassen; die drückendste Subordination und die strengste Überwachung der geistigen Beschäftigungen war das Losungswort der verkehrten Methode. Je tiefer unser Schiller diesen Druck empfand und je steiler und dorniger die wirkliche Welt vor den Hoffnungen des Jünglings lag, desto kühner schwang sich seine Kraft in eine selbstgeschaffene ideale Welt empor, wobei er freilich nicht ohne Bitterkeit und Trotz die wirkliche anzuschauen sich gewöhnte; dabei nahm er aber doch den Stoff zu diesem Reiche der Ideale meistens aus der Wirklichkeit, und er hielt es für den höchsten Preis des Dichters, Thaten zu besingen, wie er denn auch umgekehrt des Dichters Preis die schönste Krone der Thaten nannte.

Von den vielen poetischen Jugendversuchen (lyrische Gedichte und Nachahmungen Klopstock's, Übersetzungen, Moses, ein episches Gedicht, Cosmus von Medicis ꝛc.) ist nur Weniges erhalten. Alles glich der Stimme eines gefesselten Riesen; er selbst verwarf entschieden seine Jugendproducte, deren Gebrechen er zum Theil fast schon im Momente der Geburt einsah. Nach einem Gelübde entsagte er endlich aller Poesie, so lange er in der Karlsschule lebte und ergriff ernstlichst das Studium der Medicin; nach beendigtem Cursus 1780 vertheidigte der geniale junge Doctor die Probeschrift: Über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen; alsbald wurde er Regimentsarzt und in der Praxis ausgezeichnet durch Geist und Kühnheit.

Als sein Schwur gelöst und die Pforte der Karlsschule für Schiller geschlossen war, eilte er mit neuer Lust zu den Musen; als achtzehnjähriger Jüngling schuf er das gigantische Werk voll ungebändigter Kraft, die Räuber. Die Vignette, welche zur Begleitung dieses Dramas von ihm und seinen jugendlichen Freunden entworfen ward, ein aufgerichteter Löwe mit der Unterschrift: In tyrannos, bezeichnete den Geist dieser Jugend. Über die Räuber äußerte sich Schiller selbst in der Folge: „Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich eben nur durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Misverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der mi-

litairischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die 400, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte; unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; unbekannt mit dem schönen Geschlechte, — die Thore dieses Instituts öffnen sich Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben es zu sein; — unbekannt mit den Menschen und dem Menschenschicksale, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, das naturwidrige Kind der Subordination und des Genius, ich meine die Räuber. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klageschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete."

Schiller war bei den zwei ersten Aufführungen der Räuber in Manheim gegenwärtig; aber die Reise dorthin hatte heimlich geschehen müssen und blieb nicht verborgen; ein vierzehntägiger Arrest war die Strafe. Zu eben dieser Zeit wurde Schillern durch einen andern Umstand sein Aufenthalt in Stuttgart noch mehr verleidet. Eine Stelle in den Räubern, wodurch sich die Graubündtner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beschwerde, und der strenge Herzog verbot deswegen Schillern, außer medicinischen Sachen, irgend etwas drucken zu lassen. Solches Ansinnen war für den Dichter eine desto drückendere Beschränkung, je günstigere Aussichten sich ihm durch den glücklichen Erfolg seines ersten Trauer-

spiels eröffneten. Ohnehin hatte die Aufführung der Räuber in Manheim, wo die Schauspielkunst damals auf einer hohen Stufe stand, ganz vorzüglich durch Iffland's Darstellung des Franz Moor auch auf Schiller zu mächtig gewirkt; die Aufnahme in dieser Stadt versprach ihm ein schönes poetisches Leben, dessen Reizen der junge Schwärmer nicht widerstehen konnte. Auch hatte er sich bereits mit dem Professor Abel und Petersen vereinigt, das Würtembergische Repertorium der Literatur herauszugeben, zu dessen ersten Stücken er selbst eine sehr strenge Recension seiner Räuber und einige Aufsätze: „Über das gegenwärtige deutsche Theater, den Spaziergang unter den Linden, eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte" lieferte.

Weil Schiller, selbst durch die Vermittelung des Freiherrn v. Dalberg in Manheim, die Erlaubniß, Stuttgart zu verlassen, nicht erlangen konnte, — aber seine Ungeduld von Tage zu Tage wuchs und eine unerklärliche Angst ihn quälte, — so entschloß er sich zur Flucht; während Alles in Stuttgart mit den Feierlichkeiten beschäftigt war, welche durch die Ankunft des damaligen Großfürsten Paul von Rußland veranlaßt wurden, schlich Schiller in heimlicher Verkleidung unerkannt aus den Thoren und wanderte unter fremdem Namen nach Manheim 1782. Aber kleinliche Rücksichten und Besorgnisse vor dem Zorne des Herzogs ließen den Freiherrn v. Dalberg, den vermeintlichen Schutzherrn Schiller's, nicht wagen, den Flüchtling in Manheim aufzunehmen. Der Getäuschte wandte sich nun flüchtig nach dem Frankenlande. Die äußern Fesseln in Stuttgart waren nun zwar abgeschüttelt, aber dafür lag auch seine Muse jetzt nieder in den noch schwerern Banden des Geistesunmuths; in verstecktem Aufenthalte weilte er unter Noth, Angst, Aufgegebenheit in Oggersheim. Jedoch seine Seele fing allgemach an, sich unter den Widerwärtigkeiten des Geschicks zu läutern, wie die Goethe's in Italien unter dem Lächeln des Glücks; ein vortrefflicher Kern, eine wachsende heitere Männlichkeit und Standhaftigkeit, hohe Sittlichkeit und ein sich immer mehr fassendes Gemüth trat täglich klarer bei jeder Gelegenheit und in allen Äußerungen ans Licht. Alsbald fand Schiller einen genügenden Zufluchtsort in der Nähe von Meinungen zu Bauerbach, auf einem Gute der Edlen von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit

ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Hier unter den Ruinen des Schlosses Henneberg, wo einst die mächtigen Beschützer der Dichtkunst hausten, im Umgange mit wenigen, aber edlen Menschen, hier fand sich Schiller ganz wieder und sammelte sich, da der kalte Empfang draußen in der Welt den aus seinem eisernen Gitter entflohenen Jüngling mit seinem heißen Herzen fast schon zum Menschenhasse getrieben hatte. Die mütterliche Huld der neuen Freundin wirkte veredelnd und verklärend auf ihn und machte den zu einem guten Menschen, der, wenn er schlecht geworden wäre, Gelegenheit und Kraft gehabt hätte, Tausende zu verderben. Sorglos und ungestört widmete er sich hier ganz seinen poetischen Arbeiten und die Früchte seiner Thätigkeit waren Fiesco, Kabale und Liebe. Die Räuber waren ein Nothruf der Verzweiflung bei der bürgerlichen Zwangherrschaft, deren Scheußlichkeit eben darin lag, daß, wer ihr entgegenstreben und Verbesserungen einführen wollte, nothgedrungen zum Verbrecher werden mußte; es ist ein gräßliches Bild der Zerrüttung des Familienlebens in erschrecklicher Klarheit. — Bei aller schroffen Größe bekundet sich schon ein viel besonneneres Leben in Fiesco und Kabale und Liebe; auch in diesen beiden Stücken gibt das Laster den Anstoß. In Fiesco erscheint die Zerrüttung des Staatslebens; damit eröffnete sich Schiller's Richtung auf das historische Gebiet, um an der Hoheit und Herrlichkeit der Vorfahren die Nachkommen zu entzünden; er betrat hiermit den Weg, auf welchem er groß geworden; er baute das Werk der tragischen Dichtung auf dem Boden der Geschichte auf und suchte die idealste Tendenz der Dichtung an den realsten Stoffen geltend zu machen. In Kabale und Liebe erscheint die Zerrüttung des Hoflebens; die Ketten der Standesvorurtheile werden mit Gewalt durchbrochen, den kriechenden Insektenseelen der Hofämter wird die Allmacht der Leidenschaft und die Riesenkraft der Liebe, dem kalten Wappenadel wird der persönliche entgegengesetzt.

In dem Verhältnisse und der Stimmung Schiller's auf der Militairakademie wurzelten zunächst freilich diese drei Dramen; aber diese Gegensätze zwischen seinem Ideale und der gemeinen Welt hielt er durch sein ganzes Leben fest. Zündend und anregend, wie der Götz und Werther von Goethe, fielen die drei Schiller'schen Dramen in die Herzen des deutschen Volkes; dieses

ideale Streben nach den Höhen der Menschheit fand überall Anklang und Bewunderung. Zugleich wurde das deutsche Volk in überraschender Weise von den wahrhaft nationalen Tendenzen dieser Tragödien ergriffen; ihr Einfluß von der Bühne herab war unermeßlich, denn die unaussprechlichen Sympathien mit diesen Stücken ruhten auf dem sichern Griffe nicht allein in die ganze damalige politische Stimmung des Volkes, sondern auch vorzüglich in die weichste und empfindlichste Seite der unbändigen Jugend überhaupt, welche stets durch Bilder männlicher Thatkraft und hochsinniger Freiheit, durch kühne Reisende und furchtlose Entdecker, durch Ritter und Räuber, durch tapfere Feldherrn und freimüthige Kämpfer gefesselt wird. — Man frage nicht, wer hier in diesen Erstlingsfrüchten größer gewesen sei, ob Schiller oder Goethe, sondern man erinnere sich hierbei lieber an Goethe's neidloses Wort zu Eckermann: „Das Publicum sollte sich nicht streiten, wer größer sei, Schiller oder ich; es sollte sich vielmehr freuen, daß überall ein Paar solche Kerle da sind, über die sie streiten können." — Mit diesen drei Tragödien und einigen kleinern Gedichten (z. B. die Schlacht, die Kindesmörderin ꝛc.) schließt sich in Schiller's Dichterleben die erste Periode, die stürmische Zeit der mächtig und regellos aufstrebenden Kraft. —

Seine zweite Dichterepoche begann 1783, da er nach Manheim zog und als Theaterdichter in genauere Verbindung mit der dortigen Bühne trat, auf welcher Iffland, Beck, Beil u. s. w. glänzten. Er entbrannte voll Enthusiasmus für ein Amt, in welchem seine Leidenschaft aufging; er betrachtete ja die Bühne nach ihrem höchsten Einflusse auf den Menschen als eine moralisch-ästhetische Bildungsanstalt; sie war ihm eine Schule praktischer Weisheit, eine mächtige Bundesgenossin der Religion und des Gesetzes. Es lag zugleich in Schiller's Charakter, bei jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Plänen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Eine dramaturgische Gesellschaft zur Vervollkommnung der manheimer Bühne wollte er zunächst stiften, und die 1784 unternommene Zeitschrift „Rheinische Thalia" sollte vorzüglich dazu mitwirken. Mit jugendlichem Vertrauen warf er sich dem Publicum in die Arme. „Alle meine Verbindungen sind jetzt gelöst," schrieb er; „das Publicum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter.

Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen; dieses nur fürchte ich, dieses verehre ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele."

In dieser Zeit wurden auch die ersten Scenen von Don Carlos begonnen; die Vorlesung dieser Scenen an dem landgräflich hessischen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabei gegenwärtigen Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt und von ihm zum Rathe ernannt wurde. Diese Auszeichnung von einem Fürsten, der mit den Musen vertraut und nur an das Vortreffliche gewöhnt war, machte unsern Schiller überglücklich und bahnte ihm seinen nächstfolgenden, einflußreichsten Lebensabschnitt.

Die täglich wachsende Sehnsucht nach einem ebenso sichern und unabhängigen, als erweiterten Geschäftskreise trieb ihn 1785 zu einem Besuche nach Leipzig, wo ihn viele Freunde erwarteten; heiter verlebte er einen glücklichen Sommer in Gohlis bei Leipzig, wo auch das Lied an die Freude geschaffen wurde. Darauf wanderte Schiller nach Dresden und Loschwitz in den Umgang mit Theodor Körner's Vater, wo er an dem Don Carlos auf das Eifrigste weiter arbeitete. Die Vorstudien dazu leiteten ihn allmälig in das historische Gebiet und machten ihn schwankend bei der jetzt nothwendigen Wahl einer unabhängigen Existenz, ob Medicin oder Geschichte sein Lebensberuf sein sollten; er wählte das Letzte, und durch die Vorarbeiten des Don Carlos veranlaßt, erschien alsbald die Geschichte des Abfalls der Niederlande. Schiller war zwar noch Jüngling, aber welchen tiefen philosophischen Untersuchungsgeist beurkundete er doch schon in diesen historischen Schriften; welche lebendige Darstellung hatte er, welche glänzende Schreibart, welche Würde und Anmuth des Vortrags, welche musterhafte Einfalt und Helligkeit in der Anordnung des Stoffes, welche Leichtigkeit in der Zusammenstellung und Gruppirung der Massen, welche dramatische Entwickelung der Charaktere, und wie waren diese historischen Studien zugleich der glänzendste Beweis seines dichterischen Fleißes! In diese Zeit seiner Geschichtsforschungen gehört auch seine Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen, später

als Studien zum Wallenstein die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Wie jeder mit Fülle des Geistes und des Gemüths reichbegabte Mensch, der früher den Genuß des Lebens entbehren mußte, — setzte auch Schiller, da ihm die Freiheit geworden, den Becher der Freude an die empfängliche Lippe und leerte ihn oft und gern in glühenden Zügen. Aber seine Freuden waren genial und edel, wie er selbst. Gern mochte er sein dem Großen und Schönen geweihtes Herz den Gleichgesinnten öffnen und im Austausche der verwandten Gefühle sein Dasein vervielfachen. Innig rührte ihn der hohe Reiz der Natur; das Erhabene und Schauerliche in ihr sprach ihn mächtig an. Oft und gern folgte er im leichten Kahne dem rauschenden Strome, wenn Stürme die Wellen durchbrausten und schwarze Gewitter um ihn flammten. Wenn er die Elemente im Kampfe erblickte, dann fand er die Harmonie in der eigenen Brust und strömte seine Gefühle in den Saiten aus (z. B. Resignation). Dabei wurde mit Ernst gearbeitet, vorzüglich die Nächte hindurch; wenn das verworrene und verwirrende Treiben draußen schwieg, dann sprach der Genius vernehmlicher und klarer in ihm; an der verlöschenden Fackel des Tages entzündete sich die Fackel seiner Begeisterung und mit der Morgenröthe erst schloß sich das Auge zum Schlummer.

Jetzt wurde auch der Don Carlos vollendet. Der Gang von Schiller's eigenen und innern Veränderungen bildete sich in der Geschichte dieses Dramas ab. Er hatte sich zu lange mit dieser Arbeit getragen und während des Aufbaues zu beträchtliche Fortschritte, zu viele Studien in Geschichte und Philosophie gemacht, als daß solche innere Läuterung nicht Einfluß auf die Ökonomie und Einheit des Dramas hätte haben sollen. Zuerst war die trostlose Leidenschaft des Prinzen, das zerrüttete Verhältniß der Familie, der Druck des Despoten auf seine nächsten Umgebungen das Hauptaugenmerk; es war also anfänglich auf ein Familienstück, auf ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause, wie es Schiller selbst nennt, abgesehen; sobald aber Posa in den Vordergrund trat, verwandelte es sich in ein historisches im großartigsten Style. Und bei aller zerrissenen Einheit blieb doch der Kern unverletzt. Aus allen Gegensätzen des Idealen und Wirklichen in Natur und Convenienz griff Schiller den kolossalsten her-

aus und stellte Weltbürgerthum gegen Cabinetskniffe, den hellen Tempel der Vernunft und Freiheit gegen die Maulwurfsgänge der dunkelsten Tyrannei, die Sonne des Naturrechts gegen das trübe qualmende Licht der Pfaffenwillkür, die Menschheit mit ihren ersten und heiligsten Anforderungen gegen die überkünstelte Staatsmaschine, menschliche Willkür gegen göttliche Weltordnung; ja noch mehr: er kämpfte in diesem Drama gegen sich selbst einen riesenhaften Kampf, theils mit dem eigenen Drange, seine eroberten philosophischen Ideen von Freiheit und Weltbürgerlichkeit anzuwenden, theils mit dem heißen Streben seiner Phantasie, den geschichtlichen Stoff zu idealisiren und doch die in dieser Beziehung entworfenen Charaktere durch psychologische Kraft und Wahrheit zu individualisiren.

Außer dem Don Carlos entstand noch der Entwurf zu dem Romane: „Der Geisterseher". 1787 geschah die Bekanntschaft mit Goethe, als dieser aus Italien zurückkehrte; besonders durch Goethe's Veranlassung wurde Schiller als Professor der Geschichte nach Jena berufen; das neue Amt trat er 1789 mit der Rede an: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte.

Hiermit begann die dritte entscheidende Lebensperiode unsers Dichters. Geschichte wurde zunächst nun Lieblingsstudium; die Ahnung großer unbebauter Felder hatte für ihn unendlichen Reiz; mit jedem Schritte gewann er an Ideen und seine Seele wurde weiter mit ihrer Welt; es hatte für ihn ein unnennbares Interesse, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen; aber es war ihm auch nur ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben, wie es der Grieche und Römer, überhaupt jede unreife Nation in der Jugend der Welt that; seinem philosophischen Geiste, seinem für die Menschheit begeisterten Herzen war solche enge Grenze durchaus unerträglich; sein Herz konnte bei einer so wandelbaren, zufälligen, willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation mehr?) nicht stille stehen.

Eine so begeisterte Ansicht von der Geschichte machte gleichwol unsern Dichterheros der Poesie nicht untreu; zwar reiften nur wenig poetische Producte (z. B. die Götter Griechenlands, Künst-

ler), aber viele Pläne zu poetischen Arbeiten wurden angelegt; so verweilte er lange bei dem Gedanken zu einem epischen Gedichte aus dem Leben Friedrich's des Großen. Schiller äußerte sich sehr entschieden über alle Schwierigkeiten, die aus der so nahen Modernität dieses Helden entstehen müßten; aber diese anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande konnten ihn nicht schrecken; weil er es am klarsten wußte, daß ein episches Gedicht im 18. Jahrhundert ein anderes sein müßte als eins in der Kindheit der Welt, so zog ihn diese Idee gerade am meisten an. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassung, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles sollte auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, sollte in einer schönen harmonischen Freiheit leben, sowie in der Ilias alle Zweige der griechischen Cultur lebten; ja man sollte es singen können, wie die griechischen Bauern die Iliade und wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. — Auch das Studium der Griechen hatte jetzt den größten Reiz für ihn; er las fast nichts als den Homer; die Früchte dieser Studien waren die Übersetzungen der Iphigenia in Aulis, einzelne Scenen aus den Phönizierinnen und Virgil's Äneis.

Während der Jahre des Aufenthalts in Jena war Schiller mit den meisten dortigen Gelehrten, mit Paulus, Schütz, Hufeland in freundschaftlichsten Verhältnissen, aber in genauester Verbindung mit Reinhold; da konnte es wol nicht fehlen, daß er durch diesen Denker auf die Kantische Philosophie aufmerksam und durch diese Weltweisheit auf das Höchste angezogen wurde; besonders widmete er der „Kritik der Urtheilskraft" seine schönste Zeit und Kraft und legte die Resultate seiner Forschungen in den classischen, bahnbrechenden, unsere ganze moderne Ästhetik begründenden Abhandlungen nieder. In der Schrift: Der Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen bewunderte man mit Recht die großartige Ansicht, mit welcher Schiller diese poetische Gattung und zugleich die moralische Natur des Menschen betrachtete. Eng verbunden damit war seine Lehre „über die tragische Kunst, über das Erhabene, über Anmuth und Würde; Anmuth war ihm der Ausdruck einer schönen Seele, — und Würde der Ausdruck der erhabenen Ge-

sinnung; die große Tendenz dieses Aufsatzes war die Hinweisung auf ein Ideal vollkommener Menschheit, das die völlige Harmonie zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit verlangt, Keines von Beidem auf Kosten des Andern bevorzugt oder unterdrückt. Noch bedeutungsvoller waren die Briefe über „die ästhetische Erziehung des Menschen", eine der seltensten und gediegensten Schriften unserer Literatur; Schiller's lang gekämpfter innerer Kampf nahte sich einem glücklichen Ausgange; der Sieg war da und der Heros stand auf den Höhen der Zeit; mitten in den Stürmen der französischen Revolution und bei der aufgeregtesten Theilnahme an diesem ungeheuern Völkerwehe bewies Schiller, daß politische Verbesserungen nur von Veredlung des Charakters ausgehen können, und daß das Werkzeug der Veredlung die schöne Kunst sei; gewiß das Höchste und Edelste, was von der Kunst im Allgemeinen gesagt werden kann. — Von der Vollendung des Dichters gab die Schrift: „Über naive und sentimentale Dichtkunst" Rechenschaft; sie wurde die fruchtbarste und einflußreichste unter allen ästhetischen Schriften Schiller's. Wegen der darin enthaltenen Urtheile über einzelne Dichter ist sie nicht nur eine wichtige Quelle für die Geschichte unserer Dichtung des 18. Jahrhunderts und eine köstliche Parallele (durch die beiden Gegensätze der naiven und sentimentalen Dichtung) zwischen Goethe und Schiller selbst, sondern man findet auch darin, nach Humboldt's Urtheile, über den Begriff des Schönen, über das Ästhetische im Schaffen und Handeln, über die Grundlagen aller Kunst und über die Kunst selbst alles Wesentliche enthalten und zwar in einer Weise, über die es niemals möglich sein wird hinauszugehen, sodaß in diesem ganzen Gebiete kaum eine Frage möglich bleibt, deren richtige Beantwortung sich nicht zu den hier aufgestellten Principien hinaufführen läßt. Die anregende Kraft dieser ästhetischen Aufsätze wirkte auch weit über die ästhetischen Kreise hinaus, indem sie fruchtbar für jede andere Wissenschaft, für jeden Beruf, für alle Interessen der Menschheit wurden. „Die Ideen jener Schiller'schen Aufsätze," sagt Gervinus, „strömten in die zartesten Gefäße des nationalen Bildungsorganismus; wir tragen sie in der Seele und wissen nicht woher, und es verlohnt sich wol der Mühe, an die vergessene, den Meisten vielleicht nie

bekannt gewesene Quelle wieder zu erinnern, wobei Mancher erstaunt sein würde, den schönsten Theil seiner Empfindungen, Einsichten, Hoffnungen aus ihr abgeleitet zu finden."

Aber bei aller Vertiefung in die schwierigsten Kunststudien und Theorien war Schiller's klares Auge immer theilnehmend auf die Menschen und ihr Geschick gerichtet: wie jeder große Genius lebte er ein doppeltes Leben, in seinem Berufe und in seiner Zeit, und ging in deren Forderungen ganz auf. Deswegen verfolgte er mit abzehrender Spannung die französische Revolution, im vollen Gegensatze von Goethe; kaum konnte er der Versuchung widerstehen, sich in den tragischen Proceß des Volkes gegen den unglücklichen Ludwig XVI. zu mischen, weil er hoffte, daß ein deutsches Herz, das sich mit Freimuth und Beredtsamkeit über diese Katastrophe erkläre, auf die richtungslosen Köpfe einen nachhaltigen Eindruck machen würde und daß, wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein lautes Urtheil spreche, man geneigt sein könnte, ihn als Wortführer seiner Nation anzusehen; Schiller hielt es für heiligste Pflicht, hierbei nicht unthätig zu sein, denn, schrieb er, „hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen; es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein."

Das Glück Schiller's wurde noch erhöht durch den Besitz einer liebenswürdigen Gattin, — durch den weit über die deutschen Grenzen hineilenden Ruhm, durch Rang und Titel, durch Ehrensold, selbst durch das ihm geschenkte französische Bürgerrecht, — aber leider auch bald wieder durch einen harten Schlag gestört: eine heftige Brustkrankheit zerrüttete seinen körperlichen Zustand für seine ganze übrige Lebenszeit. Alle Arbeiten mußten für die nächste Zeit ganz ausgesetzt werden. Sollte Schiller gerettet und wenigstens noch einige Jahre am Leben erhalten werden, so kam es darauf an, dem Ermatteten eine längere Zeit die sorgenfreieste Lage zu bereiten; dazu fehlte es in Deutschland weder an Willen, noch weniger an Kräften; aber ehe für diesen Zweck eine nöthige Vereinigung zu Stande kam, erschien völlig unerwartet die Hülfe aus dem Lande, woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielt, um seine Messiade zu vollenden, — aus Dänemark. Von dem Herzoge Christian von Holstein-Au-

gustenburg und dem Grafen Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von 1000 Rthlr. auf drei Jahre, ohne alle Bedingung und blos zu seiner Wiederherstellung angeboten und dieses Opfer wurde mit einer Feinheit und Zartheit dargebracht, die den Empfänger noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. In Schiller's jetzt erst bekannt gewordenen Danksagungsschreiben erfahren wir, wie der Zwang der Noth die Entfaltung seines Geistes gehindert hatte; „zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen," schrieb er, „und sich auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literärischen Welt unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, Beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Als ich endlich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zu einem andern Leben, um mit geschwächten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksale zu erneuen. So fanden mich die Briefe aus Dänemark." Schiller konnte ihnen nicht würdiger antworten, als daß er die bereits oben angeführten Briefe über ästhetische Erziehung dafür darbrachte, welche, nachdem die Noth zunächst durch die dänische Hülfe abgeschüttelt war, als das erste edlere Product des befreiten Mannes erschienen, dem er zur Reife nun die gehörige Zeit und eine beglückendere Muse widmen konnte.

Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war nicht zu erwarten; aber die Kraft seines Geistes, der sich nun vom Drucke der äußern Verhältnisse frei fühlte, siegte über die Schwäche des abzehrenden Körpers. Kleinere Übel vergaß Schiller, wenn eine begeisternde Arbeit vorlag; er hatte zwar nur noch wenige, aber schöne Jahre zu verleben; er genoß sie auch mit heiterer Seele und von dieser glücklichen Stimmung in der letzten Lebensperiode erntete die Welt die reifsten Früchte.

Nach der Rückkehr von einer Erholungsreise in die Heimath reifte in Schillern ein großartiger Plan, nämlich die Vereinigung der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift (die Horen), die Alles übertreffen sollte, was jemals von dieser Gattung existirt hatte. Durch die Herausgabe dieser Horen wurde denn auch Schiller zu der unauflöslichen, bedeutungsschwe-

ren Freundschaft mit Goethe geführt, der bereits, durch die Lectüre der Schiller'schen Abhandlungen sich als Mensch gestärkt und als Dichter gefördert fühlend, auch schon an Schiller geschrieben hatte: „daß sich Beide in ihrem Sein und Wollen als Ein Ganzes denken möchten, um ihr Stückwerk vollständig zu machen." Das ist der größte und schönste Sinn, der dem Zusammenwirken beider Männer gegeben werden kann. So traten denn für Goethe und Schiller durch ihr nunmehriges gemeinschaftliches Zusammenwirken und Leben neue Perioden, für Goethe die fünfte, für Schiller die vierte und letzte ein.

Goethe selbst fand anfänglich eine Vereinigung zwischen sich und Schiller, als zweien Geistesantipoden, nicht für möglich; als sie aber doch zur Herausgabe der Horen (1795) zusammengeführt wurden, da offenbarte sich zwar sofort die abstoßende, aber auch anziehende Kraft dieser zusammengehörenden Pole. Nachdem die aufbrausende, unstäte, intolerante Jugend bei Beiden vorüber war, wie es Gervinus erzählt, trafen Beide als abgeschlossene Naturen zusammen, reich, wie die letzten Reisegefährten auf einer langen, inhaltsreichen Reise, die sich am meisten zu sagen haben; sie wurden sich einander lieb, unentbehrlich durch den Reichthum, den Beide mitbrachten, durch das Fertige, Vollendete, Selbständige, was in Beiden lag, — und je mehr sie sich an einander gewöhnten, in einander hineinlebten, so wurde es ihnen von Tage zu Tage klarer, daß ihre getrennten Bahnen nach einem Ziele eilten, daß ihr verschiedenes Rüstzeug einen Zweck verfolgte, daß sie Beide nur Einer wären und Einer den Andern ergänze. Sie selbst erkannten am klarsten die Gegensätze ihrer eigenen Naturen, die nur in der Idee existirte; es gab Jeder dem Andern, was ihm fehlte, und es kam unter ihnen selbst dahin, daß dieser Tausch der Natur bis zur Täuschung für Andere führte; sie gelangten in Verständniß der Kunst so weit, daß sie Arbeiten zusammen schufen und in der Ausführung gingen sie so in ihre Manier gegenseitig ein, daß man anonym von ihnen erschienene Aufsätze in den Horen verwechselte. Der rastlose Trieb des Schaffens in Schiller und der unendliche Stoff in Goethe vereinte sich zu gegenseitiger Unterstützung und obiges goldene Wort Goethe's wurde Wahrheit, daß Beide ihr Sein und Wollen als

Ein Ganzes dachten und sie ihr Fragmentarisches vervollständigten.

Trefflich ist die Parallele, welche Gervinus zwischen Beiden zieht. Goethe, ein Meisterstück der Natur, war das Bild gegebener Vollkommenheit; Schiller mußte mit der Kraft des freien Willens sich Alles erst erobern. Goethe folgte dem Strome seiner Neigung willig, instinctmäßig, sein bahnzeigender Genius riß ihn mit; Schiller zwang diesen Strom mit dem Steuer eines klar bewußten und zielrichtigen Bestrebens, einer Alles überwindenden Thätigkeit, einer freien Selbstbestimmung. Goethe, dem die Sinne das Heiligste waren, nahm Auge und Ohr als die wackern Lootsen durch die schroffen Klippen von Wille und Urtheil; Schiller bestimmte den Lauf nach den Forderungen der Vernunft. Goethe ließ die Welt an sich herankommen; Schiller rückte ihr entgegen. Nach seinem egoistischen Lebensprincipe ging Goethe jeder Widerwärtigkeit aus dem Wege, litt hart bei jeder Unannehmlichkeit, wich jeder Schwierigkeit aus und hielt sich nur im Momente des ungestörten Glücks auf der Höhe seines Strebens und Wirkens; Schiller dagegen läuterte sich gerade unter Noth und Leiden und die Schule des Ungemachs wurde ihm der Aufruf zu der höchsten Erhebung. Goethe schloß sich mit voller Ruhe dem Vergangenen an; Schiller, bestimmend und schaffend, bereitete in unruhiger Geschäftigkeit die Zukunft vor. Die nie ermattende Beschäftigung war Schiller's liebste Begleiterin und um den Ernst, den keine Mühe bleicht, rauschte ihm der Wahrheit tiefversteckter Born; Goethe dagegen liebte die Zögerung. Schiller's rastloses Bestreben war durch große Erfolge gekrönt, aber er machte Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren; weniger sich anschließend an den Naturgang, ringend nach einem hohen selbstgesteckten Ziele, ankämpfend gegen den Druck äußerer Verhältnisse überbot er seine innere Kraft, eilte zu hastig und angestrengt auf der betretenen Bahn fort und sank als Opfer seines Strebens in zu früher Erschöpfung; mitten im breitesten Erguſse seiner Wirksamkeit raffte ihn das Schicksal hin, während Goethe stille und unmerklich den spätesten Ausgang nahm. Goethe war wie ein gedehnter Strom, im Gebirge entsprungen und beim ersten Laufe in raschen Absturz begriffen, dann den ruhigen Fluß im rei-

zenden Thale und zwischen geregelten Ufern bewegend, immer langsamer im flachen Bette der ebenen Gegend, unsichtbar und allmälig sich verlierend. Schiller war ein kurzer, wilder Uferstrom, in der Mitte seines Laufes in einem breiten See sich stemmend, den Weg bedenkend und abwägend, dann in geregeltem, aber schnell beendetem Lauf mit aller Kraft und in vielarmiger Mündung ins Unendliche sich ergießend. Es war die Idee der Freiheit, die Schillern bewegte, während Goethe auf der Seite der Natur stand und dies unterschied nicht allein den dichterischen, sondern auch den moralischen, den intellectuellen, überhaupt den menschlichen Charakter; aber gerade weil man die Bildung beider Dichter im großen Überschlage wie Natur und Cultur einander zur Seite und gegenüberstellen kann, so war keiner allein für sich vollkommen und normal. Beide theilten sich also dichterisch und menschlich zwischen Cultur und Natur, deren Bund jedoch Beide rühmen; Goethen genügte das, was die Natur in ihrer Reinheit Endliches erreichte; Schiller nahm in Aussicht, was die Cultur in ihrer Echtheit Unendliches erstrebte; das große Werk jener Versöhnung hat die Natur, so lange sie unentzweit und ungestört ist, im Besitze; sie ungetrübt zu erhalten war daher das Wahlwort Goethe's, der sich in diesem Besitze freuete und begnügte; diese Versöhnung durch Cultur herzustellen, war die Losung Schiller's. Schiller betrieb Philosophie und Geschichte und benutzte Beides zu seinen Dichtungen; Goethe blieb entschieden nur auf der antiken Kunst hangen; er wandte dem großen Schauspiele der Gegenwart den Rücken, ebenso dem der Vergangenheit und wollte sein zartes Seelchen nicht von der alten Schwiegermutter Weisheit, wie er selbst sagt, und von der mürrischen Hofmeisterin Wirklichkeit beleidigt sehen. Schiller streute in seine Dramen von der Befreiung Genuas, der Niederlande, der Schweiz, Frankreichs eine Saat, aus der über dem Grabe des Dichters sehr bald die Frucht der Freiheit aufschießen sollte und er war deswegen der eigentliche Revolutionsdichter, während Goethe besänftigend dem erschöpften Geschlechte zum Bedürfniß ist. Schiller's Dramen waren von Vaterlandsliebe durchdrungen und mahnten in schweren Zeiten an ernste Pflichten; mit welchen Empfindungen las man z. B. den Wilhelm Tell in jenen Jahren der französischen Zwingherrschaft; wenige Jahre

nachher brach der Tyroler Aufstand los und bald ergriff die deutsche Nation die Begeisterung zu ihrem Freiheitskampfe. Mit nationaler Sympathie ergriff Schiller das Volksleben in seinen Tiefen; daher kam es, daß eben in jenen Jahren einer kräftigen Emporraffung die nationale Theilnahme an Schiller hing und daß die Freiheitsjugend den großen Rivalen verachtete. So wird es immer bleiben, daß Schiller in Epochen der Aufregung und Spannung in der Achtung vor Goethe voraustreten, daß man, je nach der activen oder passiven Natur der Zeiten, den männlich „erzeugenden oder den mehr weiblich-empfänglichen, — den innerlichern oder den äußerlichern mehr hervorziehen wird. Wenn Goethe, fern von dem Schauplatze des Weltwirkens und ohne allen Sinn für das handelnde Leben den Menschen mit seiner Dichtkunst umfaßte und die Herstellung reiner Menschlichkeit und die naturgemäße Entwickelung in Anspruch nahm; so gab sich Schiller der Menschheit hin und focht für die Ausbreitung dessen, was als naturgemäß im Staat und Volke erkannt war. Schiller trat in den Kampf mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und rang mit Kraft und mit der Energie des kampfmuthigen Engels, um zu erschüttern, zu erheben; Goethe malte die Schönheit für ein glückliches Geschlecht. Nach Schiller'scher Ansicht in seinen Briefen über ästhetische Erziehung war Goethe ein naiver Dichter, war Epiker und Naturdichter; Schiller dagegen war sentimentaler Dichter, Tragiker und Kunstdichter. In beiden Dichtungsarten, in der naiven und sentimentalen ist aber auch die ganze Poesie umfaßt. Das Epos will durch den stillen Sinn des Ohres empfangen sein; die einfache Erzählung wird seine Gestalt, die jenseits aller der kleinen, subjectiven, lyrischen und didaktischen Formen liegt und daher der einfachsten Bildung nicht zu hoch, populär und für Jeden zugänglich ist; das Epos ist daher die repräsentative Form aller naiven oder aller Volks- und Naturdichtung. Die Tragödie dagegen ist die vertretende Form aller sentimentalen oder aller Kunstdichtung; sie liegt diesseits jener mittlern Gattungen der Lyrik und Didaktik, die sich zwischen Epos und Drama bewegen, und sie nimmt daher diese vier Hauptgattungen in sich auf; sie ist die eigentliche Culturpoesie und ist eine heroische fürstliche genannt worden. Beide,

die Tragödie und das Epos, liegen sich einander gegenüber, wie das Alter der Jugend, das große Streben und Ringen nach leitenden Vernunftideen dem schönen Leben und Dasein in der Blüthe der Phantasie. Zwischen diesen beiden Dichtungsarten theilten sich gleichsam unsere beiden Dichter, wie sie auch in den Unterarten, im Lyrischen und Didaktischen, gewissermaßen unter sich ein Abkommen trafen, sodaß sich also in ihnen der Kreis aller Dichtung umschrieb. — Beide dichteten zwar Epen und Tragödien; — aber während Goethe alle die verschiedenen Empfindungen und Leidenschaften des natürlichen Menschen, alle Wonne und alle Pein eines unbefangenen, der Forderung des lebendig schlagenden Herzens folgenden Sterblichen so treu und wahr, so vollendet zu verkörpern und musterhafte Lösungen eines psychologischen Räthsels zu entwickeln wußte; — so schrieb Schiller seine Dichtungen mit dem Griffel eines Dichters nieder, der in der eigenen schwellenden Brust es nachfühlte, wie der willendurchglühete, kräftighandelnde Mann muthig einen Gang wagt selbst mit dem unbezwinglichen Schicksale, und der uns in das lärmende Gedränge der Schlacht, auf den eigentlichen dramatischen Grund und Boden führt, wo trotzige Fürsten, beherzte Bürger um ihre Freiheit kämpfen. — Diesen allgemeinen geistigen Verhältnissen war es daher auch ganz entsprechend, daß Schiller Romanzen, Goethe Balladen dichtete; indem Goethe von einem Gegebenen, Unmittelbaren, von Außen an ihn Herandringenden angeregt wurde, pflegte Schiller von seinem Innern, von einer durch den Gedanken vermittelten Idee den Ausgang zu nehmen, in welchem Sinne man auch Goethe als den realen und objectiven, Schiller dagegen als den idealen und subjectiven Dichter bezeichnete. In dem Epigramme: „Die Übereinstimmung" gab Schiller selbst seine Stellung zu Goethe an:

Wahrheit suchen wir Beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen und so findet sie Jeder gewiß:
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt. —

Diese beiden größten und völlig verschiedenen Dichter traten nun zusammen, um gemeinschaftlich zu schaffen, um sich gegenseitig zu vollenden. Goethe selbst gestand, daß Schiller ihm die zweite Jugend verschafft, ihn wieder zum Dichter gemacht, was

er zu sein so gut als aufgehört habe; — daß aber auch Schiller durch ihn zu der Versöhnung zwischen dem Realen und Idealen, zu größerer Macht der Darstellung und rhythmischer Meisterschaft gelangt sei. Durch ihr Zusammenwirken ergänzte sich Jeder durch den Andern und participirte an dem ihm fremden System. „Sie tauschten geradezu die Rollen," sagt Gervinus, „und fanden da gerade den ungetheiltesten Beifall, wo Schiller dem realistischen, Goethe dem idealistischen Principe huldigte und in der That ruhte dieser Beifall ganz auf dem dunklen Gefühle der Anerkennung jener totalen Natur, die eben in diesen Producten am schönsten zu Tage kommt und die Mischung der Elemente, die diese Werke überhaupt möglich machte, war nicht allein für diese Männer, sondern für die deutsche Nation überhaupt ein Ruhm. Der hochgehende, tiefsinnige Schiller wurde nun populärer und der planere, an sich populärere Goethe wurde mehr Eigenthum der vornehmern Welt. Der seinem ganzen Ziele und Streben nach mehr für Männer schreibende Schiller wurde der Liebling der Frauen und der Jugend; — der in ewiger Jugend beharrende Goethe genügte nun mehr den Ansprüchen des Mannes. Schiller, der ganz Geist und Form war, sprach die Menge an, die mehr Materie sucht, und Goethe, der mehr Materie bot, befriedigte die Gebildeten, die der Form gewachsener sein sollten. Goethe, der scheinbar reichere Dichter fand einen engern Wirkungskreis und Schiller, der scheinbar ärmere den weitern. Dies hat Goethe selbst vortrefflich ausgedrückt, wo er sagt, daß, wenn man Schillern nicht so reich und ergiebig achtete, dies darum war, weil sein Geist einströmte in alles Leben und weil Jeder durch ihn gepflegt und genährt ward und seine Mängel ergänzte."

„Was nun aber auch," fährt Gervinus fort, „aus diesem Zusammenwirken, das auf beiden Seiten durchaus selbst für das hämischste Auge durch kein Wölkchen der Misgunst und Eifersucht getrübt ist, einzelnes Literärisches hervorging, das ist gering gegen das, was ein solches Verhältniß an sich Lehrreiches und Erbauliches in sich trägt, mit dem Schiller und Goethe, nach Humboldt's Äußerung, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch schon dadurch den deutschen Namen verherrlicht haben. Es lehrt uns jene Totalnatur des Menschen nach dem Muster dieser Männer als das Ziel un-

sers Strebens im Auge zu halten, nicht ausschließlich aber die etwaige Richtung, in die uns unsere individuelle Natur gerade geworfen hat; es lehrt uns die Einseitigkeit preisgeben, mit der wir uns häufig im eitlen Gezänke theilen. Sowie sich die Linien des doppelseitigen Wesens in Beiden vielfach durchkreuzen, daß sie uns gleichsam erst in dieser verschlungenen Gestalt ein gemeinsames Ganze darstellen, so sollen wir uns auch an diesem Ganzen ungetrennt freuen und aufbauen, wie es in der Absicht der Männer lag. Wer wollte zwischen Beiden wählen, wer die Grundlehre Beider, die Lehre von der vereinten, totalen Menschennatur so blind aus den Augen setzen! Nur einen Gesichtspunkt gibt es, aus dem man zwischen Beiden irgend einen Vorzug treffen dürfte: daß sich Jeder, der in sich die engere einseitige Natur erkannte, wieder nach dem Beispiele unserer Dichter selbst, in Opposition mit seiner Neigung gerade zu jenem unter Beiden wendete, der ihm fremder läge, damit er, eingesenkt in die Trefflichkeit auch der gegensätzlichen Natur, seine Mängel ergänze und von dem Gegenstücke seines Wesens anerkennend sagen lerne, was Goethe von Schiller sagte: „So sollte man eigentlich sein; denn nur wenn wir uns das Mangelhafte unserer Existenz bekennen und das auch zu sein streben, was wir nicht sind, dürfen wir hoffen, einigermaßen das zu werden, was wir eigentlich sein sollten."

„Der große Kampf von Realem und Idealem, von Sinn und Geist, auf den uns die Betrachtung Beider immer wieder zurückführen wird, geht durch alle Welt und richtet Spaltung an, die in dem Wesen des Menschen unvermeidlich gegründet liegen; jede Literatur hat ein solches Paar aufzuweisen, nach dessen feindlichen Gegensätzen sich die Massen zertheilen: zwischen Plato und Aristoteles, Zeno und Epikur, Rousseau und Voltaire ꝛc. hat sich der Streit nie geschlichtet und wird sich nicht schlichten, noch zwischen Lessing und Herder, Klopstock und Wieland u. s. w. Da liegt diese Kluft, über welche diese Männer selbst nicht hinwegkonnten. Daß aber Goethe und Schiller diesen Abschluß überwanden, daß sie in der Anschauung, in dem Austausche ihrer himmelweit getrennten Naturen einen Genuß, ein Bedürfniß fanden, das war das Erfreuliche, — — und es war das erste

und bis dahin einzige Zeichen, daß jene echte Cultur und Menschheit, die sie anstrebten, jene Versöhnung von Natur und Geist unter uns möglich geworden ist. Sie selbst wirkten dahin, mit schönem Beispiele ihre großen Theorien in der Wirklichkeit darzustellen und uns Deutschen muß dies ein Lob und eine Tugend heißen, der wir nachtrachten sollen und die um so lauter für die Echtheit unserer Bildung sprechen wird, in je weitere Kreise wir diese Mehrseitigkeit und Versöhnlichkeit des Geschmacks und der Einsicht verbreiten können; je aufrichtiger wir uns der gegenseitigen Vorzüge beider Dichter in ihrem eigenen Sinne ergänzend zu erfreuen vermögen. Gelänge es uns, einen solchen Standpunkt unserer Bildung festzuhalten, dann dürften wir, wie es Goethe von sich selbst aussagte, auch im Ganzen von der Zeit jener Verbrüderung unter Beiden eine neue Epoche rechnen!!" — — —

Das erste Zusammentreten beider Dichter fand also bei der Herausgabe der Horen (1795—1797) statt; daran schloß sich der Musenalmanach (bis 1801). Die Absicht war, in diesen Zeitschriften die Ersten der Nation um einen gemeinsamen Mittelpunkt zu sammeln; Kant, Fichte, Humboldt, Garve, Klopstock, Herder, Jacobi, Engel, Gotter, Matthisson, Schlegel u. s. w. wurden dazu berufen; mit solchen Kräften konnte nur Herrliches geschaffen werden; daher wurde das Buch epochemachend; am glänzendsten in diesem Sternenkranze waren Schiller's philosophisch-ästhetische Aufsätze; unsere Sprache feierte darin das Geburtsfest ihrer Classicität. Am merkwürdigsten in diesem Almanache, als Werk der vereinten Thätigkeit und Stimmung Goethe's und Schiller's waren die berühmten Xenien, oder die Charakteristik der nächsten literärischen Erscheinungen, ein Kampf in Distichen gegen jegliches geistige Unwesen, besonders gegen die Berliner allgemeine Bibliothek und gegen die Leipziger Zeitschriften. Der dadurch erweckte Aufruhr war ungeheuer; die geschleuderten Blitze verursachten überall die gewaltigste Explosion; die Angegriffenen und Überfallenen eilten zur Abwehr, versuchten Gegenhiebe, die aber matt abglitten an der gewaltigen Rüstung der Angreifer; man fing nun an zu schimpfen auf den „Furienalmanach", man schrie über die ehrlosen Pasquillanten, — und schwieg endlich im Bewußtsein gänzlicher Unfähigkeit gegen solche

Feinde zu kämpfen; Viele besserten sich auch; es erfolgte eine complete literärische Revolution in Deutschland.

Über Herausgabe dieser Zeitschriften vergaßen aber beide Dichter ihren höhern und würdigern Standpunkt nicht; von Schiller traten die schönsten seiner lyrischen und didaktischen Gedichte ins Leben (z. B. der Spaziergang, die Ideale, das Reich der Schatten u. s. w.); dann griffen Beide zu epischen Arbeiten, zu Balladen und Romanzen; Beide theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich aussuchten (Schiller nahm: die Klage der Ceres, Ring des Polykrates, Kraniche des Ibicus, Bürgschaft, Taucher, Ritter Toggenburg, Drachenkampf, Fridolin, Handschuh; — Goethe: Erlkönig, der Gott und die Bajadere u. s. w.). Dann concentrirte sich die bisher vielfach getheilte Thätigkeit Beider, indem Goethe zu dem Epos, Schiller zu den Drama sich wandte. Von Goethe erschien zunächst vollständig Wilhelm Meister; unverkennbar blicken darin Schiller'sche Grundsätze durch, die sich bei Goethe langsamen, aber um so sicherern und nachhaltigern Einfluß verschafften; allmälig brach der Schmetterling aus der Raupe, allmälig fing man an, auch in der Literatur, in der Ästhethik und Sitte auf Idealität zu dringen. Auf Wilhelm Meister folgten nicht nur eine große Menge Künstlerromane, sondern das Künstlerleben selbst schien als das einzige und wahre zu gelten. Kunst galt als Gipfel des Lebens; sie lehre — und das wurde der Wahlspruch des civilisirten Deutschlands — ein ideales Leben im wirklichen Leben. Dadurch wurde auch erst die Ästhetik geboren, wie sie die Vorzeit zwar geahnet, angedeutet, aber nie ausgebildet hatte; die Ästhetik erschien in ihrem würdigsten, heiligsten Gewande, als eine Vollenderin des Lebens. Selbst die Religion verschwisterte sich wieder enger mit der Kunst; sie wurde eins mir ihr; man glaubte nicht religiös sein zu können, ohne ästhetisch zu sein und die Zeit der schönen Seelen, die sich nur in dieser ästhetisch-religiösen Innerlichkeit bewährten, trat ein. — Auf Meister ließ Goethe Hermann und Dorothea folgen; ohne die wohlthätige Einwirkung Schiller's wäre dieses wunderliebliche idyllische Epos schwerlich entstanden.

Das Trauerspiel war indessen die poetische Heimath, zu der Schiller in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte;

er entschied sich zunächst für Wallenstein, der die Wahrheit veranschaulicht, wie die Selbstsucht den Todeskeim alles Großen, selbst Genialen in sich trägt. Dieses großartige politische Drama wurde der Hauptrepräsentant der deutschen Tragödie, welche zugleich durch die Episode der Liebe zwischen Max und Thekla und durch den Wunderglauben des Wallenstein in die Sphäre der lyrischen Romantik streifte. Goethe war hierbei Schiller's Vorbild, und rührend und wunderbar des Dichters Ringen und Suchen, um sich loszumachen von allem Idealen und einen Goethisch-realen historischen Grund zu bekommen; ja als er sich endlich fühlte, auf dem neuen Wege mit Vertrauen wandeln zu können, so nannte er dies die Frucht des Umganges mit Goethe. Als aber der Wallenstein vollendet war, so zeigte er doch so viel der Schiller'schen Eigenthümlichkeit, daß man nur gestehen mußte, die schöne Natur des Mannes sei unerschüttert und habe sich aus der befreundeten nur das angeeignet, was ihr zusagte.

Schiller selbst äußerte sich in einem Briefe darüber: „Ich sehe mich auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen; — ich hoffe auf rein realistischem Wege einen dramatisch-großen Charakter in Wallenstein aufzustellen, der ein echtes Lebensprincip hat. Vor dem habe ich, wie in Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich probiren, durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität zu entschädigen. — Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht; es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen und wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe — bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun. — Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgül-

tig und doch bin ich für die Arbeit begeistert; — den Hauptcharakter behandle ich mit der reinen Liebe des Künstlers." ——

Um dem Theater und Goethen näher zu sein, zog Schiller nach Weimar. Rasch folgten nun aufeinander Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell, — und doch ließen alle diese Schöpfungen ihm noch Zeit übrig, die Huldigung der Künste, Macbeth und Gozzi's Turandot für das deutsche Theater zu bearbeiten; später wurde auch Racine's Phädra und zwei französische Lustspiele, der Parasit und der Neffe als Onkel übersetzt. Zuletzt beschäftigte ihn ein neues dramatisches Gedicht, wovon die Geschichte des falschen Demetrius in Rußland der Stoff war. Bei diesem Werke, mitten im Vollgefühle seiner geistigen Kraft ergriff ihn der Tod; ein heftiger Rückfall seiner gewöhnlichen Brustkrankheit endigte sein schönes Leben den 9. Mai 1805 in seinem 46sten Jahre. Seine sterbliche Hülle ruht an der Seite des Großherzogs.

Wol nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer, als Schiller's frühes, unerwartetes Hinscheiden. Im Ringen nach dem Ewigen, Göttlichen war er ein Opfer geworden für Kunst und Wissenschaft. Hätte Goethe, sein großer Freund, den er sich zuletzt gewonnen, seine Absicht ausgeführt, den Demetrius im Schiller'schen Geiste zu vollenden, es wäre das schönste Denkmal Schiller's und Goethe's geworden. Goethe rief seinem verklärten Freunde mit Wahrheit nach:

„Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens!" —

„Ja wir dürfen ihn wol glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh dahinschied, kommt auch uns zu Gute; von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den leb-

haftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewollt und gewirkt, stets leben."

Nach Schiller's Tode fuhr Goethe rüstig fort zu schaffen und noch durch die ganze Zeit der nachfolgenden Romantiker zog sich seine rastlose Thätigkeit; jedoch nicht auf die Weise, als Schiller's Auge ihn noch umleuchtete. Wir erwähnen zunächst nur der Wahlverwandtschaften, welche zu den Romanen, in welchen die Leidenschaft gegen die Pflicht den Sieg davon trägt, — leider — den Ton angaben. Diese Dichtung wird immer durch seine innere Wahrheit und den Zauber Goethe'scher Darstellungsweise seine große Wirkung nie verfehlen und in der Geschichte des deutschen Romans einen Anhaltepunkt abgeben; aber es wird auch einen großen Theil des achtbarsten Publicums wenig befriedigen und erheben, weil ihm der Goethe'sche Hauptgrundsatz — seltsam genug — die poetische Versöhnung fehlt, welche eben in der Idee des geistigen Sieges selbst bei materiellem Untergange liegt. Auch schon aus diesem Grunde bleibt dieser Roman eine merkwürdige Erscheinung, daß der große Goethe hier so verletzen konnte und daß es einem solchen Genius nicht gefiel, in den heiligsten und schönsten Verhältnissen des Menschen nur die Erscheinungen sittlicher Schönheit zum Gegenstande zu wählen, anstatt, wie er hier gethan, die verwerflichste Halbheit und Schwäche, die sittlich häßlicher, weil sie verächtlicher als das Laster selbst, — mit so tiefsinnigem Fleiße und so großer äußerer Anmuth zu behandeln. Übrigens bleibt das Buch zugleich ein bedeutender Beweis von Goethe's geschichtslosem Sinne mehr, denn er dichtete die Wahlverwandtschaften zur Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung und während die Tyroler vergebens ihr Blut vergossen.

Während des Freiheitskampfes arbeitete er an Dichtung und Wahrheit und an einzelnen Balladen (z. B. Todtentanz, der getreue Eckardt, die wandelnde Glocke ꝛc.); dann vertiefte er sich mit seinen Gedanken in Kunst und Alterthum und wanderte in seinem Divan ganz nach Osten, je mehr im Vaterlande die unheimlichen Stunden zunahmen und Spannung eintrat zwischen den deutschen Völkern und ihren Fürsten. — — —

Goethe war der letzte noch lebende Heros aus jener Zeit Weimars, wo sich die vollendete Blüthe des literarischen Stre-

bens und Wirkens in unserm Vaterlande entwickelte; er rief einst die eigenthümlichsten geistigen Bestrebungen herauf und sah sie verschwinden; ihm, dem Grundsteine, der Kuppel und dem Schlußsteine des Riesenbaues war auch die längste Lebensdauer verliehen. Man verglich ihn, da alle Sonnen vor ihm bereits untergegangen waren, mit einer einsam stehenden hochragenden Tempelsäule. Aber, obgleich ganz neue Generationen der Geister um ihn aufstanden, war er doch, — und gewiß nur er allein im Stande zu bewirken, daß die Fäden, die ihn an diese neue Generation knüpften, nicht zerrissen. Auch die jugendlichen Dichter vereinigten sich um den greisen Goethe, und es galt geradezu für geistig vornehm, Goethen zu verehren. Es bildete sich, wie Steffens erzählt, eine Art Geniecultus um ihn, welcher sich einen esoterischen Charakter aneignen wollte und der eben den Grund legte zu der unerschütterlichen europäischen Celebrität, die dieser mächtige Geist mit einer Einstimmigkeit erwarb, die in ihrer Art einzig ist. Viele haben gemeint, es wäre für Goethe's Ruhm besser gewesen, wenn die Parze nicht zu lange gezaudert hätte und er, wie Schiller, seine zweite Hälfte, in vollster Kraft und höchster Thatenlust heimgegangen und nicht als Greis, dessen lebensvolles Auge von der Ermüdung überfallen wird; besonders da er selbst sagte: „Ein alter Mann ist stets ein Lear und man hat in zunehmenden Jahren genug zu thun, um sich so klug zu erhalten, wie man früher gewesen ist." — Aber solche Behauptung ist bei Goethe wenigstens nicht bestätigt. Der Himmel verlieh diesem Glücklichen auch in seinen letzten Jahren noch eine Kraft, die den körperlich Wankenden auch im Sturme ermuthigte und eine Geistesklarheit und eine Herzensfülle, welche die Königskrone des Dichterreichs auf seinem greisen Haupte festhielt. Die jüngsten Producte seines Geistes bildeten den Übergang des reichen Lebens zum vollendetsten Frieden, zur ungestörtesten Ruhe von Innen und Außen; zuletzt nur umgeben von solchen Vertrauten, die keinen Widerspruch thaten (Zeller, Eckermann), zog er sich aus seiner Weltherrschaft allmälig in die Bedeutsamkeit im kleinsten Raume zurück und übergab den um ihn lauschenden Freunden die schönsten Resultate eines Lebensweisen und verkündete, wie es sich geziemte, die Wahrheiten eines still einsamen Denkers, der vor dem letzten Schritte nicht zittert. Er schied von

uns den 22. März 1832 und ruhet in der fürstlichen Gruft neben Schiller.

Auf Goethe's Namen wird man zurückkommen, so lange deutsch geredet wird, und seine Dichtungen werden als Regulativ gelten für jegliche Schöpfung der Zukunft. Wahr ist's, daß auch diese hehre geistige Sonne von manchen Flecken verdunkelt wurde: seine Philosophie war kalt und eng; man soll hochherziger denken vom Vaterlande, von der Liebe, von den Offenbarungen der Geschichte, von den Geheimnissen der Religion; selbst die Kunst, welcher Goethe seine Altäre bauete, blieb in seinen Händen nicht immer ein heiliges Weihgefäß, aus dem er Himmelssegen und Gottesnähe auf die Gemeinde spendete. Dennoch hebt er sich als die leuchtende Feuersäule, die voranziehend die Bahn zum Lande der Verheißung zeigt; in der Geschichte der Kunst wird sich Goethe's Name wie die goldhaltigste Ader fortziehen und sich mit gediegenen Metallkörnern an die Wurzeln jener Bäume hängen, welche erst gepflanzt, dereinst aber auch mit weitausgreifenden Ästen sich entfalten und nicht blos zeigen werden, daß sie von grünem Holze sind, sondern auch süße Früchte tragen und erquickenden Schatten bringen können. Goethe bleibt die unversiegbare Quelle reiner Vorstellungen, gesunder Begriffe, weiser Lebensregeln und durch tausend Öffnungen haben sich diese auch in den Ideenkreis der Nation eingedrängt. Er hat uns die tiefe und breite Grundlage aller echten menschlichen Cultur gelegt, hat uns die vollkommensten und genauesten Umrisse zu dem Palaste der nationalen Bildung entworfen, die verschönernde Zierde zum Gebrauche in verschwenderischer Fülle dargeboten und die Natur und den Schmuck der Künste anzuwenden gelehrt. Das, worauf es ankommt im Leben, in der Wissenschaft und in der Kunst, hat er gekannt und durch Lehre, Vorbild und durch selbständige Schaffung gezeigt, wie kein Anderer vor ihm. Er ist das Gehirn der deutschen Literatur.

Und welchen Einfluß übte Goethe zugleich auf das Ausland! Gegen den Hingang des großen Naturdichters, der, wie Wienbarg sagt, mit Sophokles und Shakspeare aus einem Becher Unsterblichkeit trank, offenbarte sich jenes, durch Welthandel und Weltkriege und durch Deutschlands Freiheitskämpfe allerdings vorbereitete, aber dennoch staunenswerthe und an Zauberei streifende

Phänomen, daß das geistige Eigenthum Deutschlands, vorzüglich seine Geschichts-, Sprach- und Alterthumsforschungen unter dem Schutze des Friedens und der Allianzen in die Länder Europas ausgefahren wurde, daß deutsche Wissenschaft und Kunst entschiedene Siege bei allen Nationen erfocht und daß die Periode einer beginnenden Weltliteratur anbrach. Goethe hatte, indem er von den Fortschritten unserer Geistescultur sprach, unsere Sprache als eine Vermittlerin bezeichnet, in der sich einst alle Sprachen vereinigen würden und prophezeihete mit kühnem Seherblicke ihr die Erhebung zur Weltsprache! Und die Zeit schickt sich an, sein Wort wahr zu machen. Auf einmal und fast gleichzeitig erlitten die beiden modernen Hauptliteraturen, die englische und französische, sichtbar von Deutschland und ganz vorzüglich durch Schiller und Goethe revolutionäre Stöße, die in Frankreich eine hervorgebrachte altnationale Ästhetik und in England die seit Shakspeare ersteiften und gelähmten Fittige der Poesie in neuen Aufschwung versetzte. Die deutsche Poesie, früher das Kind der Schmach und Verborgenheit, sieht sich auf einmal in Schiller's, hauptsächlich in Goethe's Person zu einem höchst bedeutenden Einflusse auf die zwei Hauptvölker Europas gelangt; unsere großen Dichter, die Grenzen der Heimath weit überstrahlend, zwingen das stolze Ausland, aus dem reinen Borne deutscher Kraft und Schönheit neue Erhebung und neues Leben zu schöpfen. Das Staunen darüber wächst, wenn man erwägt, daß jene beiden Völker, scharf ausgeprägt in ihrer nationalen Besonderheit, feindlich seit Jahrhunderten, stolz und eitel auf ihre alten glänzenden Literaturen, von jeher ihren eifersüchtigen Hochmuth vereinigten zu beiderseitiger Verachtung der Deutschen und zur Verhöhnung unserer bärenhäuterischen Literatur. — Und nun muß sich der Fall ereignen, — daß — sowie die deutsche Wissenschaft ihnen bereits vorleuchtete und der deutsche Handel und deutsche Industrie Frankreich und England jetzt zittern macht — nun auch der eitle Franzose bei dem plumpen Deutschen in die ästhetische Lehre zu gehen anfängt und seine berühmten Lamartine, Victor Hugo ꝛc. von uns zu lernen beginnen, daß ihr angebeteter Götze Voltaire werthlos sei; — dahin muß es kommen, daß der stolze Engländer, der gründlichste Verächter des Deutschen, hinter seiner altgewordenen

Glanzliteratur, die anfing nach und nach langweilig zu werden, deutsche Köpfe auftauchen sah, von denen eine eclatante Regeneration der englischen Literatur ausging, also daß selbst die Scott, Byron ꝛc. dankbar ihren deutschen Lehrern die Hand reichten! —

Jedenfalls bis jetzt der schönste Punkt der deutschen Literatur!

L. Die Romantiker.

Die ganze Zeit von dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts bis ungefähr 1830 wird die romantische Schule unserer Dichtkunst genannt. Über ihre Entstehung und weitere Geschichte, ihre Zwecke und Mittel, ihren Geist und ihre Früchte, über ihre Licht- und Nachtseiten mögen folgende Bemerkungen genügen.

Kein Ort Deutschlands konnte sich beim Beginne des Jahrhunderts mit Weimar und Jena messen: denn Alles, was lernen wollte und lehren konnte, sammelte sich in Jena, und Alles, was eine poetische Ader in sich fühlte, weilte in Ilm-Athen. Goethe thronte daselbst als Präsident der hehren Geisterrepublik; um ihn die ebenbürtigsten Heroen Schiller, Wieland, Herder; daneben Jean Paul, Novalis, Tieck, die Schlegel, Hölderlin, Schmid, Kotzebue u. s. w.; am Gymnasium arbeiteten Musäus und Böttiger; die Bibliothek besorgten Vulpius und Riemer; am Hofe glänzten Seckendorf, Einsiedel, Knebel, die Hofdamen Amalie Ludecus (A. v. Berg), Fr. v. Wollzogen, Amalie v. Helwig, Luise v. Ahlfeld; Joh. Schopenhauer, Mereau und Luise Brachmann empfingen hier ihre poetische Weihe; Meyer und Bode, Steph. Schütze, Peucer, Falk, Eckermann, Bertuch, Jagemann, Fernow u. s. w. arbeiteten hier rastlos, die Einen im Dienste der vaterländischen, die Andern im Dienste der ausländischen; besonders der spanischen und italienischen Musen.

Jena war fast noch strahlender; diese Stadt bot damals eine Erscheinung dar, wie sie vielleicht auf Jahrhunderte nicht wieder-

kommen wird. Von allen Himmelsgegenden zogen die Jünger ein, von allen Ländern fand sich hier die lehr- und lernbegierige Geisterwelt zusammen, von allen Ständen und Zungen, von jeglichem Alter und Namen und Volke drängte es sich in den Straßen der Stadt und in den Hörsälen der Akademiker zusammen; Augenzeugen sagen aus, daß damals die Verschiedenheit von Menschen in Sitte und Bildung, in Kleidung und Genuß, in Feinem und Cynischem kaum in Paris und London stärker hätte sein können, als in Jena. Die Kantische Philosophie hatte hier ihre Residenz und ihren ersten Vertreter Reinhold, aber schon gingen neue Sonnen auf in Fichte und Schelling; Woltmann lehrte Geschichte; Voß lebte hier in würdevollster Muße; die Humboldte, Thibaut, Paulus, Hufeland, Loder, Gries begannen ihre unsterbliche Wirksamkeit an diesem Orte und die jenenser Literaturzeitung ward das lebensvolle Organ der jenenser Genialitäten. So hatten auch die Schlegel, Novalis und Tieck, welche die Seele der sämmtlichen neuen Bewegungen im Gebiete der Dichtung und die Stifter der romantischen Schule wurden, hier und in Weimar ihre Stätte, und ihre Ausgangspunkte führten gerade auf die größten Dichter, größten Übersetzer, größten Philosophen und Gelehrten, die in beiden Städten ansässig waren, gleichmäßig zurück.

So viele, so große und so verschiedene Geister vermochte weder Weimar noch Jena in seinen engen Mauern lange zu fesseln; als das neue Jahrhundert anbrach, ging dieser beiden berühmten Städte literarische Sonne allmälig unter. Schiller und Herder schlossen ihr sterbliches Auge; Fichte, wegen tiefer, freimüthiger Rede wurde falsch verstanden und geächtet; Kotzebue ging als ein durch Goethe verwiesener Pasquillant; Voß suchte einen andern Musensitz; Loder, Reinhold, Hufeland, Paulus, Schelling wanderten aus; die Humboldte gingen einem höhern Rufe nach, und als endlich vor den Thoren Jenas durch Preußens Sturz (1806) das letzte Bollwerk Deutschlands vernichtet wurde, so löste sich auch der Zauberring erleuchteter Geister in Weimar und Jena fast gänzlich auf und zerstob in weite Räume.

Als das deutsche Reich nun zerbröckelt war und die alte politische Herrlichkeit Germaniens zertrümmert lag durch das unwiderstehliche Machtwort des fremden Despoten, — so verschwamm und verschwand mit dem Reichsverbande auch allgemach der deutsche

Geist, die deutsche Sprache, die deutsche Dichtkunst; alle bisherigen literärischen Kämpfe, alle frühern geistigen Siege, alle poetischen Eroberungen schienen vergeblich gewesen zu sein; längst schon nagte ja der Wurm am deutschen Herzen: wir gingen einer schweren, kläglichen Zukunft entgegen. (Vergl. Einleitung.)

Um diese Zeit arbeitete am fleißigsten die romantische Schule als eine patriotische, religiöse, poetische Reaction, als eine Opposition gegen einbrechende seichte Aufklärerei, gegen unpatriotischen, vagen Kosmopolitismus, gegen überhandnehmende Ausländerei, gegen tyrannische, das Innerste der Nation vergiftende Fremdherrschaft, gegen Entwürdigung und Erniedrigung der Hoheit der deutschen Dichtkunst. An der Spitze standen die Brüder Aug. Wilhelm und Friedrich v. Schlegel, Ludw. Tieck und Friedr. v. Hardenberg, genannt Novalis.

Ohne gerade einen, den ältern Dichtervereinen ähnlichen Bund zu stiften, so hingen doch diese jungen Männer mit vielen gleichgesinnten Geistesgenossen wie in einer Verbrüderung eng zusammen, durch welche sie sich anregten und förderten; ja sie stifteten ohne alle äußere Formen und ohne alle Bundesfeste eine poetische Schule, welche ihren Geist und Zweck mit einer merkwürdigen Ausdauer und seltenen Consequenz viele Jahre lang durch alle Hemmnisse und Angriffe verfolgte. Der fortgesetzte bittere Kampf gegen die herabziehenden und unclassischen Schriften der Spieß, Cramer, Müller, Veit Weber, Lafontaine und ähnlicher Romanschreiber, ferner der permanente, ohne Schonung und Rücksicht geführte Krieg gegen die Nicolaiten in Berlin, ganz vorzüglich gegen den würdelosen, einen ungeheuren Einfluß gewinnenden und dadurch höchst gefährlichen Kotzebue verkündete zuerst die Existenz dieses neuen poetischen Clubbs, welcher in der allgemeinen Literaturzeitung und in den von ihm selbst gegründeten Zeitschriften (Athenäum, Fragmente, Europa u. s. w.) seine Geburt, seine weitere Ausbildung und Mündigkeit offenbarte und von seinen eigenen Gegnern den Taufnamen des romantischen erhielt.

Nachdem die ersten Geister der Nation, vorzüglich Goethe und Schiller, theils Schlechtes bekämpft und abgewehrt, theils Vortreffliches hervorgebracht, der vaterländischen Literatur einen kräftigen, edlen Geist eingehaucht und die schönste Epoche unserer Literärgeschichte herbeigeführt hatten, — strebten diese jün-

gern romantischen Dichter und Kritiker dahin, das durch unsere Dichterheroen eroberte Gebiet theils zu bewahren, theils noch mehr zu erweitern. Sie wollten unter den Augen unserer großen Dichter die Dichtkunst nicht nur auf der errungenen Höhe erhalten, sie vor Erschlaffung und Abspannung bewahren, sondern das große Literaturwerk vielmehr noch weiter führen, der Poesie eine noch größere Ausdehnung, eine erhöhtere Wirksamkeit, eine allgemeinere Theilnahme verschaffen; sie wollten die ganze deutsche Welt durch ein höheres geistiges Princip beleben, das politische, öffentliche, kirchliche, häusliche Leben kräftiger, freier, schöner, kurz poetischer haben. — Eine große Lebensaufgabe!

Ihr gefährlichster Gegner, wie sie meinten, war August Friedr. Ferd. v. Kotzebue (1761—1819), der seinen Bund mit Meißner und Merkel abschloß und mit diesen besonders in dem „Freimüthigen" den berüchtigten Kampf gegen alle Goethianer, Nibelunger, Mystiker und Romantiker führte. In Weimar geboren, durchwanderte dieser hochbegabte Mann mit innerer Unruhe und äußerer Hast bald als deutscher, bald als russischer Beamter, bald als Freier, bald als Gefangener die Welt von Paris bis Sibirien, bis er endlich, mit bedeutendem russischen Jahrgehalte bestochen, im Herzen Deutschlands sich niederließ, um über dessen Literatur und über die öffentliche Volksstimmung unmittelbar an den Kaiser Alexander zu berichten, — und wegen frechen Spottes über das laute, allgemeine Verlangen der deutschen Volksstämme nach Vertretung ihrer Rechte auf Landtagen, und wegen seiner höhnischen Verketzerung politischer Ansichten hochgestellter, allgemein geachteter deutscher Schriftsteller den schwärmerischen Jüngling Sand zu der beklagenswerthen That (23. März 1819) in Manheim reizte. (Vergl. Einleitung.) Kotzebue's Schriften sind wahrhaft legio; außer seinen, bis in das dritte Hundert steigenden Dramen überfluthete er das Publicum mit Gedichten, Novellen, Romanen, Journalen, Satiren, Biographien, Reisebeschreibungen, Recensionen, Almanachen, politischen Flugblättern u. s. w.; sein größter Einfluß jedoch beruhte auf seiner dramatischen Wirksamkeit.

Das Theater ist, wie ein Kritiker es nennt, das constitutionelle Haus der Poesie, wo der Dichter mit der Beredtsamkeit der

dramatischen Kunst zu der Volksversammlung spricht. Hier ist der Ort, wo der ganze Inhalt des Lebens nach seiner öffentlichen und häuslichen Seite hin, mit allen seinen Leidenschaften und Ansprüchen unter einem poetischen Gesichtspunkte zur Darstellung gelangen soll, um den Geist aus seiner Befangenheit, Engherzigkeit, aus seinen Ketten loszuarbeiten. — Nur wenn die Bühne wirklich die wahren Interessen des Volkes vertritt, wenn sie, vom Oden der Gegenwart belebt, vorführt, was im Hause, in der Hütte, im Palaste, in der Volkshalle das Herz durchglühen, den Geist bewegen und erheben soll, erreicht sie ihre hohe moralische, ihre volle Geltung.

Von allem Diesen leistete Kotzebue schnurstracks das Gegentheil. Er hatte für alles Technische ein entschiedenes Talent; es war die Form, die Glätte, die Gewandtheit in Allem, was zum dramatischen Handwerk gehört, die Bühnengerechtigkeit der Stücke geradezu mit ihm geboren. Außerdem trugen seine 211 Dramen unendlich viel bei zur Ausbreitung einer popularen Schreibart; sie nahmen dem deutschen Schauspiele die Steifheit, Uneleganz, Pedanterie, den Mangel an Routine und haben sämmtlich einen solchen Theaterschnitt, daß sie immer etwas Vorbildliches behalten und sich dadurch jeder Zeit empfehlen werden. Die Kotzebue'schen Stücke wurden auch mit ungeheuern Enthusiasmus hingenommen; die öffentlichen Bühnen vergötterten den Verfasser, denn sie wurden reich durch ihn; die Liebhabertheater empfingen jetzt erst durch ihn ihre Existenz; es gab eine Zeit, wo sein Menschenhaß und Reue in fast alle Sprachen Europas übersetzt wurde; Chamisso sagte, daß ihm auf der Reise um die Welt Kotzebue's Name überall entgegengekommen sei. Der große vornehme Plebs setzte ihn neben Goethe und Schiller; Engel pries ihn; Wieland erklärte den ihm in manchen Stücken sehr ähnlichen Kotzebue als Liebling der Musen, zergliederte einzelne seiner dramatischen Poesien als Meisterwerke und nannte die Hussiten vor Naumburg in Hinsicht auf Wirkung das non plus ultra dessen, was die dramatische Muse über die Gemüther vermöge.

Dennoch zog Kotzebue die Kunst von der Höhe, die sie bereits erreicht hatte, wieder herab; blos für den augenblicklichen Heißhunger der Bühnen sorgend und jegliches Mittel heiligend, um plebejische Gunst und Effect zu gewinnen, beschleunigte der

leichtfertige Dichter mit Riesenschritten den Verfall der deutschen Bühne und verpfuschte den kaum begonnenen und doch der Vollendung schon so nahe gebrachten Bau. Darum wird Kotzebue dem Fluche nie entgehen, das Verderben und die Erniedrigung seines Volkes mehr gefördert, als seiner Bildung und Erhebung genutzt zu haben. Und wie hätte das anders sein können? Wer nicht Würde und Höhe in sich trägt, der wird nur gemeinen Stoff verarbeiten; Kotzebue als Schriftsteller mag geduldet werden, Kotzebue der Mensch ist total verwerflich. Wahrheiten dieser Art können nicht oft und nicht laut und eindringlich genug wiederholt werden, denn er hat durch seine laxe Moral, seine gefällige Frivolität und seine einschmeichelnde Sittenlosigkeit unendlich geschadet und den damals rasch drohenden Verfall Deutschlands befördert; das in solcher Weise gemisbrauchte Talent kann nie streng genug gerichtet werden. Sein Leben, von Körte beschrieben, ist ein höchst interessanter Beitrag zur Sittengeschichte.

„Es ist wunderbar," sagt Menzel, „daß Kotzebue sich bei seinem außerordentlichen Talente nicht zu einer freiern Stellung erhob. Wenn er nur wenigstens Alles verspottet hätte; aber das charakterisirt ihn als den echten Sohn seiner Zeit, daß er nur nach einer Seite hin freien Geistes urtheilte, nach der andern aber sentimentaler Schwäche sich hingab. Nur gemacht, seine Zeit zu karrikiren, sie ganz von der komischen Seite aufzufassen, pikirte sich Kotzebue darauf, sie zugleich von einer edlen, ernsten, rührenden Seite anzusehen, sie zu idealisiren. Aber er that dies Letztere nur, um sich dadurch wieder Freunde zu machen, nachdem er durch seinen Spott sich viele Feindschaft zugezogen hatte. Seine Weinerlichkeiten sind alle nur darauf berechnet, ihn unter dem zu seiner Zeit zahlreichen sentimentalen Publicum beliebt zu machen und die vielen Sünden seines Privatlebens mit dem Mantel der Liebe zuzudecken. Daher nur der Widerspruch in seinen Darstellungen. Während er uns heute den deutschen Philister mit liebenswürdigem Talente so malt, daß uns die Treue und Feinheit der Züge überrascht oder auch den strengsten Cato zum Lachen zwingt, stellt er uns dagegen das Ideal eines Mannes auf, den er mit allem sentimentalen Aufwande zu etwas überaus Vortrefflichen machen möchte und der doch noch weit mehr Philister ist, als jener war, den er gestern verspottet hat. Sowie die Klein-

städter sein bestes Stück in jener Gattung, so ist sein schlechtestes, obgleich berühmtestes in dieser Gattung, sein Menschenhaß und Reue, denn hier wird die deutsche Gutmüthigkeit von der Frivolität auf eine Weise misbraucht, die kein Volk von irgend einem seiner Dichter dulden darf. Kotzebue stellt in seinem Menschenhasser einen Hahnrei dar, welcher weder komisch noch tragisch ist, weder als alter Pantalon, oder als dummer Pierrot den lustigen Streichen des Harlekins ausgesetzt wird, noch auch als Othello in höchster Wuth den Dolch gebraucht, sondern der sein treuloses Weib, das den braven Gatten und ihre Kinder pflichtvergessen verlassen konnte, unter unmännlichen Thränen der Rührung wieder aufnimmt. Dieser Mann wird als der vortrefflichste aller Männer, als ein Ideal dargestellt; diese Verzeihung in einem Falle, wo das Heiligste, nicht nur die Treue der Gattin, sondern auch die Pflichten der Mutter verletzt sind, wird als höchste Tugend bezeichnet. Und doch bezweckte Kotzebue damit nichts Anderes, als die leichtsinnige Entweihung der Ehe, die damals als französische Mode zu herrschen anfing, zu beschönigen, französische Herzlosigkeit durch den schändlichsten Misbrauch deutscher Gemüthlichkeit, französisches Laster durch die Vorspiegelung einer deutschen Tugend poetisch zu rechtfertigen. Das ist eine unglaubliche Beleidigung aller Männer, in deren Sprache ein so niederträchtiges Stück geschrieben werden konnte, und doch begann die Entsittlichung schon so weit um sich zu greifen, daß man den Verfasser darum bewunderte und liebte. Wie z. B. in Lessing's Tendenz überall die männliche Ehre durchleuchtet, so bei Kotzebue immer und überall die Ehrlosigkeit. Wie achtet er die Würde des Alters in den Pagenstreichen, die Würde des Menschen überhaupt im Rehbock. Man könnte leicht aus seinen zahlreichen Schriften ein völliges System einer umgekehrten Moral zusammensetzen und Beispiele für alle möglichen Fälle von Charakterschwäche und ausgesprochener Schlechtigkeit finden. Die ganze Gesellschaft, die er uns auf der Bühne vorführt, besteht aus edlen Lügnern, edlen Dieben, edlen Betrügern, liederlichen Menschen u. s. w. Sein Barth mit der eisernen Stirn, worin er sich buchstäblich im Kothe wälzt, ist noch bei weitem nicht sein ehrlosestes Buch, denn hier vergoldet er wenigstens den Koth nicht, gibt die tiefste Herzensniedrigkeit nicht für

Tugend aus. Die Würde der Frauen konnte ihm natürlich so wenig gelten, als die der Männer; daher wird er gerade da, wo er die Unschuld malen will, am frechsten; — und doch waren seine mit der Naivetät kokettirende Gurli in den Indianern in England, und seine, bei zweideutigen Erlebnissen doch die Unschuld affectirende Sonnenjungfrau einst auf allen deutschen Theatern beliebte Figuren. Ihm war nichts heilig, und man weiß nicht, ob seine Schamlosigkeit größer war, mit der er die tiefsten Geheimnisse des eigenen Hauses verrieth, oder seine Pflichtvergessenheit, mit der er sein sterbendes Weib verließ und sich in liederlichen Gesellschaften zerstreute, oder seine Frechheit im Lügen bei Ableugnung des Barth, worin er Knigge's und Zimmermann's Namen verleumderisch misbrauchte. Ein blutiger Mord machte seinem elenden Dasein und zugleich der Bezauberung ein Ende, mit welcher er das deutsche Volk gefangen hatte. Criminalistisch unterscheidet sich dieser Mord von keinem andern. Politisch hat er Besorgnisse erregt, die sich nicht bewährten. Er hat nur eine moralische Bedeutung, wie Görres gleich Anfangs sagte. Deutschland würde auch ohne diesen Mord sich von Kotzebue abgewandt haben; aber der poetische Geist, der durch die Weltgeschichte geht, liebt Effecte, die starke Sprache der Thatsachen, unvertilgbare Zeichen und Symbole, den Jahrhunderten eingeschrieben, „wie der Blitz auf Felsen schreibt. Und ein solches Zeichen war das schreckliche Ende des Lustigmachers."

Was Kotzebue und seine Helfershelfer dem Publicum damals boten, beweist übrigens nur, wie viel sie ihm bieten durften. Kotzebue konnte nur in der innern und äußern Bedrängniß des deutschen Volkes so aufblühen, nur bei so tiefem Falle des Vaterlandes, dessen Gauen zerrissen, dessen Völker durch Uneinigkeit ohnmächtig, dessen Kraft durch französische Herrschaft erdrückt, dessen heiliger Glaube getrübt, dessen Sitten durch französische Frivolität verunreinigt waren, — der Liebling der schau- und leselustigen Welt werden. Er war also nicht schlechter als das Publicum, das ihn duldete, liebte und vergötterte. Diese Duldung und Vergötterung bezeichnet einen Grad von Demoralisation, von innerer und äußerer Erniedrigung, der uns tief erröthen machen, tief erschüttern müßte, wäre diese Zeit Gottlob! nicht längst vorüber. Die deutsche Meinung hat glücklicherweise jetzt anders ge-

richtet und das ist unser Stolz! Unsere jetzige ästhetische Schamhaftigkeit ist ein Zeichen unsers bessern sittlichen Zustandes, eines reinern Geschmacks, einer würdigern Ansicht von Kunst und Poesie. Aber ehe es bis hieher gekommen ist, mußte manches Wort zuvor gesprochen, manche That vollbracht, mancher Kampf unternommen, manche Noth überwunden, mancher Irrweg noch betreten werden.

Wir schieben in diese Reihe der Gegner der Romantiker auch den an sich höchst unschuldigen und rechtschaffenen, zu seiner Zeit sehr beliebten und überaus fruchtbaren Romanschreiber August Lafontaine (1756—1831), dessen anmuthige häusliche und Familiengemälde (z. B. der Sonderling, Naturmensch, Familie v. Halden u. s. w.) zu der damaligen Hauptlectüre der sentimentalen Welt gehörten. Um höhern Kunstwerth war es diesem Dichter gar nicht zu thun; er wollte angenehm und leicht unterhalten; das erreichte er durch sein Talent, durch seine rege Phantasie, durch einen höchst gefälligen Styl, durch die feine Kenntniß des menschlichen Herzens, das er am liebsten und gelungensten nur in seinen Schwächen aufgriff, in vollem Maße. Aber diese gutmüthigen Lafontainischen Menschen mit ihren beständigen Thränen und zagenden Herzen, diese liebenswürdigen Weichlinge, die von Kindesbeinen an von der Liebe gequält wurden, dieser Mittelschlag von Menschen paßte nicht in die romantische Welt der neuen Schule; man verlangte kräftigere Charaktere und gesundere, freiere Köpfe, und deswegen war Lafontaine mit seiner Romanfabrik ganz und gar nicht ihr Genosse.

Solche geistige und politische Schwäche erfüllte schon damals alle bessern Naturen mit Wehmuth oder heiligem Ingrimme. An plötzliche Genesung oder völlige Rettung war kaum zu denken; für den Augenblick wenigstens nicht; das einzig Heilsame war laute und kräftige Opposition. Das Volk auf das innere Leben zu verweisen, an die Tiefe des deutschen Gemüths zu appelliren, für Tugend, Christenthum, Ritterlichkeit, für Wahrheit, Liebe, Schönheit, Natur und Patriotismus heldenmüthig in die Schranken zu treten, erschien als das beste Gegenmittel. Das waren denn auch die Tendenzen der Romantiker und daraus entstand ihr hartnäckiger Kampf gegen Jeden und Alle, die, nach ihrer Meinung, das deutsche Herz schwächen, vergiften, den deutschen Mu-

sentempel verunreinigen könnten; daraus entstanden ihre goldenen Wahrheiten, ihre beklagenswerthen Irrthümer, daraus der Vortheil, den sie uns gebracht, der Schaden, den sie uns gestiftet haben.

Die Romantiker hielten sich zunächst an den beiden Großmeistern fest; die Goethe-Schiller'schen Leistungen machten sie zum Maßstabe aller Kunstschöpfungen. Die Ideen dieser Dichterfürsten von der Verbindung des Äußern und Innern, von der Versöhnung des Realen und Idealen suchten sie in den Volksverkehr zu bringen und zu verwirklichen, die ästhetischen Lehren Beider zu dem gewissesten Nationaleigenthum zu machen und auf einzelne Fälle anzuwenden. Zugleich wurden die Romantiker auch ein lebendiges Pfropfreis auf Herder's poetischem Stamme: seine Sakontala, Legenden, Paramythien, sein Cid zeigten ihnen einen ergiebigen Weg und waren treffliche Vorarbeiten für sie. Herder's Liebe für Volkspoesie begeisterte auch diese Jünger und gar manches ihrer Werke tönte nur als Echo seiner Volkslieder und Völkerstimmen. Herder's Freisinn, mit dem er sich in fremde Werke und Sprachen hinüberempfinden konnte, reizte die neue Schule, sich auch mit den Musen fremder Völker zu befreunden, und gerade die Haupttendenz der Romantiker, in alles Leben und Wissen den Glanz der Schönheit zu tragen, den gemeinen Unhold auszutreiben, den alten Schlendrian zu brechen, blühte bei Herder zuerst auf, und von Keinem, wie von Herder, wurden die Romantiker zu der höhern ästhetischen Kritik, durch welche sie sich am meisten auszeichneten, angeregt. — Zu diesen Dreien, zu Goethe, Schiller und Herder, gesellte sich auch noch der alte Voß mit seiner Meisterschaft im Übersetzen, welcher der romantischen Schule Anhalt und Lehre und Mittel gab, ihre Zwecke zu verfolgen. Das Bewußtsein nun, die Besten und Mustergültigsten unsers Volkes als Wegweiser zu haben; das Streben, überall den Geist von Schiller's Kritik, von Goethe's Dichtung, von Herder's romantischem Schwunge, von Voß' Übersetzungskunst aufzunehmen, gab der jungen Schule den Muth, ihre Ansichten und Zwecke und Kritiken mit hoher Zuversicht, mit einer schonungslosen Keckheit, mit einer „göttlichen Grobheit" auszusprechen.

Da die Gegenwart höchst unerfreulich war, so flüchtete diese

neue poetische Brüderschaft mit ihren Dichtungen in die dunkle Region der Zukunft und in das reiche Gebiet der Vergangenheit, in eine andere Zeit, in ein anderes Leben, wo der Sehnsucht, der Erinnerung, der Hoffnung ein unermeßliches Feld geöffnet und dem schwärmenden Herzen volle Genüge wurde. Herder hatte auch hierzu die ersten Winke gegeben. Man wanderte mit der Poesie in die Herrlichkeit des Mittelalters, wo das deutsche Reich, der deutsche Glaube, der deutsche Sang, die deutsche Ritterlichkeit so kräftig blühete, wie nie wieder. Die äußere Noth der Gegenwart, des Volkes geistige Abschwächung, des Vaterlandes jetzige Schmach zeigte unwillkürlich als Gegensatz den Glanz der Hohenstaufenzeit: dort suchten die neuen Romantiker Trost, Hülfe und Rettung; von dorther, so glaubte man, könnte auch allein nur der Poesie und dem ganzen Volksleben fortwährende Nahrung und aufhelfende Kraft kommen; die unerschöpfliche Fülle von mächtigen Thaten, von heiligem Glaubensmuthe, von Gottesminne und von allem Hohen und Tiefen des germanischen Mittelalters, von seinen tapfern, sanglustigen Rittern und holden Jungfrauen, von seinen stillen Klöstern, seiner niederwerfenden Andacht, seinem Alles überwindenden Glauben, von seinen Riesen, Zwergen, Feien und Kobolden, — von dieser Fülle der romantischen Herrlichkeit, wenn man sie jetzt wieder in ihrer ganzen Jugendlichkeit erwecken könnte, erwartete man die Erhebung; das gesammte Ritterthum, selbst schon eine Poesie in der Wirklichkeit, sollte wie ein neuer Frühling des dichterischen Geistes wieder aufgehen.

Wenn diese Sehnsucht nach einer schönen thatkräftigen Zeit die Romantiker zur Poesie des deutschen Mittelalters geleitet hatte, so mußte, abermals unter Herder's Vortritte, diese Bekanntschaft zugleich auch wieder auf die Poesie anderer Nationen, besonders der südlichen führen, in welcher das nun einmal beliebte romantische Element am kräftigsten und reinsten entfaltet war; man wanderte also auch nach dem Oriente, wo in Indien, wie man sagte, das Volk unter Liebe und Blumen, in Paradies und Unschuld das Leben des Himmels, das wahrhaftige poetische Leben führte; man pilgerte nach Nord und Süd und West; studirte die Dichter Italiens und Spaniens, machte den poetischen Geist der fremden Völker einheimisch, man übersetzte, man

bewunderte vor Allem die Regelmäßigkeit und Schönheit der südlichen poetischen Formen, man ahmte nach und zierte sich mit neuem poetischen Schmucke: mit der weichen Alliteration und der kräftigen Assonanz, mit der sanft elegischen Canzone und der rein gekünstelten Siciliane, mit dem italienischen Ritornell und der spanischen Glosse, dem provençalischen Tenzon, der Stanze, Terzine, dem Ghasel, selbst mit malaischen Formen.

Auch zur Natur wandten sich die Romantiker; sie strebten Naturdichter zu sein im höchsten und tiefsten Sinne des Worts. Die in Farbenpracht strahlende Blume, der mächtige Baum, der regelmäßig geformte Stein, der springende Quell, der Sturm und Blitz, die Majestät des gestirnten Himmels, kurz die äußere Erscheinung zog sie zwar nicht an; auch war es gar nicht ihr Wille, dergleichen etwa plastisch, anschaulich künstlerisch darzustellen; sie traten vielmehr in den Garten Gottes wie in eine heilige, geheimnißvolle Geisterwelt, deren Sprache der Seher nur verstehe, — wie in einen Zauberkreis, dessen Hieroglyphen der Eingeweihte allein zu deuten wisse. Sie suchten in die geheimnißvollen Tiefen der Schöpfung zu dringen, die geheimen Verhältnisse der Geschöpfe unter einander und die einflußreichen Beziehungen zu den Menschen zu ergründen; sie nahmen jedes Phänomen nicht als ein Sinnbild des Höhern und Geistigen, sondern als eine verkörperte, lebende Schönheit, als das Höhere und Höchste selbst, und glaubten eben dadurch, daß sie in die mysteriöse Sprache und in das Wesen des Naturgeistes und jeder einzelnen Erscheinung zu dringen sich bemühten, göttliche Propheten und Seher, d. h. wahre Dichter zu sein. Weil man nun einmal von dem Grundsatze ausging, die kalte Wirklichkeit mit einer höhern geistigen Welt zu durchdringen und die Dichtung auf alle Lebenszweige zu impfen, so war es für solche schwärmenden Naturdichter sehr naheliegend, auch die Religion in ihren poetischen Kreis zu ziehen, und da waren es denn besonders die Geheimnisse der christlichen Dogmatik, welche die meiste Anziehungskraft ausübten. Die religiöse Aufklärung schien ihnen für das Volk nur ein Irrlicht und für die Poesie überhaupt ein Hemmniß zu sein; die Dämmerung der Mystik sagte ihrem gläubigen Herzen mehr zu als die Sonnenhelle des kritisirenden Verstandes, und in einem gothischen Tempel mit seinen schön bemal-

ten Altarfenstern beteten sie lieber, als in den helldurchsichtigen Kirchen des protestantischen Denkglaubens; Aberglaube, behaupteten sie geradezu, sei der Poesie günstiger. Für solche excentrische Natur- und Religionsdichter konnte denn allerdings auch der Ausspruch eines ihrer Jünger, des Novalis, als Princip gelten: „daß der poetische Sinn die meiste Verwandtschaft mit dem Sinne für Weissagung, mit dem religiösen Sinne, mit dem Wahnsinne überhaupt habe."

Nachdem die Romantiker beinahe ein halbes Jahrhundert lang mit riesenhaftem Fleiße gearbeitet und gar vielerlei bunte, schimmernde Früchte ans Licht gefördert hatten, verklang ihre Stimme; auch ihre Schule wurde leerer und leerer; sie gehört jetzt schon wieder der Vergangenheit an, und die Geschichte gibt das Zeugniß über ihre Leistungen.

1) Was von den Romantikern für die Theorie und Geschichte der Kunst und der Ästhetik gearbeitet und erforscht wurde, ist wahrlich preiswürdig; sie legten den festesten Grund zu unserer literargeschichtlichen Wissenschaft. Sie selbst glänzten und wirkten nicht sowol durch eigenes Dichtertalent, als vielmehr durch ihre tiefere Einsicht in das Wesen der Poesie und durch die Kunst, die Mängel ihrer Entwickelung scharf aufzugreifen und eben dadurch den Weg zu zeigen, den man einzuschlagen habe, um Besseres zu leisten. Hierbei brauchen wir nur an die Hauptwerke der Vorkämpfer dieser neuen Schule zu erinnern, an A. Wilh. v. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur und an Friedrich v. Schlegel's Geschichte der alten und neuen Literatur, Werke, welche durch ihre klare, einfache und gefällige Darstellung sich einen unaussprechlichen Eingang in das deutsche, besonders höhere Publicum verschafften und die vorzüglichsten Anweisungen der Ästhetik wurden; wir lernten geradezu erst von ihnen das Würdige zu würdigen und das Bedeutende herauszufinden; unsere größten Literarhistoriker und ästhetischen Kritiker (Adam Müller, Solger, Franz Horn, Bouterweck ꝛc.) bauten auf ihnen weiter.

2) Die Aneignung der fremden Literaturen in allergrößestem Maßstabe war die zweite Seite, wodurch die Romantiker segensreich auf die Nation wirkten. Mit leidenschaftlicher Liebe und mit seltenem Talente gaben sie sich der Übertragung

der Dichtungen aller Nationen hin; schon das erste Jahrzehnd dieses Jahrhunderts beschenkte uns mit den vorzüglichsten Poesien des Auslandes, und jegliche Übersetzung strebte nach der Voßischen Palme; England, Spanien, Italien, der ganze Occident und Orient öffneten uns seine Geistesschätze. Der Verdruß an der Heimath veranlaßte jene Flucht aus der Gegenwart und dem Vaterlande, und wir, mit unserer Anlage zur Aneignung alles Fremden, folgten hastig und glücklich jenen romantischen Männern, die uns die Fackel durch alle cultivirten Länder bis in unser eigenes Uralterthum vortrugen. Aufgemuntert von den Koryphäen dieser Schule, führten v. d. Hagen, Büsching, Docen, Gräter, Grimm, Ahlwardt u. s. w. unsere alten Dichtungen und die germanischen Alterthümer bei uns ein, und wenn wirklich jetzt ein besserer deutscher Geist, ein höheres deutsches Recht, ein edlerer deutscher Volks- und Staatssinn, eine lebendigere Geschichte unsers Volkes sich gebildet hat, so entsproß solcher Fortschritt zum Theil aus der segensreichen Thätigkeit dieser Romantiker. Gries, Kannegießer, Rehfues, Tscharner, Streckfuß, Lüdemann, Förster u. s. w. widmeten den begeisterten Fleiß den südlichen Dichtungen, dem Tasso, Ariost, Dante, Alfieri und unternahmen es, die feinste, geschliffenste Kunstdichtung der weichsten, melodischsten Sprache zu uns überzuführen und unsere harte, starke, ungeschmeidige Sprache in den schwierigsten Formen und verwickeltsten Reimtouren abzufeilen und geschmeidig zu machen. Auch nach Spanien führte uns die romantische Schule; Tieck und Schlegel, Soltau, Hell, Kuhn, Donner u. s. w. eröffneten uns Cervantes' wunderbare Werke; aus Calderon, Lope de Vega, aus der Lusiade wehte uns zum ersten Male hesperische Luft an; durch die Schlegel wurde auch dem Shakspeare erst seine volle Anerkennung bei uns; ja wir wanderten in die früher so unheimliche Nacht der scandinavischen Sänger; die Edda lag vor uns aufgeschlagen, wir vernahmen Ossian's Klagen. An der sichern Hand der Schlegel zogen wir auch nach dem Oriente, wo nun die Forster, Dalberg, Hirzel, Bopp, Humboldt vollauf sammelten und reich beladen mit ihren poetischen Schätzen heimkehrten (Sakontala, Gita Govinda, Mahabharata). Die Türken, Perser, Araber übergaben ihre Poesien Jos. v. Hammer; aus China holte Rückert die Weisheit, — und W. Müller, Kind, Iken, die Talvj und Rhesa von den Neugriechen, Ser-

ben, Slaven und Letten das Volkslied. Solcher bei uns eingeführte geistige Reichthum aller cultivirten Nationen der Welt mußte die Empfänglichkeit unsers eigenen Volkes, seine poetische Empfindung, den Sinn für die äußere Form und den innern Ton, die Richtung auf das Schöne, die Cultur des Geschmacks und des Urtheils im höchsten Grade steigern.

3) Die Romantiker hatten universale Tendenzen; sie blieben nicht bei der Poesie stehen; sie verbreiteten sich vielmehr über sociale, religiöse, politische, geographische, historische, kurz über alle wissenschaftliche Dinge; Jegliches brachten sie mit der Poesie in Verbindung; überall nahmen sie Stoff her, überall lehnte sich ihre Dichtung an, sodaß die Grenzberührung der verschiedenen Poesien der Romantiker mit verwandten wissenschaftlichen Fächern überall hervortrat. Freilich geschah durch solche wissenschaftliche Freibeuterei der Poesie der Romantiker der meiste Abbruch; aber die einzelnen Wissenschaften, zu welchen sie durch ihre poetischen Studien geführt wurden, wuchsen um so rascher und freudiger und bewiesen eben dadurch ihre glänzende Übermacht über die Poesie. Die ganze Alterthumskunde unsers Vaterlandes, unsere alte germanische Philologie wurde jetzt erst geboren, indem aus den romantischen Schwärmern, welche die Lieder unserer Altvordern wieder erwecken wollten, grundgelehrte Alterthumsforscher wurden (die Gebrüder Grimm). Dieselbe Umwandlung erlitten die indo-germanischen Sänger; sie vertieften sich in die uralte indische Weisheit und Sprache und die ganze wissenschaftliche lebensvolle Kenntniß Indiens und des ganzen Orients trat für uns ins Leben (die Schlegel). Nicht minder bekam durch die romantischen Tendenzen unsere Geschichtsforschung und Schreibung erst ihren eigenthümlichen Geist und ihre Selbständigkeit (Raumer); auch in unsere plastischen Künste, in unsere Malerei und Sculptur drang ein völlig neuer, frischer Trieb (Cornelius, Overbeck, Boisserée); kurz die Häupter jeglicher Kunst und Wissenschaft (z. B. Schleiermacher, Creuzer, Görres, Fichte, Schelling, Karl Ritter u. s. w.) wurden mehr oder weniger von den Romantikern angeregt.

So bedeutend und dankenswerth nun übrigens auch die Leistungen der Romantiker waren, so zeigten sie doch auch in ihren Bestrebungen manche Sonderbarkeiten, Fehlgriffe, Anmaßungen

und Grillen. Sie wollten die Gegenwart heilen und gaben die Gegenwart ganz auf. Die wahre, gesunde Romantik hätte die im Kern und Wesen des deutschen Volkes liegenden Elemente von Sitte, Glauben und Willen mit verklärender Liebe und Wärme aufgenommen, gepflegt und ausgebildet, weder antiken Vorbildern mit eklem, ausschließlichem Geschmacke fröhnend, noch ein alles Gegebene überfliegendes Ideal construirend; sie hätte sich nicht in eine enge Raupenhülle von zufälligen Gegenständen und Ideen verpuppt, vielmehr ihr Gebiet unendlich erweitert; sie hätte sich nicht verrannt in feststehenden, unveränderlichen Symbolen und Schlagwörtern, sondern zu ihrem Fundamente die volksthümliche Gesinnung und nationale Gefühlsweise genommen, die Wurzel einer in die Tiefen des geschichtlichen, sittlichen und religiösen Volkslebens dringenden Kunst. Schiller und Goethe huldigten dieser wahren Romantik in einigen ihrer edelsten Werke, im Götz, Faust, Jungfrau von Orleans, W. Tell u. s. w. Beide wurden groß und unsterblich, weil ihre Dichtungen zugleich die Verkörperung der höchsten, tiefsten geistigen Wahrheiten sind und weil sie, indem sie das frische Bild des Lebens und der Geschichte vor uns aufrollen, zugleich wie Philosophen oder religiöse Seher das schwierige Räthsel der Welt uns lösen und unsere Freiheit mit dem die Welt beherrschenden Schicksale in Einklang zu bringen suchen.

Von unserer neuen romantischen Schule aber konnte man nicht behaupten, daß ihre Gebilde einen in der angegebenen Art höhern geistigen, sittlichen Kern und Gehalt in sich bärgen. Allerdings trat sie der gemeinen, an der ordinärsten Wirklichkeit hangenden geist- und herzlosen Alltagspoesie, dem trivialen Spießbürgerthum, den Iffländischen Kriegsräthen und Oberförstern, den Kotzebue'schen Gemeinheiten entgegen und brachte durch ihre geistige Rührigkeit in unser langsam kriechendes Privatleben wirkliches Leben, tilgte daraus manche steife Philisterei, machte unsere Gelehrten menschlicher und weltlicher, schuf in unserm geselligen Leben eine heitere Eleganz und fröhliche Jugendlichkeit und vertrieb aus Haus und Hof, aus Werkstätte und Straße manches Enge, Verschrobene, Gekünstelte und Gemeine. — Aber leider wurde die romantische Schule zuletzt ebenso einseitig und fehlerhaft, da sie im completten Gegensatze mit ihren Gegnern über

alle Wirklichkeit und Gegenwart, über alle Geschichte und Möglichkeit wegflog. Diese romantischen Weltverbesserer flüchteten sich aus der prosaischen Gegenwart in die Region einer poetischen Vergangenheit und wanderten mit gewaltigem Lärm in das Mittelalter; als misvergnügte Auswanderer gehörten sie nicht mehr unserer Zeit und unserm Lande, unserm Glauben und unsern Sitten an; in das 13. Jahrhundert lebten und fühlten sie sich hinein; unter uns wurden sie misbehagliche Fremdlinge. Statt die poetischen Elemente der großen, schönen Vergangenheit auf die jetzige Zeit überzutragen und diese dadurch zu beleben, zu trösten, zu kräftigen, wie sie anfänglich auch die Absicht hatten; statt ein großartiges Bild jener gewaltigen thatenreichen Jahrhunderte mit den ungeheuern Kämpfen der weltlichen und geistlichen Macht, mit ihren hochbegabten Fürsten und gewaltigen Priestern, mit ihrem Feudalwesen und Kirchenregimente, mit ihren Glaubenswundern und Liebesopfern, mit ihrem ritterlichen, minniglichen Sinne — ihrer eigenen Zeit vorzuhalten, — klammerten sie sich an den äußern Formen und Erscheinungen, an der Hülle und Schale, am Unwichtigen und Vergänglichen, Zufälligen fest; sie wollten das Mittelalter, die dagewesene Zeit selbst wieder beleben und ins Dasein rufen; wir sollten wieder werden, wie Mönch und Ritter, Knapp und Vasall, Kirche und Volk damals war. Sie verkannten also gänzlich die Bedürfnisse und die Höhe ihrer Zeit, deren gerechte Anforderungen und verlangten Unmögliches und Unerspießliches. Sie wollten die Dichtung und das Leben vereinen, wollten das Eine durch das Andere erhöhen, aber sie entfernten sich gänzlich von dem Wirklichen und Lebendigen und verloren dadurch Dichtung und Leben; ihr Zweck, das Reale zu idealisiren, verflüchtigte sich in inhalts- und bodenlose Luftgespinnste und sie schufen nur eine bunte Fabel- und Märchenwelt. Darum konnten diese Dichter wol eine Zeitlang erheitern und ergötzen, konnten ein gewisses poetisches Grauen bereiten, aber sie vermochten nie wirklich zu rühren, zu erschüttern, zu bessern, zu begeistern. Ja, wir können sogar behaupten, daß die ganze phantastische Richtung der Romantiker für viele reizbare Herzen und schwache Geister eine abzehrende geistige Genußsucht und Schwelgerei, eine inhumane Anklammerung an alte ausgelebte, für die Phantasie anziehende, aber für unsere Zeit sich nicht mehr eignende Institutio-

nen und Vorstellungen, eine undeutsche Gleichgültigkeit gegen den Ernst und die Forderungen der Wirklichkeit zur Folge gehabt und unserer Gesammtentwickelung Schaden gebracht hat. Zum Glück wurden die Romantiker nie volksthümlich; auch lebten sie nur so lange und erheiterten durch ihre Poesien, als die französische Schmach auf Deutschland lastete. Sobald wir uns frei gemacht und wir wieder froh und frisch eine hohe Zukunft vor uns hatten, keimten andere Blüthen und reiften andere Früchte in unserm Dichtergarten.

Ebenso offen muß auch eingestanden werden, daß die Romantiker, trotz der riesigen Anstrengungen und ihrer geläuterten ästhetischen Ansichten, es nicht vermochten, durch ihre eigenen Poesien die Poesie auf der einmal gewonnenen Höhe zu erhalten; sie selbst lieferten ja nur Dichtungen zweiten Ranges und verloren endlich durch die Überbietung ihrer Kräfte erst die Welt und die Wahrheit, endlich die Poesie selbst. Ihr größtes Verdienst waren, außer ihren kritischen und wissenschaftlichen Arbeiten (wie wir oben gesehen haben), ihre Übersetzungen, wozu sie den aufopfernden Fleiß, die leichte Empfänglichkeit, die poetische Empfindung, den geläuterten Geschmack, das richtige Urtheil und den entschiedenen Sinn für äußere Form mitbrachten. Aber unter solchen ununterbrochenen Übersetzungsarbeiten und bei der stets wachsenden Fertigkeit und dem sich steigernden Triebe, in fremde Geister und Sprachen sich hineinzudenken und zu empfinden, ging meistens die eigene poetische Schöpfungskraft verloren; die Originalproducte der Romantiker verschwanden allmälig ganz und nur Versuche in Nachbildungen traten ins Leben. Aus dem Grunde heißen namentlich die Stifter dieser Schule wol nicht mit Unrecht passive Genies. „Diese Leute," sagt Jean Paul, „lassen poetisch frei die Schönheit und Welt in sich hinein; aber wollen sie selbst gestalten, so bindet sie eine unsichtbare Kette und sie bilden etwas Kleineres und Anderes, als sie wollten. Im Empfinden herrschen sie mit besonnener Phantasie über alle Kräfte; im Erfinden werden sie von einer Überkraft umschlungen und vor die Gemeinheit gespannt. Ihr Licht erwärmt nicht, sondern kältet; sie geben leichter fremden Stoffen Form als eigenen, und bewegen sich freier in fremder Sphäre als in eigener; ihre Weltanschauung ist eine Fortsetzung und Fortbildung einer fremden ge-

nialen, sie reichen daher stets in eine fremde Welt oder Zeit." Die Romantiker hatten also den Sinn für alles Vortreffliche, ohne die Gabe, Vortreffliches zu erzeugen.

Auch selbst wenn die Romantiker weniger in fremden Welten und Völkern, Sprachen und Zeiten gelebt hätten, so war an sich schon ihre ganze Denk- und Gefühlsweise, ihre Ansicht von der Welt, ihr Dichten und Trachten ganz und gar nicht geeignet zu großen poetischen Schöpfungen. Nach Goethe's Bemerkung steht bei jedem Volke die Poesie dann auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollendung, wenn sie ganz äußerlich, ein Werk der Anschauung und des lichthellen Tages, d. h. episch, dramatisch ist; je mehr sie sich ins Innere, in die dunkeln Kammern des Herzens zurückzieht und lyrisch wird, desto mehr ist sie auf dem Wege zu finden. Solche Zustände trafen bei den Romantikern ein; man war zu contemplativ, versenkte sich in Naturbetrachtungen, brütete über Zuständen der innern und äußern Welt, liebte die schwüle Abenddämmerung der Mystik und floh aus der frischen, freien Morgenluft des hellen Geistes und des verständigen Herzens; in solcher sich abmarternden Trostlosigkeit, die hier im Katholicismus Ruhe suchte (Werner, Schlegel, Müller), dort zu gemeinem sinnlichen Leben sich entwürdigte, dort mit Selbstmord endigte, — in solchem Nebelleben ging die jugendliche Schöpferkraft und bei den Schöpfungen die ruhige Klarheit verloren. Die meisten Ausgezeichneten unter den Romantikern waren Lyriker; sie haben nichts Größeres versucht; ihr poetischer Genius senkte die schweren Schwingen und hatte keine Kraft zu einem hohen, himmlischen Fluge. Dergleichen Vorwürfe wurden ihnen schon zur Zeit ihrer höchsten Blüthe gemacht; aber ihr unglaublicher Dünkel, über den selbst Goethe vielfache Klage anstimmte, ließ diese romantischen Weltverbesserer, ähnlich darin Gottscheden, nicht zur Besinnung über ihre eigenen Schöpfungen kommen. Dadurch schadeten wirklich diese Kritiker und Dichter selbst da, wo sie im vollsten Rechte waren, sich und ihrer Sache am meisten; man wurde mistrauisch gegen sie. Da sie trotz ihrer über fremde Dichtungen laut ausgesprochenen scharfen Kritiken und ästhetischen Urtheile nicht begreifen wollten, daß ihre eigenen Gedichte meistens nur lyrisch und dabei doch so kalt, dürr, wortstreng, gekünstelt und nur in formeller Rücksicht vollendet wären; — ferner,

da sie mit bodenloser Selbstsucht und tief verletzender Parteiliebe nur für einander und immer gegen Andere kämpften; da sie allen Menschen das Urtheil absprachen und sich allein für competent in der freien großen Gelehrten-Dichterrepublik hielten, so mußte durch solche Parteiliebe ihre Autorität und ihr Einfluß bedeutend geschwächt werden.

I. Die Häupter der romantischen Schule.

a) Die Gebrüder Aug. Wilh. und Friedrich v. Schlegel, Söhne des Joh. Adolph und Neffen des Joh. Elias, deren bei den Bremer Beiträgen bereits rühmliche Erwähnung geschehen ist. Diese geistigen Dioskuren wirkten enthusiastisch und kräftig für die Erhaltung einer höhern Poesie und begannen eigentlich Beide die zweite Periode der Fortwirkung Herder's auf unsere Dichtung. Beide wandten sich, nachdem ihnen ihre anfänglichen Dichtungen nicht glückten, auf verschiedene Zweige der Wissenschaften, und Beide wurden durch ihre wissenschaftlichen Leistungen am berühmtesten und einflußreichsten. Durch ihre geistreiche und doch so verständliche Kritik, durch ihre Würdigung der Verdienste unserer größten Dichter regten sie zur Erschaffung unserer Literaturgeschichte an; von ihnen ging die richtige Erkenntniß der einzelnen Dichtungsformen und des Wesens der romantischen Poesie und ihres Verhältnisses zur antiken oder classischen aus, überhaupt die gerechtere Anerkennung der geistigen und poetischen Bildung des deutschen Mittelalters; ihnen verdanken wir das tiefe und umfassende Verständniß von Shakspeare's dramatischer Größe, von Spaniens poetischem Reichthume und Indiens geistiger Höhe. Wenn die literärische Revolution der Romantiker auch wirklich alle die anfänglich in sichere Aussicht gestellten und verheißenen Früchte nicht gespendet hat, so dürfen wir wenigstens dem hochbegabten Zwillingsgestirn der Schlegel nicht die Hauptschuld beilegen, vielmehr nur die Schlegelianer, die Schüler und blinden Verehrer der beiden Häupter, für die meisten und gröbsten Fehler der romantischen Schule verantwortlich machen.

Aug. Wilh. v. Schlegel (geb. 1767 in Hannover) empfing von Bürger in Göttingen die erste poetische Anregung und Weihe; dieser verkündete auch in einem klangreichen Sonett die Unsterb-

lichkeit des hochstrebenden Jünglings. Schon als junger Akademiker in Jena erregte er mitten unter den dortigen berühmtesten Namen viel Aufsehen durch seine Vorlesungen über Ästhetik und noch größere Anerkennung fand er in Berlin, als ähnliche Arbeiten ihn öffentlich daselbst bekannt machten. Später (1804) begleitete er die Frau v. Staël, deren Kinder zu erziehen Schlegel übernommen hatte, auf ihren Reisen durch Frankreich, die Schweiz, Italien u. s. w.; in der Nähe dieser liebenswürdigen und geistreichen Dame sonnte er sich im freiern Lichte der Welt und forschte nach neuen Quellen der Wahrheit und Schönheit. Nach dem Tode seiner berühmten Freundin und während des Befreiungskrieges weilte Schlegel in dem Hauptquartiere des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Karl Johann von Schweden als politischer Schriftsteller und wirkt noch jetzt segensreich in Bonn. Das Schönste, womit er uns beschenkte, sind sein „Shakspeare, das spanische Theater, die indische Bibliothek, die Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, seine Charakteristiken und Kritiken, Athenäum" u. s. w. Als Dichter fehlte ihm die schöpferische, lebendige Kraft; aber der correcte, gewandte, feine, seltene Geist suchte diesen Mangel durch eine unumschränkte Herrschaft über die Form, durch eine außerordentliche Kenntniß der Sprache und durch die umfassendste Gewalt über sämmtliche poetische Mittel zu ersetzen; in Reim und Metrum darf Schlegel kühn mit unsern größten Versmeistern in die Schranken treten; seine Sylbenmaße sind unübertreffliche Muster der rhythmischen Vollendung und in sämmtlichen Gedichten spielt die Sprache in glänzend reinen Farben. Wer möchte es ihm darum auch wol verargen, wenn er, im Bewußtsein solcher Meisterschaft, versuchte, dieselbe möglichst oft und viel leuchten zu lassen. In seinen dichterischen Erzeugnissen rief er das romantische Element zuerst wieder ins Dasein; die Romantik hielt er für die unvergängliche Quelle des sich ewig verjüngenden Lebens (z. B. „An die südlichen Dichter"). In den lyrischen Producten verbarg Schlegel seinen Mangel an Schöpferkraft außerdem noch unter einer überstürzenden Gedankenfülle, die in einer leichten, flüssigen Sprache sich Eingang verschaffte. Solche Hülfsmittel reichten aber bei den epischen Dichtungen (z. B. Pygmalion, Arion) nicht aus und alle wiederkehrende Reflexion und gehäufte Beschreibung konnte nimmer den epischen Gang

ersetzen oder die überall mangelnde Erzählung und die lebendige Handlung. Gleicherweise haben die Satiren gegen literarische Feinde nur historische Wichtigkeit ohne bedeutenden ästhetischen Werth, da der Richter nicht immer über den Parteien steht und, statt den ewigen Spiegel der fleckenlosen Wahrheit vorzuhalten, häufig zu Ausbrüchen persönlicher Gereiztheit hinabsinkt. Als Kritiker, Literarhistoriker und als Übersetzer hat A. W. v. Schlegel dagegen das Außerordentlichste geleistet. Noch begabter als der ältere Bruder war

Friedrich v. Schlegel (1772—1829), welcher am entschiedensten die universalen Tendenzen der Romantiker, ihre Verbreitung über ästhetische, religiöse, politische, wissenschaftliche, häusliche Verhältnisse repräsentirt; er war ein Mann, der nach vielen innern Revolutionen alle Schwankungen und Veränderungen der Schule am klarsten abspiegelte und der deswegen auch meistens als das Haupt der Romantiker obenan gestellt wird. Er entfloh dem kaufmännischen Comptoir und stieg in den Tempel der Musen, wirkte nach unsäglichem Fleiße mit seinem Bruder in Jena an demselben Werke und war — so lange er mit August Wilhelm die Kritiken und Charakteristiken bearbeitete — ein heller Kopf, ein kühner Feind aller geistigen Schwelgerei und Mystik, war kerngesund in der Kritik und Religion, erfüllt von griechischem Geiste und begeistert von politischem Freiheitssinne. Dann aber wandte das unruhige Herz sich schnurstracks dem dunkeln Mittelalter zu, gab allgemach der Romantik den Stoß zur Mystik, wurde ein bitterer Gegner der religiösen und nationalen Freiheit, fing an unklar zu träumen über Kirche und Staat und griff feindlich den Protestantismus an; ja, als er nach manchen Verirrungen eine Krücke der Sittlichkeit nöthig haben mochte, suchte er einen Zufluchtsort, wo man leicht Gnade für Recht ergehen läßt: er trat in Köln mit seiner Gemahlin, der Tochter Mendelssohn's, zum Katholicismus über. Sein großes Talent ging unter in der Schwäche und Haltungslosigkeit seines Charakters. Kräftig und männlich stand Friedrich wieder da zur Zeit der Freiheitskämpfe, wo er in dem Heerlager der Östreicher durch das Feuer seiner Proclamationen sehr heilsam auf den Geist der deutschen Nation wirkte. Friedrich stand seinem Bruder nach in Geschmack, Ruhe, Consequenz, in Feinheit und Klarheit; er war ihm gleich

an Tiefe, Gelehrsamkeit, Herrschaft über Sprache und Form, ihm gleich an Verdiensten durch Eröffnung neuer poetischer, wissenschaftlicher Bahnen und Einführung der indischen Studien; er war ihm gleich an dichterischer Schwäche; er übertraf ihn an Feuer und Originalität. Unter seinen sämmtlichen Werken (1822) interessiren uns am meisten seine Geschichte der alten und neuen Literatur, ein lebensreiches Gemälde und ein Werk, welches der ganzen deutschen Nation gehört (neu herausgegeben und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Theodor Mundt, Berlin 1842); — seine Geschichte der Poesie der Römer; die Zeitschrift Europa; die Abhandlungen über Sprache und Weisheit der Indier; das im Geiste des Äschylus gedachte, in Stoff und Form romantische, aber verunglückte Trauerspiel Alarcos, worin er auch zum ersten Male die Assonanzen anwandte; — der Herkules Musagetes, zur Ergreifung des eigentlichen Charakters des Dichters sehr wichtig; das ebenso architektonisch-schöne, als musikalisch-liebliche Gedicht: Abendröthe; endlich die berüchtigte, höchst verschieden beurtheilte Lucinde, in welcher Fr. Schlegel die Art und Weise angibt, wie die Romantiker die Poesie mit dem häuslichen und geselligen Leben zu verbinden suchten. Man wollte ja alle Verhältnisse freundlicher und natürlicher gestalten, wollte an die Stelle der alten, steifen, verdreheten Pedanterien etwas Frisches, Jugendliches und Kräftiges setzen; so sollte auch die Ehe poetischer, das Verhältniß zwischen Mann und Weib freier, natürlicher, ungebundener, paradiesischer werden. Aber mit viel zu weit greifenden Händen wurden leider die zartesten Verhältnisse aus der wohlthuenden Verschleierung gezogen, die heiligsten Bande profanirt und heidnische Sinnlichkeit geheiligt. Die Lucinde wurde deswegen auch von Vielen als ein fluchwürdiges Buch, als das dunkelste Nachtstück der Schlegel'schen Werke erklärt.

b) Dem Novalis (Friedr. von Hardenberg 1772—1801) räumten die Romantiker in ihrem Kreise die erste und oberste Stelle ein; sie sahen einstimmig auf den früh Vollendeten wie auf den heiligen Offenbarer der wahren Romantik hin, hießen ihn einen Verkündiger der Religion, der Liebe und Unschuld und begrüßten in ihm das ahnungsvolle Morgenroth einer bessern Zukunft. — Unbestritten war Novalis (von einem Familiengute

also benannt) nächst Tieck das bedeutendste poetische Talent dieser neuen Schule, war eine ihrer wirksamsten Stützen und den Bestrebungen dieser ästhetischen Gesellschaft mit voller Liebe zugethan, obgleich er an dem Kampfe seiner Freunde gegen die schlechten und irrigen Tendenzen öffentlich gar keinen Theil nahm. Längeres Leben, größere Erfahrung und Selbstläuterung hätte ihn auch gewiß zu höherer Vollendung gebracht. — Aus einer herrnhutischen, stillglücklichen Familie entsprossen, langjährig krank, von früh an viel beschäftigt mit Zinzendorf, Lavater und den religiösen Schwärmern, von Kindheit an sehr reizbar, vereinsamt und schwerem Gemüthes, genügte ihm das bunte Gewirr des Lebens nicht; er wollte ein verklärtes Leben leben; der Welt entfremdet bewegte er sich in einer Schöpfung von Ahnungen, die, so großartig und bedeutend sie auch sein mochten, doch nimmer mehr zur Ruhe und Sicherheit, zur Klarheit der Anschauung führten; ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste und Nächste als ein Wunder, und das Fremde, das Übernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten und so umgab ihn das gewöhnliche Leben, in welches er kaum einen frischen, gesunden Blick zu thun vermochte, wie ein wundervolles Märchen und jene Regionen, welche die meisten Menschen nur als ein Fernes und Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, waren ihm eine liebe, wohlbekannte Heimath. Trotz seines prosaischen Amtes als sächsischer Salinen-Assessor in Weißenfels, trotz seiner umfassenden Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Beschäftigungen herrschte bei Novalis, der zugleich eines der herrlichsten Gemüther war, nur die Poesie vor; er war, im heiligsten Sinne des Worts, durch und durch Dichter, der die ganze geistige und irdische Natur umfaßte und in der unsichtbaren Welt sich eine sichtbare schuf. Mit dem Geiste dieser göttlichen, für ihn höchsten Kunst wollte er, alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend, die Welt erobern; Dichten war ihm die eigenthümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes. Dazu war er ein reiner wahrhaftiger Mystiker, ein frommer Schwärmer für die heiligen Schönheiten der christlichen Religion, der mit seiner weichen sinnigen Anschauung, mit seinem tiefen innigen Gefühle Tag und Nacht nach seiner Vollendung rang und endlich, wie er es wünschte, früh und in seines Freundes Fr. Schlegel's Armen

unter sanfter Musik zu seiner Verklärung einging. Tieck setzte ihm deswegen folgendes Denkmal:

„Wenn sich die Pflanz' entfaltet aus dem Keime,
Sind Frühlingslüfte liebliche Genossen,
Kommt gold'ner Sonnenschein herabgeflossen,
Sie grünt und wächst, empfindet süße Träume.
Bald regt sie sich, in Ängsten, daß sie säume;
Luft, Sonne, Wasser, die sie schon genossen,
Macht quellend Leben und den Kelch erschlossen.
Nun ist es Nacht, sie schaut die Sternenräume,
Da fühlt sie Liebe und den stillen Lüften
Gibt sie, von tiefer Inbrunst angezogen,
Den Blumengeist und stirbt in süßen Düften.
So wurdest Du zum Himmel hingezogen,
Sanft in Musik schied'st Du in Freundesarmen,
Der Frühling wich, und Klagen ziemt uns Armen!" —

Das Meiste, was Novalis an Poesie hinterließ, ist unvollendet; nur einzelne Lieder (z. B. Bergmannslied, Lob des Weins u. s. w.) Choräle, (z. B.: Was wär ich ohne dich gewesen; Unter tausend frohen Stunden; Wer einsam sitzt in seiner Kammer u. s. w.) und Hymnen (z. B. an die Nacht) stehen abgeschlossen da. Selbst sein berühmtestes Werk: Heinrich von Ofterdingen, eine mysteriöse Fortsetzung von Goethe's Wilhelm Meister, blieb nur ein Fragment; doch auch als Bruchstück ist der Ofterdingen ein blitzender Juwel, ein gar seltsames Werk voll wunderlieblicher Blumen und strahlender Lichter, die aus einer andern Welt genommen zu sein scheinen; Niemand hat wol die romantischen Tage der blühenden Wartburg treuer und lebendiger und schwärmerischer in sich aufgenommen als Novalis.

(Seine Schriften herausgegeben von Fr. von Schlegel und Ludw. Tieck 1802, 2 Bde.)

c) Ludw. Tieck (geb. 1773 in Berlin). Diesen größten Dichter der Romantiker nannte Jean Paul nicht mit Unrecht einen schönen barocken Blumenmischling der alt-, mittel- und neudeutschen Zeit. In Jena gehörte er zu dem vertrauten Kreise der Schlegel, Fichte und Novalis; später weilte er lange Zeit in Dresden und gab dieser Stadt durch seine berühmten Vorlesungen einen erhöheten Glanz, bis ihn die ehrenvolle Einladung des geistreichsten Fürsten unserer Zeit nach seiner Vaterstadt zurückrief.

Tieck ist ein echt deutsches, frisches, schönes Gemüth, eine Frühlingsnatur, ein wahrhaft romantischer Genius, der alles Schöne des Auslandes sich aneignet, der den milden Hauch der südlichen Poesie bis auf ihre Formen in sich aufgenommen, aber auch mit inniger Liebe der Kraft des Nordens sich zugewandt, der jegliche fremde Herrlichkeit mit seiner innersten Eigenthümlichkeit verschmolzen und daraus ein drittes originelles Ganze gebildet hat. Während die Schlegel besonders durch Kritiken wirkten, machte Tieck die Poesie selbst zum Organe seines siegreichen Kampfes gegen die Nichtigkeit, Leere und Hohlheit des Alltags. Mit unendlicher Liebe war er anfänglich dem bunten Walten des Mittelalters zugethan und in einer Reihe der phantasiereichsten Dichtungen wußte er die Zauber der Romantik heraufzubeschwören. Niemand hat so wie er den romantischen Charakter aufzufassen und im glühendsten und doch zartesten Farbenspiele wiederzugeben verstanden; es ist als wenn die alte echte Frömmigkeit, der wunderbare Aberglaube, die tiefe Liebe, die ritterliche Kraft, die jungfräuliche Zucht und Anmuth jener Tage wieder auferstanden wäre. Durch seine berühmten Volksmärchen lenkte er zuerst die Aufmerksamkeit der Welt auf sich; darin zeigte er aber auch seine ganze Tiefe und Eigenthümlichkeit. Allerdings werden sein Abdallah, dieses finstere originelle Schauerbild im Geschmacke Klinger's; sein William Lowell mit dem düstern Geiste, der nicht zur Klarheit kommen kann; sein Peter Leberecht vergessen werden; aber sein Phantasus, diese köstliche Perlenschnur von Märchen und dramatischen Erzählungen, wird die Zierde der deutschen Literatur bleiben; er erweckte darin als epischer Dichter die romantischen Sagen, welche beim Volke von Munde zu Munde gingen, zu einem neuen schönern Leben und gab gerade dadurch unserer Dichtung in ihrer damaligen Wendung zum Phantastischen und Wunderbaren den stärksten Impuls. In Fr. Sternbald's Wanderungen malte der Dichter mit dem ihm eigenen tief religiösen Gemüthe und mit hoher Andacht das ewig Unvergängliche in der Kunst und mit glühender Phantasie schilderte er das begeisterte Leben der altdeutschen Maler und ihr heiliges Verhältniß zur Kunst und zum Vaterlande. Als Dramatiker gründete Tieck seinen Ruhm durch seinen Octavian, noch mehr durch seine Genoveva; köstlich ist der Aufzug der Romanze im erstern;

die Genoveva, worin der Dichter mit unübertrefflicher Kunst die Heiligkeit, Liebe und Naivetät zu vereinigen wußte, gilt allgemein als das Meisterstück Tieck's aus seiner romantischen Periode; es werden darin in Shakspeare'scher Weise die poesievollsten Sagen des Mittelalters dramatisch, ohne sich an die engen Schranken der Bühne zu binden, behandelt. Unter seinen humoristisch-polemischen Dramen stellt sein Blaubart in stiller Anspruchlosigkeit die ganze Fülle des Lebens klar vor; in Prinz Zerbino wird die prosaische Ansicht der Poesie mit der Flammenschrift des Witzes behandelt; im gestiefelten Kater treibt die Fabel in aristophanischer Laune mit dem Publicum ihr loses Spiel und der romantischen Poesie wird der volle Weihrauch geopfert. Wegen der unerschöpflichen Fülle von Bildern, wegen des reichen Humors, der ironischen Weltansicht, die Alles schildert, wie es eben ist, wegen des treffenden Witzes und der eindringlichen Satire werden alle diese Schriften die Zierden der deutschen Literatur bleiben, obgleich sie gerade wegen dieser ihrer größten Vorzüge einem großen Theile der Nation unzugänglich und unverständlich sind. Als Lyriker faßte Tieck den reinsten Charakter des Volksliedes auf; oft näherte er sich dem spanischen Romanzentone, oft lehnte er sich, bis zur täuschendsten Copie, an Goethe, — oft streifte er aber auch bis in die Dämmerungen einer Naturvergötterung bis zu den süßlichen Sympathien mit Rose und Nachtigall, mit Mond und Stern, wo uns dann in solchem Liede Etwas mit harmonischem Flügel vor den Ohren summt, ohne daß wir ein klares Bild empfangen. Als Übersetzer machte sich Tieck verdient durch seinen Don Quixote von Cervantes, durch sein altenglisches Theater u. s. w. — In der neuesten Zeit wurde er am einflußreichsten durch seine Novellen (z. B. Aufruhr in den Cevennen, das Dichterleben, des Dichters Tod, der junge Tischlermeister, — sein neuestes Werk Vittoria Accorombona u. s. w.). Durch diese Erzählungen betrat er den vollkommenen Rückgang aus seinen frühern mystisch-romantischen Regionen; er machte darin eben solche Epoche, wie früher mit seinen Märchen und seinen dramatisch-romantischen Epen. Wie früher ganz der Vergangenheit huldigend, so wandte sich Tieck nun ganz zur Gegenwart, zur modernen Gesellschaft, zu der jetzigen Menschheit zurück. Er setzt nun an die Stelle der Zwerge und Riesen, des äußerlich

Wunderbaren, an die Stelle des gespensterhaft in die Handlungen des Menschen eingreifenden Fatums die innern Wunder des Seelenlebens, die tiefen Räthsel des Herzens, deren Entwickelung und Lösung. Die Novelle ist die große Gattung des Tages, die ihre Entstehung den jetzigen Bedürfnissen der geselligen Unterhaltung verdankt. Dahin zog sich also der einstige Vertreter der romantischen Poesie und führte dadurch über zu den modernsten und letzten poetischen Erscheinungen unserer Literatur, von denen am Schlusse dieser Vorlesungen noch geredet werden soll. — Merkwürdig endlich bleibt seine Einwirkung bei den Aufführungen der antiken Tragödien in Berlin, z. B. der Antigone des Sophokles; nicht ohne Bedeutung dabei ist es, welcher Richtung in unsern Tagen diese Dramen ihr erneuetes Dasein verdanken. Nicht die Philologie, sondern die Ästhetik, das romantische Interesse an vergangenen Kunstformen hat jetzt diese Schätze der Vergangenheit wieder ans Licht gebracht und Tieck mit seinem geläuterten Geschmacke, seiner dramatischen Kunstfertigkeit und seiner theatralischen Stimme hat die Einübung geleitet.

II. Die dramatischen Romantiker.

Als man Lessing's Beispiel in Hamburg auch in andern Städten nachahmte und in Wien, Berlin, Manheim, Weimar, Gotha u. s. w. stehende Bühnen errichtete, so war damit das Losungswort zur völligen Neugeburt des dramatischen Lebens gegeben. Bisher wanderte das Drama auf seinem Thespiskarren bettelnd von Ort zu Ort und weder die Kunst, noch die Künstler waren sich ihrer Kraft und Würde bewußt. Mit der Schöpfung der stehenden Bühnen wurde die dramatische Poesie eine andere, das Publicum wurde anders, der Schauspieler. — So lange die vagabondirenden Acteure keine bleibenden Stätte hatten, reichte eine geringe Zahl von Stücken aus; wohin die wandernden Mimen ihre wenigen Possen, Spektakelstücke und Opern brachten, waren dieselben für das immer neue Publicum auch immer neu und völlig genügend; sobald stehende Bühnen errichtet wurden, war das erste Erforderniß ein erweitertes, stets wachsendes Repertoir, ein täglich sich anhäufender Reichthum bühnengerechter Dramen, um an demselben Orte und vor demselben Pub-

licum immer etwas Unbekanntes und Zusagendes zu haben: da fing man an Neues zu dichten, Altes umzuarbeiten, Fremdes einzuführen; mit nie gesehener dramatischer Thätigkeit wurden Hunderte von Geistern in den kräftigsten Anspruch genommen; welcher Aufschwung, welche Interessen wurden nun auf einmal rege, welche Anforderungen wurden wach, welche Kritiken entstanden; wie schwang sich die dramatische Kunst, die bisher kaum so hoch als die gemeine Seiltänzerei geachtet war, nun in die Reihe der geschätztesten Künste, der geistigen Bedürfnisse und der Bildungsmittel des Volkes. Durch solches rege, immer mit neuer, zeugender Kraft fortarbeitende Leben wurde auch der Zustand, die Stellung, das innere und äußere Leben der sonst so verachteten Schauspieler ein ganz anderes. Das fortwährende Einstudiren neuer Stücke trieb die Acteure zu einer bedeutenden künstlerischen Höhe; das heimathliche Weilen an ein und demselben Orte gab ihnen bürgerliche Ansprüche und knüpfte feste Banden; die Mühe die sie auf ihre Leistungen verwandten, ihre Darstellungen, die das Publicum ergötzten, erwarb ihnen Dank und Achtung, kurz der ganze Stand der Schauspieler nahm durch solche stehenden Bühnen eine gesichertere, eine würdevollere Existenz. So waren es auch beim Beginne dieser Umgestaltung meistens die Schauspieler selbst, welche als Dichter, wenigstens für die sogenannte niedere Dramatik, d. h. für das tägliche Bedürfniß der Bühne am emsigsten sorgten, und in dankbarer Erinnerung weilen wir in dieser Beziehung bei den großen Bühnenhelden Ekhoff, Schröder, Iffland, an deren berühmte Namen sich die Geschichte dieser niedern Dramatik unauflöslich knüpft.

Der Hamburger Ekhoff († 1788), der Gründer der gothaer Bühne, war der erste deutsche Schauspieler, welcher, der Natur getreu, das wahrhaftige Leben auf der Bühne darstellte; er wurde bewundert als Künstler, geschätzt als Redner, geliebt als Dichter, hochgeachtet als religiöser Mann und erwarb namentlich durch diese sittlichen Vorzüge der deutschen Schauspielkunst Werth, Ansehen und Namen. Gotter sagte von ihm: „Er hat die Kunst erst geschaffen, hat den Stand geadelt, denn er war ein Orakel des Spiels und ein Vorbild der Sitten.“ Einen noch bedeutendern Namen erwarb sich

Fr. Ludw. Schröder († 1816), der Schöpfer der ham-

burger Bühne (welche nach dem Urtheile Vieler die beste der Welt war), ein sittlich hochgestellter, genial begabter Mann, der in seinen Shakspeare'schen Charakteren das Publicum so ergriff und den Lear mit so furchtbarer Wahrheit gab, daß eine Schauspielerin aus Wien die Goneril, die der Vater verflucht, nicht mehr spielen wollte. Zugleich besaß Schröder das leicht arbeitende Talent, fremdländische Stücke nach nationalen und localen Geschmacke zuzurichten; vorzüglich beutete er den englischen Reichthum für unsere aufblühenden Theater aus, und war kühn genug, selbst Shakspeare'sche Stücke darzustellen; wollte er doch damals schon sogar den Sophokles wieder beleben, was die Berliner jetzt kaum unter königlicher Ägide vermochten. Sein „Vetter aus Lissabon, das Testament, der Murrkopf, der Fähndrich, die heimliche Heirath, der Ring, stille Wasser sind tief" u. s. w. waren höchst beliebte Dramen. Schade, daß Schröder zu viel Schauspieldirector und zu wenig Poet war; was dem Publicum gefiel und für die Bühne paßte und die Kasse füllte, — das waren die willkommensten Gaben, nach denen sein speculirender Geist trachtete und seine zählende Hand griff. Dadurch zog Schröder das eben zum frischen Jugendleben erwachte Drama in trübe, unreine Regionen wieder hinab und wurde dadurch leider der Vorgänger der handwerksmäßigen Dramaturgen bis auf die neueste Zeit.

Der Dritte in dem Schauspielertriumvirate war Aug. Wilh. Iffland († 1814), der deutsche Roscius und der Vater des deutschen sentimentalen Schauspiels. Als Mime glänzte Iffland als eine der seltensten Erscheinungen, als wahrhaftiger Künstler, der, herrlich begabt zur Hervorbringung portraitirter Gebilde, die mimische Aufgabe mit einer so vollendeten Kunst löste, wie es sich die Theorie kaum zu denken vermag. Das höchste Ideal in seinen Dichtungen wie in seinen plastischen Darstellungen war die nackte Wahrheit, die reine Natur und was er gewollt, was als schönstes Musterbild ihm vorgeschwebt, hat er mit bewunderungswürdiger Kunst veranschaulicht. In seinen Dramen (z. B. die Hagestolzen, Verbrechen aus Ehrsucht, die Jäger, der Herbsttag, allzuscharf macht schartig, alte und neue Zeit, der Hausfrieden u. s. w.) spiegelt sich das häusliche Leben der Deutschen mit einer Wahrheit, daß ein künftiger Geschichtschreiber, dem etwa an-

dere Nachrichten fehlten, aus diesen dramatischen Gemälden fast Alles schöpfen könnte, dessen er bedürfte, um von diesem Theile der Sitten der deutschen Nation, wie sie zu Iffland's Zeit war, treuen Bericht abzustatten. Die Charaktere aus allen Ständen treten mit einer Individualität hervor, als ob sie in jedem Zuge wirklichen Individuen nachgezeichnet wären; und doch repräsentirt Jeder zugleich auf das Sprechendste die Gattung, zu der er gehört. Solcher deutschen Hofräthe, Secretaire, Amtleute, Oberförster, Gerichtsdiener, Chirurgen und anderer Personen, die Iffland nach der Natur gemalt hat, erinnert sich Jeder, wer Gelegenheit hatte, ihre Standesgenossen im wirklichen Leben kennen zu lernen. Das gemüthliche deutsche Volk, das des excentrischen Spectakels und betäubenden Lärmens der Originalgenies satt und müde war, nahm diese gedehnten, moralisirenden, weinerlichen, immer fein in den Schranken der baarsten anständigen Natürlichkeit und des prosaischen Alltagslebens sich hinziehenden Schauspiele mit großem Wohlgefallen auf und ergötzte sich gutmüthig an seiner eigenen abgespiegelten Spießbürgerlichkeit:

Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehn,
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
Sonst wackrer Mann, wohlthätig und g recht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht.
Die Tochter liebt, sie liebt nicht, den sie soll;
Ein muntrer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
Und was an Oheim, Tanten, dienstbarn Alten
Sich Charaktere seltsamlich entfalten;
Das Alles macht uns heiter, macht uns froh,
Denn ungefähr geht es zu Hause so,
Und was die Bühne künstlich vorgestellt,
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läßt man durcheinander rennen,'
Weil wir sie schon genau im Bilde kennen. (Goethe.)

Die Romantiker nannten diese Art der niedern Dramatik, welche es nur auf die getreue Darstellung gewöhnlicher bürgerlicher Misere abgesehen hatte, die Iffländerei.

Iffland's Platz eroberte alsbald Aug. von Kotzebue, welcher der dramatischen, von jenen drei Schauspielern geschaffenen Mittelmäßigkeit einstweilen den entschiedensten Sieg verschaffte;

sein ganzes dramatisches Streben concentrirte sich in der einen Arbeit, Futter für die Bühne zu fabriciren und die Gunst des großen Haufen durch jegliches Mittel zu erkaufen (vergl. oben). Gerade als Iffland und Kotzebue noch in vollem Wirken und in reichlichster Ernte waren, begannen Goethe und Schiller für die Bühne in Weimar zu sorgen. Schwerlich hat je ein Kunstinstitut unter günstigern Auspicien nach der Palme gerungen: Goethe Director des Theaters; Schiller Theaterdichter; völlig unabhängig sorgenfreie, gelehrige Schauspieler; ein kunstliebender freigesinnter Hof; ein gebildetes Publicum; — was konnte und mußte unter solchen Begünstigungen geleistet werden! Da war es wol natürlich, daß man hier einen weiten Schritt aufwärts that, daß man nach einem würdigen Repertoir, nach einer höhern Dramatik strebte, um die Bühne zu einer moralisch-ästhetischen Kunstanstalt, zu einer heiligen Halle der höhern Volksbildung zu weihen. Wenn die großen Weimaraner einerseits sich bemüheten, rein und entstellt die dramatischen Kunstwerke fremder Völker uns vorzuführen, so befriedigten sie auch andererseits die Ansprüche einer selbständig gewordenen Bildung, sie lehrten uns eigene vollendete Dramen anschauen und führten uns in den beglückenden Besitz einer eigenen Kunst, einer eigenen Originalität und eines eigenen nationalen Geschmacks. Hoch und hehr glänzte dabei das Vorbild Schiller's, dessen Dramen auch nach allen Seiten hin Schößlinge trieben: hier zeichnete Tell die patriotische Richtung vor, dort nährte die Braut von Messina die antike Neigung, dort förderte die Jungfrau von Orleans das romantische Drama, während Wallenstein das Fatum zum dramatischen Hauptwerkzeuge zu machen schien u. s. w. —

Die Romantiker wollten, wie wir oben gesehen, in die Goethe-Schiller'schen Fußtapfen treten; sie wollten die höhere Dramatik cultiviren und gegen die falschen dramatischen Bestrebungen kämpfen. Aber leider sank unter ihnen das Drama; Kotzebue's Macht wurde durch sie nicht gebrochen, sondern noch mehr befestigt, — theils weil ihnen alles populare Element fehlte und selbst die Poesien der Häupter untheatralisch waren, — theils weil ihre Bemühungen an verunglückten Nachahmungen der Alten, der Spanier und Engländer verwelkten, theils weil sie

das Drama sogar zuletzt in das dunkelste Gebiet der Mystik und des Fatums hinüberzerrten.

a) Als die Schlegel auf das Antike, auf die rein griechischen Formen fielen, fanden sie Nachahmer in Collin und Apel.

Heinrich Joseph von Collin (1772—1811) in Wien war ein ebenso geachteter Dichter, der zur Nachtzeit in dem Musentempel sich von der Tagesarbeit erholte und durch die Poesie für den kommenden Tag stärkte, — als ein durch ganz Österreich allgemein geehrter Staatsmann, dem das dankbare Vaterland durch freiwillige Beiträge ein Denkmal in der Karlskirche setzte und zu seinem Gedächtnisse ein Stipendium für arme talentvolle Juristen stiftete. Außer seinen einzelnen Gedichten (z. B. Kaiser Max auf der Martinswand) und Soldatenlieder, außer den Fragmenten des Heldengedichts (Rudolph von Habsburg), welche das Gepräge mancher Vollendung tragen und welche zeigen, was er in dieser Gattung noch geleistet haben würde, wenn die Parze nicht zu früh den Faden durchschnitten hätte, — interessiren uns hier besonders seine dramatischen Dichtungen, z. B. Regulus, durch welchen es immer in vollem Chore tönt, daß der Mensch sich zum Opfer bringen müsse für das Ganze; — sein Coriolan, mehr dem Shakspeare, Polyxena, auch in der Form der Antike nachgebildet, aber verunglückt; — die Horatier und Curiatier, sein Schwanengesang im echt römischen Geiste. — Zu beklagen war es, theils daß Collin die Grenzen unserer Bühne und die Bedürfnisse seines Publicums zu wenig kannte, — theils daß er nicht vermochte, das Feuer der Begeisterung von Anfang bis Ende zu bewahren: seine Flammen leuchten, aber zünden und brennen nicht, und je mehr nach dem Ende hin, desto schneller sinken sie bis zum ausglimmenden Funken.

August Apel (1771—1818) aus Leipzig; fern von der wahren poetischen Begeisterung, von der Glut und Echtheit der Gefühle wählte diese reich begabte Natur die innere Welt der Wissenschaft als das ihr am meisten zusagende Gebiet; der in wahrhaft großem Style gebildete Geist verschmähete alles Niedrige, Unfreie, Kleinliche. Sämmtliche Dichtungen Apel's waren nur Experimente und selbst seine echt antiken Tragödien (Polyidos, die Aitolier, Kalirrhoe), worin er zugleich den Versuch nach Schil-

ler machen wollte, den Chor einzuführen, traten nur auf als bruchstückliche Ergebnisse seines Alterthumsstudiums und seiner Ansichten von der antiken Tragödie, die er in dichterischer Form nachbildlich darzulegen versuchte; aus diesem Gesichtspunkte müssen sie betrachtet und beurtheilt werden; sowie denn auch wiederum aus jenen Werken seine schönste Arbeit, seine Metrik entstand, deren Hauptgesetze er auf die Musik gründete. Die lyrischen Poesien Apel's finden sich in den Cicaden und in dem Gespensterbuche; diese Novellen in schauerlichem Style (z. B. der Freischütz, das stille Kind) gab er im Verein mit Laun heraus.

b) Ganz in romantischem Sinne bearbeiteten ihre Dramen Müller, Kleist, Öhlenschläger; daraus entstanden allgemach formlose, mystische Spectakelstücke, zuletzt Schicksalstragödien, die sich bis zur Caricatur des Tragischen steigerten und wofür Werner, Müllner, Grillparzer die Signale gaben.

Friedrich Müller, gemeiniglich Maler Müller genannt (1750—1825), lebte als genialer Kupferstecher und Dichter in Rom und beschenkte uns mit Faust (vergl. fünfte Periode, Faustsage), Genoveva und Niobe, seinem Meisterstücke; leider sind alle seine Dichtungen etwas wild, fragmentarisch und nicht für die Bühne berechnet.

Heinrich von Kleist (1776—1811) war unter allen dramatischen Dichtern dieser Classe der talentvollste. Wie beklagenswerth, daß dieser treue Freund und Waffengenosse Fouque's im gebrochenen Herzen und seinem düstern Gemüthe keine Ruhe finden konnte; ein Todfeind der Franzosen, die ihn verfolgten und einkerkerten, legte er selbst Hand an sein trauriges Leben aus Verzweiflung über das Unglück Deutschlands. Hätte Kleist die Erhebung seines Volkes 1813 noch erlebt, hätte er in die Freiheitsgesänge seines Vaterlandes mit einstimmen können, die verfinsternde Hülle würde sicher von seinem Blicke geworfen und sein krankes Herz genesen sein; einen glühendern Freund des deutschen Landes trug nie der heimathliche Boden. Ein so tiefes, reizbares und krankhaftes Gemüth fand deswegen auch weder in der Wirklichkeit, noch in der Kunst Beruhigung und Glück; selbst die Musik, die Kleist leidenschaftlich liebte, — und die Poesie, die

seine treueste Freundin war, konnte solchem finstern Wesen nur auf Augenblicke ein Labsal, aber keine ausdauernde Heilung spenden. Solche geistige Witterung mußte die sichtbarste Wirkung auf die poetischen Saaten ausüben; es fehlte ihnen das Gesunde, Freie; die tragische Kraft, die poetische Energie und Wahrheit wurde niedergedrückt durch überwuchernde Schlingpflanzen und schmarozende Auswüchse, besonders durch das Heraufbeschwören von übernatürlichen Mächten, wodurch etwas Unheimliches, Grauenhaftes durch diese Dichtungen schleicht. Von seinen dramatischen Arbeiten führen wir an: die Familie Schroffenstein, Käthchen von Heilbron, Prinz von Homburg, Amphitryon, Penthesilea, Hermann's Schlacht, den zerbrochenen Krug (ein Meisterstück im Feinkomischen). Als Novellist (z. B. Michael Kohlhaas, das Bettelweib von Locarno ꝛc.) zeichnete sich Kleist aus durch raschfortlaufende Handlung, durch reiche, üppige Erfindung und durch einen Reichthum, der nirgends zu borgen braucht. Seine Werke nebst Biographie gab Tieck heraus 1826.

Adam Öhlenschläger (1779), ein Däne von Geburt, aber ein Dichter von deutscher Bildung und deutschem Gemüthe, gehört zu den gemäßigten Romantikern; auch er folgte zwar der starken und ergreifenden Geistesrichtung damaliger Zeit, indem er auf die eigene Nationalität zurückging und voll inniger Liebe an Allem hing, was eben aus dieser Nationalität hervorgeblühet war; auch ihn beseelte zwar das starke Verlangen nach einer tiefern und schönern Auffassung der Welt und des Göttlichen und der daraus hervorwachsende Hang zum Wunderbaren und Phantastischen; — aber er dichtete doch ohne ausschweifende Phantasie und Auswüchse und hielt sich fern von jeglicher Mystik. Öhlenschläger war nie bahnbrechend, normgebend, — aber doch wirkend in der ersten Reihe derer, welche auf der Grundlage und dem Plane der großen Meister mit freier, schöner Kraft die eigenen Werke aufbaueten; mehr elegisch weich, als lyrisch feurig machte er auch nie Ansprüche auf den Seherblick in die Tiefen des Lebens, nie auf den Seelenflug in die mislichen Regionen des Übersinnlichen, machte nie Ansprüche auf vollendete Form, auf die drastische Darstellung eines großartigen Geschicks oder des dämonischen Spiels wahrer menschlicher Leidenschaften. Sein Aladdin oder die Wunderlampe eröffnete die neue Periode

im Dramatischen, ein dramatisirtes Märchen mit der einfachen Lebenserfahrung, daß das Glück seine Gaben sich nicht abjagen, abgrübeln und absorgen läßt, sondern dem an Geist und Herz gesunden, sorglosen Naturkinde spendet. Die Ludlamshöhle ist gleichfalls ein dramatisirtes Märchen, eigentlich eine schottische Gespenstergeschichte, worin der freche Leichtsinn seinen verdienten Lohn findet. Hakon Jarl stellt den Sieg des Christenthums über die Heiden dar; Axel und Walburg ist ein Seitenstück zu Romeo und Julie; Hugo von Rheinsberg veranschaulicht, wie Liebe zum Verbrechen führt. Der Hirtenknabe ist eine liebliche dramatische Idylle, welche die verschiedenen Wirkungen des hereinbrechenden Unglücks auf das weibliche Gemüth und auf den starken Mann trefflich schildert; Correggio erscheint als ein schönes dramatisches Gemälde, wie Begeisterung und der mächtige Trieb des Schaffens dem trüben Ermatten entgegenwirkt und die Lust und Freude am Gelingen wie ein erfrischender Thau erquickt und aufrecht hält. (Seine Schriften nebst Selbstbiographie 1830, 18 Bde.)

Zacharias Werner (1768—1823) stand zwar mit den Stiftern und Häuptern der romantischen Schule in keinem nahen persönlichen Verkehr; dennoch faßte sein reiches, glühendes Herz das romantische Princip mit der größten Begeisterung auf und bildete dasselbe in der dramatischen Poesie mit so bedeutendem Talente aus, daß er, trotz aller Flecken, zu den Oberpriestern dieser dichterischen Propaganda gehört: die religiösen kirchlichen Ideen des Mittelalters, die patriotische Gesinnung, der nationale Partikularismus, jene, die Erscheinungen in der Natur geistig und christlich deutende und verklärende Symbolik, die Liebe zum Dunkeln und Geheimnißvollen, der religiöse Kunstenthusiasmus, der Gebrauch einer alterthümlichen Sprache, die Vorliebe für lyrische Mannichfaltigkeit des Metrums und Reimes, — kurz jegliches Erkennungsmaal des romantischen Kreises findet sich bei Werner in überschwenglicher Mannichfaltigkeit. Daß dieser Dichter jetzt fast ganz vergessen wird, hat er wahrlich nicht verdient; aber solche Verdunkelung seines jüngst noch so berühmten Namens ist nicht unerklärlich. Fast der Universalerbe aller wunderlichen Eigenheiten seines berühmten Landmanns, Hamann's, führte auch Werner eine höchst ungeordnete, ausgelassene Lebensweise; aus seinen

verwirrten öffentlichen und häuslichen Verhältnissen trat er von Königsberg ein unruhiges Wanderleben an; vielfach umhergeworfen, von Noth verfolgt, durch Dalberg und die Staël unterstützt und gehoben, dennoch aber immer gedrückt und voll düsterer Gedanken versuchte er es endlich auch mit einer mönchischen Frömmigkeit und ersetzte seine sittliche Schwäche mit der Kraft des Heilandes und der Gnade Gottes, die bei ihm zum Durchbruche kam; im Katholicismus fand er endlich (1810) Ruhe und eine ihm zusagende Brotstelle. Er starb in Wien als beliebter Predigermönch. Wäre dieses halbwilde Genie, wie ihn ein Kritiker nennt, nicht in Selbstzerrüttung und dann in Schwachheit gefallen, so zeigte die Klaue des Löwen in seinen Geisteserzeugnissen, daß er gewiß Großartiges geleistet haben würde. Mehr als bei irgend Einem hatte bei Werner Schicksal und Charakter auf die dichterischen Schöpfungen Einfluß; Persönlichkeit und Schrift ist bei ihm völlig unzertrennlich; Eines erklärt, ergänzt das Andere; als ein völlig subjectiver Dichter war seine Dichtung immer nur ein unmittelbarer Ausfluß seines eigentlichsten Wesens und aus diesem Grunde zwar kein Abglanz des Lebens im Allgemeinen in seiner wechselvollen geistigen Gestaltung, aber ein um so hellerer Lichtstrahl in das Herz und Leben des Dichters selbst. Jegliche seiner Poesien malt den Kampf seines eigenen Herzens, das sich aus dem Gedränge des Lebens nach Freiheit und Ruhe und Versöhnung emporarbeiten möchte und sich doch immer mehr verwickelte. Religiöser Tiefsinn und Hang zum Mystischen ward der Boden, in welchem eine allzureizbare Phantasie die Dichtungen erzeugte; dazu fehlte dieser großen, reichbegabten Natur jene harmonische Klarheit, Durchsichtigkeit und Ruhe, wodurch den Schöpfungen erst das Meistersiegel aufgedrückt wird; gerade dieser Mysticismus, dieser religiöse Trübsinn, welcher die christliche Charitas nur durch ein umflortes Medium erblickte, war das feindselige Element, was die poetische Quelle Werner's am meisten trübte. Wenn religiöse Schwermuth und kirchlicher Tiefsinn an sich schon bei den Liebhabern der dramatischen Poesie auf keinen großen Beifall zu rechnen hat, — so wird sie aber gänzlich verworfen werden, wenn sich, wie bei unserm Dichter, neben geistigen Verirrungen und Dunkelheiten sogar noch Gespensterspuk und Teufelsunfug einmischt. Werner glich an Begeisterung und

Phantasie, an tiefem Gefühle und der Gewalt des Ausdrucks den vorzüglichsten Dichtern; er hat so viel wahrhaft Großes, Kräftiges, Originelles, daß dieser gewaltige Geist wohl verdiente, einen Ehrenplatz in unserm Dichtertempel einzunehmen; aber ein Musterschriftsteller seiner Nation wurde er nicht und konnte es nicht werden, da er mitten im Gährungsproceß seiner religiösen Entwickelung und zuletzt gänzlich befangen im papistischen Bigottismus abschied. Neben dem heiligen religiösen Gepräge, was allen Dramen Werner's aufgedrückt ist, sprudelte die trübe Mischung von rohen, sinnlichen Bildern und gemeinen Vorstellungen; neben erhabenen Charakteren die widerlichsten Caricaturen. Alle Mysterien des Glaubens und des Gefühls, alle Paradoxien und Launen eines furchtbaren Schicksals und eines ebenso gräßlichen Seelenkampfes brachte er in seine dramatischen Gemälde, die, wo eine glückliche Wahl des Gegenstandes das Werk begünstigte, die lebendigste Wirkung mit umfassender Größe und Tiefe vereinigten und die sich nur durch die Fülle des Reichthums der Bühne entzogen. Dazu gesellte sich ein gewandter Dialog, ferner die große Geschicklichkeit, vom Sinnlichen, als dem Zeichen und Symbol des Geistigen den besten Gebrauch zu machen und das Geistige durch Bild und Sprache zur sinnlichsten Anschauung zu bringen. Aber eine Sündfluth schlechter Einflüsse spülte dann auf einmal wieder alles Gesunde hinweg: da kroch die unklare Überschwenglichkeit hervor, der Opernspuk tanzte hervor, der Legendenwust mischte sich hinein und Geistesspectakel und toller Wirrwarr polterte über und über. Wer die Werner'schen Dramen liest, wird von Bewunderung und Misbilligung, Tadel und Erstaunen ergriffen und jener Ausspruch: vom Erhabenen zum Lächerlichen sei nur ein Schritt, findet in jedem seiner Werke Bestätigung. Goethen gab dieser wirre Complex von Vorzügen und Verirrungen, Thorheiten und Talenten, Misgriffen und Verwegenheiten viel zu leiden. Die Söhne des Thales stellen die treulose und grausame Vernichtung des Ordens der Tempelritter dar durch Philipp den Schönen von Frankreich und den willenlosen Clemens V. Martin Luther oder die Weihe der Kraft behandelt die ebenso wahre als schöne Idee, daß die Kraft des Glaubens erst ihre wahre und höchste Weihe durch die Liebe erhält, die sich zu jenem verhält, wie das Weib zum Manne (Lu-

ther und Katharine von Bora). Das Kreuz an der Ostsee oder auch die Brautnacht und Wanda schildert die Verbreitung des Christenthums unter den heidnischen Völkern. Attila ist ein Trauerspiel ganz in romantischem Style. Der vierundzwanzigste Februar ist ein schauerliches Nachtstück, worin alle Factoren des Schreckens gehäuft sind; es ist ein unnatürliches Bild, das sich leider sehr bald von einer Reihe Schicksalstragödien umringt sah. „Es war ein rechter Fluch für unsere protestantische Bühne," sagt Gervinus, „daß dieser Mann, der sein schuldloses Herz im wilden Lebensreigen verloren zu haben bekannte, aus dem Schoose des Segens und der Gnade heraus, uns diese heidnischen Stücke vom alten Fluche zuschicken und mit seinen Nachtgewalten und Dämonen das Gefühl und den Verstand unserer Dramatiker berücken mußte." — Diesem schauerlichen, brennend kalten Februartage folgte Kunigunde die Heilige voll kränklicher Weichlichkeit und religiösem Pompe, voll prunkender christlicher Rede und duftendem unmännlichen Pathos. Die Mutter der Maccabäer ist ein dramatischer Hymnus auf die Herrlichkeit des Märtyrerthums. (Gesammtausgabe 12 Bde., Grimma 1840.)

Amand Gottfr. Adolph Müllner (1774—1829), ein Sohn der Schwester Bürgers, wurde durch die Errichtung eines Liebhabertheaters in Weißenfels mit der dramatischen Muse befreundet; so entstand der angolische Kater, die Zurückkunft aus Surinam u. s. w. Der grausenhafte neunundzwanzigste Februar wurde durch Werner hervorgerufen; darauf entstand die Schuld, König Yngurd u. s. w. Diese Schicksalstragödien kommen jetzt allmälig in Vergessenheit; aber früher wurden diese Irrlichter mit großem Jubel, als Wundermeteore gepriesen und namentlich um Müllner's Dichtergröße, besonders wegen seiner Schuld ging ein tumultuarischer Lärm über ganz Deutschland. Wahr ist's, daß in den Müllner'schen Tragödien ein hoher tiefer Ernst herrscht, daß die Erfindung der Fabel sinnreich, die Charakterzeichnung gut, die Sprache schön, die Bilder reich und glänzend sind; — aber durch die Einführung eines dunkeln Fatalismus, der ebenso sehr dem antiken Fatum widerspricht, wie der christlichen Ansicht geradezu feindselig entgegentritt, zerstörte der Dichter alles Edle und vernichtete jede sittliche Kraft des Willens. — Als Lustspieldichter steht Müllner höher denn als Tragiker, weil es im Lust-

spiele weniger auf Tiefe des Gefühls und Adel der Gesinnung, als vielmehr nur auf geschickte, sorgfältig durchgeführte Combinationen ankommt. Als Redacteur der Mitternachtszeitung und der Literaturzeitung des Morgenblattes zeigte er in hohem Grade auch seinen kritischen Scharfsinn, verdarb es aber gänzlich mit dem Publicum, das seine schroffe, sich immer hervordrängende Persönlichkeit nicht liebte. (Vollst. dramat. Werke, Braunschweig 1828, 7 Bde.).

Auch Franz Grillparzer (1791?) in Wien wurde nach Werner's und Müllner's Vorgange anfänglich ein Anhänger des modernen Fatalismus. Seine Ahnfrau machte ungewöhnliches Aufsehen und war das beste Zeugniß von des Dichters romantischen Talenten; das Stück glänzte wie ein bunter, blumenreicher Teppich, dessen innerstes Gewebe mit Goldfäden übersponnen war; zertrennte man aber diese schimmernden Fäden, so grinzte dahinter der Meduse scheußliches Schlangenhaupt und im finstern, sternlosen Hintergrunde kauerte die Sünde als leitendes, tragisches Fatum. In der Folge verließ der Dichter diese verhängnißvolle Richtung und sprang zur Antike (Sappho, das goldene Vließ), worin Form, Name, Schauplatz griechisch, die Charaktere aber ganz modern waren. Darauf wandte er sich mehr den Schiller'schen Formen zu, welchen er bis jetzt auch treu geblieben ist (der Gastfreund, die Argonauten, Medea). Die Dichtungen haben, trotz mancher sentimentalen Schwäche, einen nicht unbedeutenden Rang. Schade, daß er in Verhältnissen lebt, wo der Einfluß der drückenden Atmosphäre eines unbewegten Staates und eines unfreisinnigen Hofes der Vollendung des Dichters hinderlich entgegensteht.

c) Die meistens sehr sentimentalen Künstlerdramen gingen aus dem Kunstenthusiasmus der romantischen Schule hervor. Oben wurde bereits des Corregio von Öhlenschläger erwähnt; dazu nennen wir noch

Christoph Ernst v. Houwald (1778) aus der Lausitz; mit bedeutenden Gaben für Lyrik und Novelle geziert, beschenkte er uns auch mit einem trefflichen Buche für Kinder; er verkannte aber leider die Stimme seines Genius, wandte sich mit sehr zweideutigem Berufe dem Drama zu und folgte darin theils den fatalistischen Richtungen Werner's und Müllner's (der Leucht-

thurm, die Heimkehr, Fluch und Segen), theils der Kunstliebe der Romantiker, z. B. das Bild, oder Sieg der Kunst und Liebe über Stolz und Rachsucht. Alle Schönheiten, aber auch alle Flecken seiner Meister tragen seine Dramen.

Auch Joh. Friedr. Kind aus Leipzig (1768) zählen wir wegen seines van Dyk's Landleben, das so lange der Liebling des Publicums war und noch immer auf der Bühne lebt, den dramatischen Kunstenthusiasten der Romantiker zu. Unbekümmert um das Geschrei der einzelnen literarischen Parteien, immer wahr und klar und rein, immer warm und deutsch, immer weise gebrauchend die ihm von Gott verliehene reiche Geistesgabe, hat dieser Dichter Tausende und abermals Tausende ergötzt durch seine Erzählungen in gebundener und ungebundener Rede, welche er in Taschenbüchern oder in Sammlungen (Malven, Tulpen, Harfe 2c.) dem Vaterlande bot. Kind konnte mit hoher Zufriedenheit auf sein Tagewerk, welches 1843 endete, zurückschauen; er hat sich einen Ehrenplatz unter unsern berühmten Zeitgenossen erworben, und sein Name wird noch unsern Enkeln ein sehr freundlicher sein. Als Dichter der höhern Dramatik (Nachtlager von Granada, der Freischütz) fehlte ihm die tragische Kraft, die tiefe Auffassung des gigantischen Schicksals, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt."

d) Zuletzt gedenken wir der romantischen Dramatiker, welche das historische Schauspiel cultivirten und den Forderungen der Poesie und der Bühne möglichst zu genügen suchten. Leider finden wir auch hier keine großen originellen Geister; alle ahmten entweder Schiller oder Shakspeare nach; aber sie lieferten statt Schiller'scher Diamanten oft nur schön geschliffenes Glas mit Schiller'scher Einfassung. Mit Übergehung Theodor Körner's, dessen wir bei den politischen Schriftstellern erwähnen werden, zählen wir als die vorzüglichsten hierher:

Michael Beer (1800—1833), des berühmten Componisten leider zu früh vollendeter Bruder, der die Bräute von Aragonien, Klytemnestra, der Paria, Struensee nur als Studienblätter nachließ, die sein ernstes und tiefes Streben beurkunden, nach dem Höchsten zu ringen.

Joseph v. Auffenberg (1798) aus dem Breisgau, ist unter den neuesten Dichtern dieser Art, die sich ganz an Schiller

hinaufzubilden suchten, nicht allein einer der fruchtbarsten, sondern auch der begabtesten. Schade, daß ihm das Dichten keine aufregende Arbeit, sondern nur ein tändelndes Spiel ist, und daß seine sämmtlichen Schöpfungen (z. B. Pizarro, die Spartaner, Flibustier, Opfer des Themistokles, die Verbannten, der Löwe von Kurdistan, die Bartholomäusnacht ꝛc.) zu rasch geboren wurden.

Ernst Benj. Salom. Raupach, ein Schlesier (1784), jetzt in Berlin, ein vielfach angefeindeter, aber doch immer auf der Woge der Gegenwart hoch oben schwimmender Theaterdichter, der als Tragiker von Tausenden neben Schiller genannt wird; fruchtbar wie Kotzebue, besitzt er zugleich eine Bühnenkenntniß, wie Niemand neben ihm; um Effect hervorzubringen, opferte er oft Vieles, selbst die Wahrheit, die Würde und Schönheit; ein unermüdliches Talent, den Reichthum Anderer glücklich zu benutzen, hier den Pathos Schiller's, dort die humoristische Bilderfülle Shakspeare's, die höfische Vornehmheit Goethe's, die Innigkeit Calderon's; oft aus einem Tone plötzlich in einen andern überspringend, vermag er dennoch aus den fremdartigsten Elementen ein Ganzes zu bilden, welches dem Publicum gefällt. Sehr viel besprochen und höchst verschieden beurtheilt sind: Isidor und Olga, Rafaele, Tasso's Tod, Schleichhändler, Laßt die Todten ruhen, der Hohenstaufencyklus u. s. w. (Seine dramatischen Werke ernster und komischer Gattung, Hamburg 1836, 26 Bde.).

Karl Leberecht Immermann (1796—1841 in Düsseldorf) hatte sich (mit seinem unglücklichen, genialen Freunde Christian Grabbe 1801—1836, Hannibal, Don Juan, Barbarossa) an den Besten aller Zeiten, vorzüglich an Calderon, Shakspeare, Goethe, Schiller und den Romantikern heraufgebildet. Viele hielten ihn trotz der Formlosigkeit, wozu ihn Shakspeare und Calderon zuweilen verlockt hatten, wegen seiner dramatischen Leistungen (der Prinz von Syrakus, König Periander, das Auge der Liebe, Cardenio und Celinde, das Thal von Ronceval, das Trauerspiel in Tyrol, Kaiser Friedrich, Alexis u. s. w.) für den ersten unter den lebenden deutschen Dichtern. Wegen seiner Novellen, Familienromane und Epen (Papierfenster eines Eremiten, Miscellen, Tulifäntchen, Merlin, Reisejournal, die Epigonen, Münchhausen u. s. w.) wurde er zugleich auch ein Liebling aller freisinnig Gebildeten. „Seine Muse," sagt ein Kritiker, „war hierin

eine edle deutsche Jungfrau mit vollendeten griechischen Formen, nur daß der Zorn über die Erbärmlichkeit der Gegenwart statt der Anmuth mitunter grollenden Ernst über ihre hohen und edlen Züge legte. — Immermann verwarf keine literarische Richtung, in welcher er Leben und Wahrheit sah; er verehrte Goethen, huldigte Schillern, schloß sich den Romantikern an, wurde insgeheim als Haupt des jungen Dichternachwuchses am Niederrhein verehrt und schenkte auch Gutzkow u. s. w., Freiligrath die wärmste Theilnahme. Dennoch wurde er von Vielen als stolz und ausschließend verschrien; wahr ist's — und das bleibt sein höchstes Lob, — als er nach manchem Kampfe die rechte Bahn gefunden, die Mission seiner innersten Natur erkannt hatte und stolz und sicher einem eigenen Ziele zustrebte, gehörte er in den letzten und schönsten Jahren seines Lebens weder als Haupt noch als Glied ausschließlich irgend einer Schule an, trat namentlich immer mehr aus seinem frühern romantischen Kreise und schuf sich eine isolirte Stellung. Leider überraschte den liebenswürdigen, kernhaften Dichter mitten im raschen Steigen zur Vollendung der Tod.

III. Von den epischen Romantikern

nennen wir nur (mit Übergehung Achim v. Arnim's, Clemens Brentano's, der Luise Brachmann ꝛc.)

Friedrich de la Motte Fouqué (1777—1843), den Enkel des berühmten Generals in Friedrich's Heere, den Dichter im vollsten Sinne des Worts, wie ihn der Deutsche sich ehemals dachte. Sein Herz war voll Gottesminne, voll Ritterlichkeit und Galanterie; sein Lebensdienst theilte sich zwischen Leier und Schwert. Jean Paul hieß ihn den tapfern Sänger, A. W. Schlegel: den Geweiheten, Stollberg: dem der Jugend Kraft in entflammter Sehnsucht nach dem Sonnenlande durch gewaltigen Fittiges Schlag Melodien rauscht. Drei Ereignisse boten sich die Hand, um den Heldensänger auf die Sonnenhöhe der Volksgunst zu heben. Die romantische Schule hatte die Liebe für mittelalterliche Dichtungen geweckt; Fouqué, der vorzüglichste Epiker unter den Romantikern, führte mit voller poetischer Kraft die alten nordischen Helden vor, die urkräftigen frommen Recken, die liebreizenden blondlockigen Jungfrauen, die würdigen Matronen, die edel-

sten Greise und seine Helden wurden mit Enthusiasmus von unserer kriegsmuthigen Jugend begrüßt und vom Volke anerkannt als die Bilder seiner glorreichen Ahnen. — Mehr noch wirkten für Fouqué's Ruhm die schweren Tage der damaligen Gegenwart; seine Sonne ging nämlich auf, als die Zeit erfüllet war, daß Deutschland sich rüstete zu seiner Auferstehung; die gallische Herrschaft sollte gebrochen werden; glühender Franzosenhaß brannte in allen Gemüthern und die Volkshand lag am Schwerte. Männiglich schlug das Herz nach Freiheit; da war's eine Lust, unsere Urväter zu schauen, und eine Stärkung, um mannhaft und deutsch zu werden. Die Nibelungen waren Lieblingsthema; Fouqué fügte die verwandten Islandshelden, die Nordlandsrecken und normannischen Seekönige hinzu, die wie die Nemesis überall einbrachen, um Rache zu üben an jeglichem Frevler. Solcher Helden und Kraftanschauungen bedurften wir, um den Muth zu stählen gegen den Todfeind. — Dazu kam endlich noch, daß unter dem französischen Drucke das deutsche Volk religiöser geworden war; die allgemeine Noth hatte den Blick nach oben richten lehren und darum war Fouqué, der ritterliche Sänger des Christenthums, mit seinem festen heiligen Glauben an die Wunder der christlichen Offenbarung, mit seinem betenden Herzen und seiner apostolischen Salbung ein dreifach willkommener Priester, dem es wie irgend Einem damals gegeben war, zum blutigen Schwertkampfe und stillen Gebete zu begeistern. Er wirkte höchst segensreich, da er hier zur Feldschlacht das Schwert als Held muthig vorantrug, dort mit begeisterter Hand in die rauschende Leier griff und sich zu den geistigen Vorkämpfern gesellte, die mithalfen, das Volk zum Bewußtsein zu bringen, seinen gesunkenen Muth zu heben und das Gottvertrauen und den Christusglauben zu stärken. — — Aber dem hochgefeierten Sänger der Undine, Corona, Thiodolf's, Sintram's, Sigurt's, des Helden des Nordens, des Zauberringes u. s. w. widerfuhr ein herberes Loos, wie selten einem Dichter vor ihm: mitten aus dem Himmel eines flammenden Ruhmes wurde er vom Volke, das ihm Weihrauch gestreut, im Triumphe empfangen, das ihn vergöttert hatte, in die eiskalte Nacht des Spottes und der Vergessenheit gestürzt; er, der alle Welt mit Liebe umfaßte, ward urplötzlich von aller Welt angefeindet und verhöhnt; er, der fest und stark und männlich aufrecht immer der-

selbe geblieben war, der Unveränderliche in seinem Glauben, Hoffen, in seiner Liebe und Weltansicht, ward verspottet und bemitleidet wie ein Krüppel am Wege. — Aber daß er stehen blieb, daß gerade entschied Fouqué's Schicksal. Die Knechtschaft des Volkes hatte ihn einst gehoben, die liberalen Ideen und Freiheit des Volkes haben ihn wieder gestürzt. Die Franzosenherrschaft war gebrochen; wir waren wieder deutsch: nun brauchte man den alten ritterlichen Fouqué nicht mehr. Die Kriegsstürme schwiegen; ein Leben voll ruhiger Entwickelung lag vor uns; da waren denn die alten Nordlandsrecken mit ihrem Alles überstürzenden Muthe und die allgewaltigen Schlangentödter nicht mehr nöthig, vielmehr höchst störend. Der alte Fouqué hatte den Panzer mitten im Frieden nicht abgelegt und schwang mit germanischer Faust nach wie vor das Schlachtschwert; er übersah in seinem adeligen Kriegsrausche, was der Welt jetzt wieder Nöth thue; er war nicht mit fortgerückt und zimmerte und hämmerte noch weiter an seinem altgermanischen Bildersaale und den verblichenen Ahnentafeln. Das Volk, welches jüngst den Dichter liebte und ihm folgte, war dem Dichter vorangeeilt und lachte über den zurückgebliebenen Barden, der zur Schlacht aufforderte, da der Sieg längst erfochten war. Das Volk schritt in Licht und freier Kraft der Zukunft zu und der alte adelsstolze Fouqué schritt immer weiter rückwärts in die Nacht einer unheimlichen Vergangenheit. Das ganze Volk, im Bewußtsein seiner Rechte und Kräfte, gewann immer mehr Freiheit und Boden und trat immer fester und sicherer auf; — während der Sängerpreis für die Privilegien einer Kaste engherzig stritt und dadurch immer mehr die Gegenwart und die Erde verlor und sich in seinem Reiche der Nebel und Träume verirrte, — und während das Volk, wenn es unterhalten sein und sich ergötzen wollte, sich zu den historischen Schriften solcher Dichter wendete, die aus dem wirklichen Leben schöpften und die das Volk sich selbst in schlichter Wahrheit sehen ließen (Walter Scott), — wollte der alte Fouqué uns gewaltsam in sein Land der Wunder zerren. Und so stand denn der ehrwürdige Heldensänger zuletzt wie eine einsame Burgwarte auf dem Berge; ringsum das Feld voll gesegneter Ernten, voll blühender Gärten, voll üppiger Heerden und überall hin in Dörfern und Städten Frieden und Sicherheit und ungehemmter Fortschritt; da begreifen die jüngsten

Geschlechter freilich nicht, daß es eine Zeit gab, wo man solcher Burgzinnen und Wartthürme bedurfte, um Hof und Heerden und Freiheit zu schützen; und die ältern Geschlechter beschleicht ein eigenthümliches Gefühl, wenn sie bedenken, daß sie einst, wie sie jung waren, ebenso dachten und sprachen und schwärmten wie Fouqué. Wir dürfen aber nicht undankbar gegen Fouqué sein; die politischen Ansichten des starren Aristokraten sind allerdings den liberalen Bestrebungen der herrschenden Volksstimmung entgegen; aber deswegen bleibt er doch ein liebenswürdiger Dichter, und es wird eine Zeit kommen, wo er — längst von der Erde geschieden — seinen verdienten Ehrenplatz in unserer Literärgeschichte über Arndt, Schenkendorf, Görres, Körner, Stägemann ꝛc. einnimmt; jegliche seiner politischen Schwächen im Alter werden hundert- und tausendfach von seinen frühern Verdiensten, von seinen poetischen Vorzügen überwogen, von dem Reichthume seiner Phantasie, der Wärme seines Gefühls, der Fülle seiner Gedanken, von seiner Herrschaft über Vers und Sprache, von seiner ehrenwerthen Gesinnung, von seinem flammenden Patriotismus. (Ausgewählte Werke, Halle 1841, 12 Bde.).

IV. Die lyrischen Romantiker.

Das lyrische Element, obgleich das vorherrschende in dieser großen poetischen Gesellschaft, war keineswegs eine selbständige, mit eigenthümlichem Leben aufwachende Blüthe, vielmehr nur ein üppiges Pfropfreis auf dem poetischen Stamme der vorangegangenen Meister. Einige sangen Schillern und Goethen nach, Andern gab Klopstock die Anweisung, selbst Hagedorn; hier folgte man den Göttingern, dort den Halberstädtern; bald war Herder, bald Voß, — bald Alle zusammen die Vorsänger, sodaß aus den Liedern der lyrischen Romantiker jeder Großmeister unserer Dichtkunst sein poetisches Contrefait heraussuchen könnte. Durch neue Schöpfungen entzückten uns also diese Musen nicht, nur Nachklänge tönten aus ihren Tempeln; aber auch diese ergötzten, besonders die weichere Jugend und die Damenwelt, welche diesen Dichtern auch den süßesten Weihrauch opferten. Das hatte seinen natürlichen Grund: sämmtliche lyrische Dichter dieser Schule trieb die Vorliebe für sentimentale Auffassung; dazu hatten sie

eine große Gewandtheit, Eleganz, Glätte und Rundung der Sprache, viel rhythmischen Wohlklang, überhaupt die größte, dem Ohre sich einschmeichelnde formale Vollendung und wahre Meisterschaft in dem beschreibenden Gedichte. Aus der ungezählten Masse dieser liederreichen Zunft stellen sich besonders zwei Hauptgruppen dar, die nordischen Lyriker, deren Häupter Kosegarten und Baggesen waren, welche die ganze lyrische Tonleiter versuchten und nach der Weise jeglichen Meisters ihr Lied anhoben, — — und die magdeburger Elegiker, die, zwar ärmer an Stoff und Wort, aber reicher an Empfindung und Seele, Alles von der weichsten Seite auffaßten und an deren Spitze Tiedge und Matthisson standen, an welche sich Salis, späterhin auch Schulze reihete.

L. Theobul Kosegarten (1758—1818), der Sänger der Insel Rügen, ein Mecklenburger aus Gravesmühlen, war ein dichterisches Quodlibet, der aus allen Blumen seinen Honig sog. Von Klopstock's mächtiger Harfe begeistert, fuhr der gelehrige Schüler aus dem Hafen des sionitischen Sängers, schwamm aber bald im ganzen Meere der Dichtung umher, rathlos, ohne Steuer und Kompaß, ohne wahren Seelendrang; heimathlos wanderte dieser nordische Barde zu den Sängern am Ilyß und Tiber, nach den Höhen von Mora, nach den Ufern des Arno, der Themse, Donau, Elbe und Ilm, fand nirgends Anker, nirgends Ruhe und wurde nur das unermüdliche Echo fremder Laute. Jetzt stimmte er einen Klopstock'schen Psalm an, dann badete er sich an den ionischen Küsten; hier klagte er aus Ossian's Seele, dort trillerte er nach Hagedorn ein Liedchen; jetzt malte er ein Voßisches Idyllenbild, dann bot er eine Bürger'sche Ballade, bald erzählte er eine Herder'sche Legende, bald seufzte er im elegisch-idyllischen Tone des modernen Naturgefühls und versenkte sich im Meere romantischer Schwärmerei. Solch dädalisches Ringen, immer den Ersten gleich zu sein und auf entgegengesetzten Bahnen zur Vollendung zu steigen, war bei dem nicht übergroßen geistigen Reichthume Kosegarten's höchst mislich und dem eigenthümlichen, keineswegs allmächtigen Gotte in des Dichters Brust zuwider. Daher kam auch so viel gekünsteltes, unpassendes Schnitzwerk und schwülstiges Geschnörkel in seinen Dichtungen vor, so viel Überspanntheit und forcirte Begeisterung, so viel mühsames Flattern

in das Wilde und Wüste, so viel Krampfhaftes und Krankhaftes. Dennoch aber gefiel allgemein an ihm die zarte, jungfräuliche Weichheit, die anmuthige Geschmeidigkeit und seine idyllischen Epen Jucunde und die Inselfahrt, sein Roman Ida von Plessen, seine rührenden Uferpredigten, die ergreifenden Reden an Serena haben dem Dichter viele Freunde erworben.

(Ausgabe seiner Werke 1827, Greifswald, 12 Bde.)

In einem noch viel höhern Grade receptiv und in noch größerer Fülle das geborgte Gut ausschüttend war der berühmte Däne Jens Baggesen (1764—1826) aus Seeland, den die Herrlichkeit der deutschen Dichtung so ergriff, daß er die Begeisterung Dänemarks für Schiller erweckte, mit Öhlenschläger und Steffens die deutsche Literatur nach Skandinavien verpflanzte und in deutscher Zunge die Gefühle des eigenen Herzens aussprach. Schade, daß dieser Dichter zu gereizt und aufgeregt sich in Alles versenkte, was ihm interessant und auffallend war, und daß er bei seinem flüchtigen Überspringen von Extrem zu Extrem immer mehr die eigene Ruhe verlor und das Gleichgewicht einbüßte. Wo man für Kant und Lavater sich zugleich begeistert, Nord und Süd, Zenith und Nadir liebt, — wo man für Vaterland und Freiheit, kritische Philosophie und romantischen Mysticismus um die Wette schwärmt; wo Wieland, Klinger, Jean Paul, Klopstock, Voß, Schiller, Goethe u. s. w. mit Mondeswechsel als Leitsterne dienen, da kann bei solcher gemischten und stürmischen Ernte keine reine Aussaat, aus solchen Schwankungen kein sicheres, eigenes, sondern nur ein kaltes und geborgtes Leben entsprießen. Darum hieß man Jens Baggesen auch wol den dänischen Wieland, welchen des Vaterland verleugnete als seinen rechten Sohn und die Deutschen oft auch nicht aufnehmen wollten als ihren leiblichen Bruder. Seine Parthenais oder die Alpenreise wurde übrigens ein sehr beliebtes Gedicht, und viele seiner deutschen Lieder, Episteln und Erzählungen sind anerkannt unübertrefflich durch Witz und Humor.

Chr. August Tiedge (1752—1841), aus dem Magdeburgischen, hatte das seltene Glück, an einer edlen, ausgezeichneten und begeisterten Frau, Elise von der Recke, in Berlin und Dresden eine Gönnerin zu finden, die ihn über alle äußern Sorgen des Lebens hinweg hob, die ihm das heitere, zufriedene Alter,

die angenehmste Stellung in der Gesellschaft bereitete, und die selbst auf seinen Dichterruhm wohlthätig einwirkte. Ohne Elise, was wäre aus dem armen, schwächlichen Tiedge geworden?! Solche edle Frauen, wie Elise von der Recke gehören, wie ihr Schützling selbst, zu den Sagen der Vergangenheit. Tiedge starb in dem Alter Lear's, und von seinen 80 reichen und schönen Jahren gehörten 40 dem vorigen, 40 diesem Jahrhunderte an; er dichtete bis auf den letzten Pulsschlag seines Lebens und bot die freundliche Erscheinung, daß auch dem hochbetagten Dichtergreise die Muse noch lächelte und der Dichterschwan, der alten Mythe treu, gleichsam singend aus dem Leben zog. In seinen silberweißen Locken, gepflegt von der würdigen Freundin, galt Tiedge zuletzt für eine Merkwürdigkeit Dresdens, die man den Fremden zeigte. — Anfänglich war er befreundet mit Gleim und ganz auf dem zärtlichen Epistelwege der Halberstädter; dann mehr elegisch-idyllisch feierte seine Poesie einen andächtigen Naturgottesdienst, den Tiedge höher achtete als die gebotene Andacht im kalten Tempel; das geheime Leben in Strom und Pflanze, in Stern und Nachtigall, das zarte Anschmiegen des weichen Herzens an das Naturwehen, das aufgelöste Gefühl vor diesen ahnungsvollen Schauern, diese, wenn auch nicht immer männliche, doch stets zarte und innige Gemüthsrichtung, welche vor den ernsten Zeitereignissen lieber in stille Hütten flieht und welche die spätere Generation hart an dem Dichter tadelte, — machte ihn in seiner Blüthenzeit gerade am berühmtesten und beliebtesten. Unter seinen didaktischen Gedichten und Elegien sind Schöpfungen, die in der Würde des Vortrags, in der Tiefe der Empfindung, in der Hoheit der Gesinnung, in Form und Sprache den schönsten Blüthen der deutschen Poesie gleichen (Vertrauen auf Gott, Skolie, Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf, Blume der Lauenburg ꝛc.); und doch nannte er selbst viele seiner schönsten Poesien nur Eintagsfliegen; die meisten waren ohne Ahnung auf dereinstige Veröffentlichung aufs Papier geworfen. Unserer Literatur gehört Tiedge vorzüglich durch seine Urania an, welche bei allen gefühlvollen Seelen immer ihre Bewunderer finden wird; dieses Lehrgedicht über Gott, Tugend, Freiheit, Unsterblichkeit geht als Erbstück von Geschlechtern zu Geschlechtern, die der Dichter überlebte, und wird auch noch auf kommende Menschenalter so übergehen;

wenn auch dieses Gedicht als poetisches Ganze weniger anspre-chend sein dürfte, so werden doch einzelne lyrische Theile, von Himmel trefflich in Musik gesetzt, die eingewebten köstlichen Epi-soden und Rhapsodien, die geistreichen Gnomen und Sentenzen immer den größten Beifall finden.

(Gesammelte Werke, Halle 1829, 10 Bde.; Leben und poe-tischer Nachlaß von Falkenstein 1841.)

Friedr. v. Matthisson (1761—1831), gleichfalls aus dem Magdeburgischen, war von allen den lyrischen Romantikern der bekannteste, und bei dem Publicum, daß sich an einer duftigen, Mondscheinspoesie voll sanfter Schwermuth, voll beschaulicher Schwärmerei, voll Natursinn und weicher, melodischer Anklänge ergötzt, kurz bei dem Publicum, das sich gern in kleinen Kreisen gemüthlich verschwimmt und sich an anmuthigen Versen behagt, der beliebteste. Er gehört mit seiner reichen Schilderung und seiner andächtigen Verherrlichung der Natur, die er zum Überfluß noch mit Feen und Elfen bevölkert, ganz der neuern Romantik an. Matthisson war eine Zeitlang der lyrische Lieblingsdichter der ganzen vornehmen Welt; möglich, daß seine günstige Stellung als Vorleser und Reisegefährte der Herzogin von Dessau und als Bibliothekar und Gesellschafter des Königs von Würtemberg sei-nen Ruhm begünstigte; — aber es ist auch unbestritten, daß seine Gedichte, die meistens beschreibender Gattung sind, wirklich eine wunderbare Lieblichkeit, eine schöne rhythmische Bewegung, einen unbeschreiblich metrischen Wohllaut haben, dazu eine große Fülle von Anschauungen und Bildern, eine überaus glückliche Wahl tonreicher, musikalischer Wörter (z. B. die Betende, Elegie in den Schloßruinen, Genfersee, die Kinderjahre, Elysium, welches all-gemein für sein bestes Gedicht gehalten wird). So glänzende Sei-ten bestachen selbst einen Schiller, der über Matthisson urtheilte: „daß ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit classischen Mustern seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewährt hätten; eine geläuterte heitere Menschlich-keit beseele seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegeln-den Fläche des Wassers liegen, male sich das schöne Naturbild in der ruhigen Klarheit seines Geistes; durchgängig bemerke man eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von

Schönheit." — Und dennoch bei allen diesen Vorzügen tritt Matthisson jetzt immer mehr in den Hintergrund; selbst seine Prosa (in den Briefen und Erinnerungen), die jedenfalls noch über seiner Poesie steht, findet man jetzt nicht mehr mustergültig: man vermißt in Beidem die Tiefe, die Wahrheit und Natürlichkeit der Empfindung, die wahrhaft begeisternde Kraft; es sei Alles, meint man, so wohlrednerisch, so besonnen künstlich, so geschickt nach Riß und Plan gemeißelt, so klug und richtig angelegt und die schwärmerische Wehmuth so absichtlich, um dem weichlich sentimentalen Tone zu gefallen, daß die ganze Matthisson'sche Schreibweise dem Lieblingsaufenthalte des Dichters, dem berühmten Kunstgarten in Wörlitz mit seinen Tempeln und Grotten, künstlichen Wasserfällen, geschnörkelten Wegen und gemachten Aussichten nicht unähnlich sei.

(Ausgabe letzter Hand 1830, 8 Bde., — außer seiner lyrischen Anthologie, die allein 20 Bde)

Hieran reihet sich der dichtende Zwillingsbruder Matthisson's Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis (1762—1834), Hauptmann bei der Schweizergarde in Versailles bis zum Anfange der französischen Revolution. Matthisson, der auch die Herausgabe seiner Werke besorgte (1821), war der Mentor und Freund dieses graubündtner Sängers, der zwar weniger Anmuth und Wohllaut, aber dafür mehr Wahrheit und Natürlichkeit als der Meister hatte. Die ländliche Muse leitete den Jüngling aus den Schloßhallen und dem Thiergarten von Versailles in die geweihten Schatten einsamer Wälder; sie blieb in den öden Moorgegenden von Flandern wie an den malerischen Gestaden der Seine, in den friedlichen Hirtenthälern der rhätischen Alpen und zuletzt auch in dem Heergetümmel des Krieges seine unzertrennliche Gefährtin. Salis war ganz innerlicher Mensch, der sich am wohlsten in seiner einsamen Alpenwelt fühlte. (Herbstlied, Märzlied, Lied eines Landmanns aus der Fremde, Gottesacker, Morgenpsalm, an die edlen Unterdrückten ꝛc.).

Zuletzt verweilen wir noch bei Ernst Conrad Friedrich Schulze (1789—1817), der in der anmuthigen, klangreichen, äußern Gestaltung seiner Gedichte Außerordentliches geleistet, der aber auch diese weiche, schlaffe Dichtungsweise bis zum Verschmelzen und Verduften verfeinert hat. Die Muse aller dieser Lyriker

unter den Einflüssen Matthisson's und Tiedge's lag vom handelnden Leben weit entfernt; sie richteten vielmehr ihre Sehnsucht nach dem Grabe, wenn sie in ihrem idyllischen Zufluchtsorte selbst noch an den Drang der äußern Welt gemahnt wurden. So auch der leidende Schulze, der aus Liebe zu seiner verklärten Cäcilie sich selbst zu Tode härmte. Seine Elegien, seine romantische Epopöe Cäcilie und seine bezauberte Rose, welche den von Brockhaus in der Urania ausgesetzten Preis davontrug, waren Denkmäler, wodurch der schwärmerische Jüngling seine Braut verewigen wollte.

(Sämmtliche Werke, Leipzig 1820, 4 Thle.)

M. Die politischen Dichter.

Deutschland ist die Mitte oder das Herz Europas, des eigentlichen Culturerdtheils; es ist der Edelstein, ringsum eingefaßt von den verschiedenartigen andern Ländern; daher wurde unserm Lande die Bestimmung von der Vorsehung, die jedem Theile der Erde seine Aufgabe gegeben hat, die heiligsten und innersten Verhältnisse des Menschen zu seiner Werkstätte zu machen und die Lebensfragen aller übrigen Länder mit zu beantworten.

Aus dieser Erdstellung entspringt auch das sehr belebte Gemälde in der Geschichte der deutschen Cultur, die große Fülle der äußern und innern Lebensgestaltung, die große Mannichfaltigkeit der verschiedenartigsten Geistesentwickelung, deren Linien zu ihm, als zum gemeinsamen Mittelpunkte führen und durch ihren himmlischen Thau genährt, wieder erleuchtend, erwärmend, befruchtend in neuer Glorie sich ausbreiten. In der Bildung unsers Vaterlandes brechen sich gleichsam die Strahlen des gesammten Culturlebens der Erde. Wie Europa durch seine Erdstellung, Gliederung und geographische Lage die verschiedensten Culturkeime der andern Erdtheile am leichtesten in seinen Schoos aufnehmen, verarbeiten und in neuer Gestalt wieder mittheilen kann; — so ist es mit Deutschland in Verhältniß zu den übrigen europäischen Bildungsländern: alles Geistige, was irgendwo geboren wird, wandert nach Deutschland, wird deutsch, bewegt sich in deutscher Sprache. Aus dem Grunde heißt das deutsche Geistesleben auch das ewige Herzklopfen Europas.

So vermochte Deutschland auch in Kunst, Religion und Wissenschaft das Größte und überflügelte im Allgemeinen alle Völker. Nachdem solche Siege errungen waren, wollte und durfte diese Nation auch in ihren Staatsverhältnissen nicht klein sein; nachdem sie den geistigen Wettkampf mit allen Völkern bestanden hatte, steckte sie sich ein anderes, noch höheres, ein politisches Ziel, — mit der sichern Hoffnung, daß Apollo auch hier den Ruhm gewähren werde, den er in allen übrigen Künsten ihr nicht versagte.

Wenn auch die Politik in diesem Augenblicke noch nicht den wichtigsten Bestandtheil unsers geistigen Nationallebens bildet, so gewinnt doch diese Richtung auf das Vaterländische jetzt thatsächlich immer mehr popularen Boden; die begabtesten Köpfe einigt sie bereits unter ihre Banner; sie fängt an jetzt die vorherrschende zu werden und es läßt sich annehmen, daß diese Richtung lange Zeit eine bleibende sein werde, obgleich sie selbst von vielen Klugen unter den Zeitgenossen oft verkannt oder zu wenig beachtet, selbst von vielen Patrioten verunglimpft wird. Diese Richtung, auch in ihren Verirrungen, wird unbedingt gelobt von dem blinden Trosse des leidenschaftlichen Liberalismus, dem Alles recht ist, was irgendwie seinen Ansichten oder Vorurtheilen entgegenkommt; — unbedingt getadelt, auch in ihrer naturgemäßen, volksthümlichen und legalsten Entwickelung, von allen aristokratischen Dunkelmännern und Gegnern jedes freiheitlichen Fortschritts; diese politische Richtung hat viele Freunde, die ihr nicht zu neiden sind, Feinde, die für ihren Werth zeugen.

Daraus entsteht denn mancher Kampf; aber ein edler, ein geistiger, ein jedem reifen und mündigen Volke würdiger, — und zugleich der Fruchtboden, aus welchem eine ganz eigenthümliche Blüthe der Literatur emporkeimt: nämlich ein literarisches Wirken für nationale Interessen, für die großen Bedürfnisse der Zeit und für die politische Entwickelung des Volks; ein Zweig dieser politischen Literatur ist denn auch die politische Poesie. In Zeiten der glücklichen oder sorglosen Ruhe, der völligen Zufriedenheit, oder auch der unmännlichen Erschlaffung und sklavischen Ohnmacht fehlt aller Boden und die gedeihliche Witterung zu solcher politischen Poesie. Daher zeigt sich in jedem Lande, so auch in Deutschland das zeitweise gänzliche Verschwinden des po-

litisch-poetischen Elements und sein ebenso plötzliches und kräftiges Wiederaufleben unter veränderten geschichtlichen Bedingungen. Die politische Poesie ist daher keine Erfindung etwa von heute und gestern; wir dürfen dabei nur an die einzelnen politischen Dichter der frühern Perioden z. B. an Ulr. von Hutten erinnern. Wo aber, wie in jetziger Zeit, ein klares politisches Bewußtsein sich zu bilden anfängt; wo entschiedene Begeisterung für bestimmte Richtungen im Staats- und Volksleben wie in unsern Tagen emporlodert; wo verschiedene politische Parteien im geistigen Kampfe gegenüberstehen, — da ist die politische Poesie in höchster, wahrster und vollster Bedeutung möglich, sie ist unausbleiblich und wird, wie bereits jetzt, Poesie des Tages.

Da die politische Poesie für ihre Lehren und Grundsätze sich Anhänger und Freunde gewinnen, für ihre Sache nachhaltige Liebe und Begeisterung erwecken will, so streift sie in das lyrisch-didaktische Gebiet; sie will durch das Gefühl auf den Verstand wirken. Sie wählt meistens des leichtern Liedes Form, das im vollen Chor auf den Straßen tönen, im Gesange auf Aller Lippen schweben kann; aber sie wird auch Epos und Drama, wenn das Vaterland große Geschicke hat, wenn das ruhesüchtige Volk wieder Thaten sieht und der Grund der öffentlichen Verhältnisse, auf denen Alles wurzelt, was ein Volk hervorbringen soll, neu bestellt, wol gar ganz umgerodet wird.

Unserer jetzigen politischen Poesie ist hoher Aufschwung zu wünschen; aber Irrwege muß sie vermeiden: vor Allem das blinde verworrene Geschrei nach unverstandener Freiheit, das undeutsche Kokettiren mit gallischer Scheinfreiheit; sie muß nicht Haß aussäen, statt Liebe einzupflanzen; vielmehr muß sie sich bemühen, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe, die Liebe zu gesetzmäßiger, auf Ausbildung politischen Bewußtseins beruhender Freiheit im Herzen des Volkes lebendig zu erhalten; ihre Aufgabe muß es sein, den deutschen Sinn, den gemeinsamen Charakterzug, der den Edelsten unsers Volkes in allen Ständen und Zeitaltern inwohnte, nämlich neben der ungeheuchelten lichten Gottesfurcht, die aufopfernde Liebe zum Vaterlande, die Liebe zu einer freien Verfassung, die Liebe zu seinem Fürsten, die Achtung des Gesetzes, die Heilighaltung der Volksrechte, das christliche Streben für Gemeinwohl zu beleben und zu kräftigen. (Vgl

W. A. Passow, Andeutungen über politische Poesie; Prutz, Über die Geschichte derselben in Deutschland, in seinem literar-historischen Taschenbuche I; Hermann Margraff, Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit, von Klopstock bis auf die Neuzeit, 1843; — Poetische Geschichte der Deutschen, von K. Wagner, 1837).

I. Klopstock wurde zuerst durch den nordamerikanischen Freiheitskrieg, dann durch die französische Revolution begeistert; man könnte sagen, daß er eigentlich erst die Begriffe: Freiheit, Vaterland, Nationalstolz feststellte und zugleich eine politisch-poetische Sprache erfand, die durch Kraft, Kürze, Beweglichkeit, Fülle, plastische Festigkeit auf erhabene und imponirende Weise sich auszeichnete. Auch die Halberstädter, die Göttinger sangen manches schöne patriotische Lied (vergl. oben); selbst Lessing, Pfeffel u. s. w. legten in ihre Fabeln oft höhere politische Weisheit und tiefern Haß gegen Tyrannei, als die hochtrabendste Ode nicht bot. Möser war ein freisinniger politischer Volksschriftsteller, auch Lavater. Herder forderte laut zu Deutschlands Einheit auf. Claudius stimmte den Klopstock'schen Odenton in die naturgemäßere Volksweise. Von Schiller's (des Bürgers der französischen Republik und des Geadelten des deutschen Kaiserreichs) politischer Einwirkung ist oben erzählt und wird weiter unten noch einmal berührt werden. Die Romantiker (z. B. Collin, Kleist, Fouqué) konnten sich mit Recht rühmen, daß in ihrem Herzen am vollsten das Vaterlandslied erklungen sei. Nur Schade war's, daß das Wehe des Vaterlandes viele Romantiker zu sehr der Gegenwart entfremdete, daß ihre Wünsche und Hoffnungen zu einseitig in der Vergangenheit weilten; — oder daß sie mit ihren nebelhaften wunderlichen Traumgestalten und katholisirendem Ritterthume eine Richtung einschlugen, aus der für die traurige Gegenwart wol Aufheiterung, allein für die Zukunft keine nachhaltige Wirkung erwachsen konnte. Noch andere dieser romantischen Sänger stimmten auch nur ein tiefgefühltes Klagelied an über des Vaterlandes Wehe; es erklang das hoffnungslose Gefühl, das nur das Unglück der Brüder kennt, das von

keinem größern Glücke träumt, als in vaterländischer Erde zu ruhen, wie die trauernden Juden in Babylon. (Schlegel: Auf der Reise; Gebet; Gelübde u. s. w.) Wirkliche Opfer der Verstimmung und Sehnsucht dieser unglücklichen Zeit wurden außer Kleist auch Sonnenberg und Hölderlin.

Franz Anton Jos. Ignaz Marie von Sonnenberg (1779—1805) ein Westphale, am bekanntesten durch sein großes, dem Klopstock nachgebildetes Epos Donatoa oder das Weltende, endete freiwillig wie Kleist; das unruhige, von Vaterlandsliebe durchglühete Herz, die riesenhafte ungeregelte Phantasie rissen den Schwärmer, der in einer bedeutungsvollen schweren Zeit ohne bestimmten Wirkungskreis war, in den Untergang. Seine Oden an das Vaterland sind kräftig und reich und seine Verkündigung von dem Auferstehungstage Deutschlands großartig (Frankreich und Deutschland; Deutschlands Auferstehung). Seine Gedichte herausgegeben von Gruber 1800, Rudolstadt.

Auch Joh. Christoph Friedr. Hölderlin, der Dichter des Hyperion oder des Eremiten in Griechenland (1770—1843 in Tübingen), unterlag der bösen Zeit. Der Tod fürs Vaterland, den er wünschte, war ihm nicht vergönnt; gegen vierzig Jahre überlebte der nervenzerrüttete Körper den Geist, der nach kurzem blendenden Aufleuchten sich mit Nacht umzogen hatte. Dieser Unglückliche war, wie Menzel ihn nennt, eine zart besaitete Äolsharfe, erst leise melodisch vom Winde bewegt, dann vom Sturme gepackt und unter furchtbaren, immer noch schönen Klängen zerrissen. Wenn je ein Dichter gefühlt hatte, was er sang, so war's dieser Beklagenswerthe; im Strome seiner Lieder war jeder Tropfen aus seinem innersten Herzen entsprungen (z. B. Archipelagus, Dichtermuth, der Rhein, das Schicksal, der Wanderer, der Zeitgeist, Stimme des Volks u. s. w.), jede Äußerung athmete Poesie, wie die Blume den beständigen, eigenthümlichen Duft; er strahlte das poetische Feuer nur von Innen aus, er ließ es brennen in kunstlosen, in wilden Flammen, bis es sich selbst verzehrt hatte. (Seine Gedichte von Schwab und Uhland herausgegeben 1826).

II. Ganz anderer Art schon waren in ihrer politischen Verstimmung Seume und Zschokke.

Der kräftige Joh. Gottfr. Seume (1763 in Sachsen —

1810) machte den eigentlichen Übergang von der Politik in die Poesie und wagte Manches zu sagen (besonders in der Vorrede zu seinem Sommer 1805) in der Zeit der Knechtschaft, als man noch nichts wagte. Er lehnte sich anfänglich an die Klopstock'sche Schule, der „bei Freundschaft und Vaterland, Schauer durch die Seele führen;" er besorgte auch die Prachtausgabe von Klopstock's Werken. Seume's Berühmtheit gründete sich mehr auf seine bedeutende Persönlichkeit, als auf seine Schriften; als Dichter ist er sogar nur mittelmäßig, weil seine kräftige Phantasie nicht künstlerisch besonnen und klar genug, sondern zu ungezügelt und die Form der Sprache, obgleich durch Freimuth und Energie ausgezeichnet, doch zu unpolirt war. Seume gehörte zu der Gruppe patriotischer Dichter, bei denen die Verstimmung aus den unterdrückten republikanischen Sympathien in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts emporwuchs und in welchen der Zwiespalt zwischen dem äußern Leben und der nach Freiheit ringenden Seele herrschte. Als Kind schon sah er seinen rechtschaffenen Vater durch Chikanen und Kabalen schändlich gemishandelt und zu Grabe gebracht; eine zerstörte unruhige Jugend riß ihn aus allem Gleichgewichte; hessische Werber schleppten den Jüngling verrätherischer Weise nach Amerika; als Flüchtling zum Tode verurtheilt und begnadigt durchwanderte er die Welt; er lernte die Knute und Despotie in russischen Diensten kennen, sah den Untergang Preußens und erlebte die Schmach seines eigenen Vaterlandes durch Frankreich. Aus solchen Erlebnissen erwuchs seine Verbitterung und Verfinsterung; es stählte sich aber auch zugleich darin sein Charakter. Seume setzte allen Erfahrungen die Unerschrockenheit des männlichen Herzens entgegen; er wollte den Glauben an die Menschheit nicht aufgeben und sollte er die Hoffnung selbst bei den Huronen suchen (z. B. der Wilde); eine heitere schöne Welt konnte er nicht schaffrn; aber dafür erzählte er in einer Sprache, die Mark und Knochen hat, was ihm durch die jämmerliche Welt geholfen und überall, wenn auch nicht ganz frei von jener Eitelkeit, die durch Diogenes' zerrissenen Mantel blickt, zeigt sich eine edlere, von Cynismus entfernte, eine herrliche Männlichkeit und eine pflichtmäßige Klugheit, mit Anstand zu entbehren, was ihm versagt war, und ein preiswürdiger Stolz, kein Verlangen darnach zu äußern. Am berühmtesten wurde sein Spaziergang

nach Syrakus, mit einem Wanderer als Titelvignette, welcher dem Leser den Rücken zukehrt.

(Sämmtliche Werke, 12 Thle. 1826, Leipzig.)

Ähnlich, doch freier, universeller, versöhnender ist Heinrich Zschokke (1770 aus Magdeburg), der sich in seiner „Selbstschau" (Aarau 1842) schildert und darin nicht nur eine treffliche Unterhaltung gibt, sondern auch ein kräftiges Heilmittel gegen mancherlei kranke Zustände des Gemüths, die köstlichsten Lehren über Welt, Glauben, Menschenwerth und Rechte, über Völkerfreiheit, Gewalt der Idee, Erziehung u. s. w.; es ist ein reiches Buch, das sich der Goethe'schen „Dichtung und Wahrheit" dreist an die Seite stellt. Zschokke ist eine entschiedene politische Natur, — ein ringender, siegender, edler Geist, in welchem nach furchtbaren Zweifelskämpfen endlich Alles zum vollkommenen Abschluß in Liebe und Zuversicht, zu reiner Harmonie in Wissen und Glauben gedieh: welche Abstände zwischen des Verfassers Abällino, — und den Stunden der Andacht, der ersten literärischen Jugendsünde und dem Opfer der Versöhnung und Verklärung des betenden Greises. Der Mismuth unter Wöllner's kirchlich-theologischer Geißel trieb den Jüngling aus Preußen nach der Schweiz; wie Seume ein Feind aller Knechtschaft und Fessel suchte der freisinnige Zschokke in einer Republik eine neue Heimath, in der Schweiz hoffte der Pilger sein Mecca zu finden; — aber auch hier sah sich der Menschenfreund, der gemüthvolle Schwärmer, der Idealist betrogen, denn in den, durch die französische Revolution verwirrten Cantonen fand er zwar der Freiheit Segen, aber auch die Gräuel der Anarchie, der Kirche Wohlthat und Tyrannei, die geistige Unfreiheit der Demokratie und die Sünden der aristokratischen Gewalt, — Alles im widerlichen Durcheinander und in unheimlicher gährender Verworrenheit. Seine Dramen (Abällino, Julius von Sassen, eiserne Maske u. s. w.), im Geiste Klinger's empfangen und nach Schiller'schen Modellen zugeschnitten, zeugen von diesen Erfahrungen und von der dadurch erzeugten Weltansicht und verkündigen laut des Dichters Glaubensbekenntniß, daß die Welt in ihren staatlichen und geselligen Verhältnissen eine verkehrte sei und gebessert werden müsse. Als Zschokke wirkend, schaffend, rathend die ganze politische Schweizerrevolution mit durchgemacht hatte, fing er an

durch historisch-ascetische Schriften (z. B. Alamontade, Prinzessin von Wolfenbüttel, Goldmacherdorf, Addrich im Moos u. s. w.), worin er immer den Geist der Zeit richtig faßte und seine durch Erfahrung gereiften und durch edle Freisinnigkeit ansprechenden und gesunden Ansichten über Religion und Politik zu verbreiten sich bemühete, auf die Bildung des Volkes einzuwirken. So sollte z. B. sein so berühmt gewordener Schweizerbote, worin er einfach, bildlich, in des bildungsarmen Volkes Denkart eingehend, freisinnig Thorheiten verspottete, Vorurtheile untergrub, ohne etwa der willenlose Herold einer Partei zu sein, — der unglaublich vernachlässigten politischen Bildung der Schweizer nachhelfen. Ähnliche Zwecke hatte er mit seiner Geschichte der schweizerischen Bergcantone, des baierschen Volkes, des Schweizerlandes, mit der neuesten Weltkunde, den Überlieferungen u. s. w. (Sämmtliche Schriften 1825, Aarau, 40 Bde.) Nach und nach entsagte Zschokke der Politik; hingegeben der heitersten Lebensthätigkeit durften in seine Blumenhalde nicht mehr die Welthändel dringen. Der Greis feiert selige Sabbattage im Lichte einer beruhigenden Helligkeit der Seele, die jetzt nichts Höheres kennt, als Humanität, Menschenthum, Bruderliebe; davon zeugen auch seine „Stunden der Andacht", dieser Balsam für so viele licht- und trostsuchende Herzen, diese echt christliche humanistische Schrift, deren Autorschaft so lange unentschieden blieb. —

III. Ein neuer frischer Geist kam über uns, als sich die deutschen Volksstämme in ungewohnter Kraft gegen Frankreich erhoben. Schon der Tyrolerkrieg entzündete die Phantasie mit trefflichen Erscheinungen und Andreas Hofer, — nachher die Schilderhebung Dörenberg's, des Herzog Öls' und Schill's strahlten in hohem Glanze. (Der kühne Schill von Arndt, Schill's Geisterstimme von Schenkendorf, Andreas Hofer von Schenkendorf, Herzog Oels von A. Schreiber u. s. w.) Die Poesie trug das Ihrige bei, die patriotischen Leidenschaften in heftige Gährung zu bringen, den Weg von Gesinnung zur That zu bahnen und „jenen heiligen Krieg zu einem Kreuzzuge zu machen, von dem die Kronen nichts wissen." Leier und Schwert wirkten gemeinsam zu dem großen nationalen Werke der Befreiung und die Jugend besang den Tod fürs Vaterland als das schönste Loos. Auch in der dämmerigen, weinerlichen Poesie der

Romantiker zündete solche Volkserhebung wohlthuende Tageshelle an (Fouqué, vergl. oben). Die Brüder Stolberg (vergl. oben) riefen noch einmal den Patriotismus des göttinger Dichterbundes in ihre Dichtungen zurück (vaterländische Gedichte 1815). Vorzüglich aber war es Schiller's Gesinnung, welche in der thatenbedürftigen Zeit zündete. „Sein Geist," sagt Menzel, „hat 1813 mit gestritten, an seinen Flammen haben sich im Stillen die deutschen Herzen entzündet; denn die von allem Volk auswendig gelernten schönen Stellen seiner Gedichte flogen wie Kriegspfeile durch das Land." — Goethe trat ganz in den Hintergrund; „die jungen Kriegshelden, die das Land der deutschen Eichen priesen, verspotteten mit dem Lande, wo die Goldorangen glühen, auch seinen Sänger und schaarten sich hinter dem Lieblinge, der, während Andere sich dem Bauche behaglich weiheten und feile Saiten zum Kettenrasseln jubelnd darbrachten, von Zwingherrnmorde sang und von Freiheitsliebe, von Menschenrechten und Volksherrlichkeit, — und dessen Gesang so lange leben werde, als sich Herzen und Schwerter erheben." Schiller's Geist beherrschte ganz die Lyrik dieser Tage.

Der Gefeiertste, obgleich nicht der Begabteste, der wahrhaftige deutsche Tyrtäus im heiligen Kriege war Karl Theodor Körner (aus Dresden 1791—1813), der Sohn von Schiller's treuestem Freunde und wie sein Lieblingsjünger. Er säumte keinen Augenblick, die deutsche Leier mit dem deutschen Schwerte zu vertauschen; er gab Thaten für Worte; im Kriege fand er die ernste Beschäftigung, den Stoff lebendiger Gesänge, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangte, und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauste, strebte hoch zum männlichen Liede an. Nur auf dem politischen Gedichte beruhet Körner's Größe. Seine Lieder enthalten die ganze Geschichte der thatenreichen Zeit; in allen strömt die Glut hoher Begeisterung, die männliche Schlachtenlust, der schöne Kampfesmuth, der edle Haß gegen die Todfeinde des Vaterlandes. Sie sind immer noch die Lieblingslieder unserer kampfmuthigen Jugend (z. B. die Eichen, Trost, Zuversicht, der Aufruf, Bundeslied vor der Schlacht, Reiterlied, Lützow's wilde Jagd, Gebet, Schwertlied u. s. w.). Körner starb den schönen Tod fürs Vaterland, mit ihm die Hoffnung in voller Jugendschöne. In diesem Dichter-

jünglinge sah das Volk das Vorbild seiner Jugend. (Leier und Schwert 1814; poetischer Nachlaß 2 Bde. nebst Biographie; — in einem Bde. von Streckfuß 1835.)

Ein anderer Sänger im Befreiungskriege war Friedr. Max Schenk von Schenkendorf (aus Tilsit 1790—1817), dessen Lieder noch jetzt auf den Lippen des Volkes leben (Scharnhorst, der straßburger Münster, ~~als~~ Bild zu Gelnhausen, Frühlingsgruß an das Vaterland, der Landsturm, Kaiser Karl, der Dom zu Speier ꝛc.). Von Hause aus ein Romantiker mit wehmüthigem Rückblicke nach einer großen Vergangenheit, träumte er den wunderlich schönen Traum von der Wiederherstellung des alten heiligen römischen Reichs; dazu gesellte sich ein frommes betendes Herz, das den Kampf gegen Frankreich für einen Kreuzzug der Gläubigen gegen die Heiden hielt. Dadurch haben alle seine Dichtungen einen politisch-religiösen, selbst oft mystischen Anstrich und bei großem Wohllaute und tiefem vaterländischen Gehalte mehr jungfräulich Zartes, Elegisches, als männlich Kräftiges, Schwunghaftes; der weiche wehmüthige Mollton, selbst in seinen Soldatenliedern, ist das Charakteristische dieses Sängers (z. B. Frühlingsgruß an das Vaterland; erneuerter Schwur; das Lied vom Rhein u. s. w.). Sein poetischer Nachlaß, Berlin 1832.

Hieran reihet sich August von Stägemann (1763—1840) vorzugsweise der Kunstdichter dieser Zeit und Richtung. Wenn die echte Politik eigentlich die Staatsgesundheitslehre ist, so muß der echte Staatsmann viel von einem Arzte und — wie der badische Minister Winter sagte — stets die Hand am Pulse der Zeit haben. Dem Stägemann war das sehr schwere schöne Loos beschieden, unter den politischen ausgezeichneten Ärzten eines todtkranken Staates zu sein. In seinen herrlichen, mit flammensprühender Begeisterung tönenden Oden sprach er die Wehmuth, den Gram des Patrioten, — aber auch die freudigste Hoffnung der lebensvollsten Genesung aus. Er legte redlich Hand mit an und war neben Stein, Hardenberg, Gneisenau, Scharnhorst ꝛc. einer der thätigsten Wiederhersteller des preußischen Staates; wegen Körperschwäche an das Haus gefesselt, konnte er dem Feinde nicht mit dem Schwerte in der Faust entgegentreten, aber der Donner seines Sanges rauschte in das Gewühl der Schlacht hinein. Wegen Vorliebe zu antiken Versmaßen und

wegen zu specieller Beziehung auf preußische Zustände konnten leider seine Oden nicht allgemein volksthümlich werden (Historische Erinnerungen und lyrische Gedichte 1828).

Frisch und kräftig, mit männlichem Zorne gegen alles Schlechte, mit Alles überwindender Begeisterung für die Unabhängigkeit Deutschlands sang der echt deutsche Ernst Moritz Arndt (1769), ein gewaltiger Barde von der Insel Rügen, gleich mächtig in der Ode, wie im Volksliede (z. B. Scharnhorst's Tod, Schill, Lied vom Feldmarschall, der deutsche Trost, des Deutschen Vaterland, Bundeslied, u. s. w.). Sein Meisterwerk: Geist der Zeit (1807) erregte ungeheures Aufsehen und nöthigte ihn vor Napoleon's Nachstellungen zur Flucht in das sichere Schweden. In den Zeiten der Vorbereitung zum heiligen Kampfe gaben seine Schriften Tausenden von Herzen Muth zu freudiger heldenmüthiger That; seine Kriegs- und Siegslieder aber flammten wie Schlachtschwerter und jubelten wie Siegesposaunen.

Auch Joh. Joseph Görres (1776), der tiefe, feurige Rheinländer gehört hieher, welchem Deutschland in den Jahren seiner politischen Erniedrigung und Erhöhung durch den rheinischen Merkur besonders viel verdankte.

Ferner der alte Turnmeister Friedrich Ludwig Jahn (1778 aus Pommern), ein schroffer und gewaltiger, aber gediegener, geistreicher Mann, eine wahrhaftige Prophetennatur der alten Zeit mit seiner urkräftigen Bildersprache (z. B. deutsches Volksthum, Vorrede zum Turnbuche), wie sie die Männer des Alterthums redeten, mit seinem immer offenen Auge für alles Volksthümliche, — stählte durch seine Turnanstalten und durch seine volksgemäße Ausbildung der Willenskraft die Jugend Deutschlands, machte sie reif für den bevorstehenden Todeskampf der Ehre des Vaterlandes und führte selbst seine begeisterte Schaar in die Freiheitsschlachten.

Zuletzt müßten wir hier noch Friedrich Rückert's erwähnen; jedoch wir übergehen ihn hier und begrüßen ihn weiter unten. —

IV. Es wurde Friede; aber mit dem äußern Frieden war es nicht ruhig in den Gemüthern geworden; überall klang der Ruf von deutscher Einheit, Freiheit, Treue und Ehre: lauter Worte, davon man im heiligen römischen Reiche bisher nichts

gewohnt war zu hören. Die Gesellschafts-, Burschen-, Kriegs- und Feierlieder der Jugend dieser Zeit gaben davon das treueste Zeugniß (z. B. Bundeslied; unser Vaterland, Vaterlandssöhne, der Bursch und der Philister von Follen; wer ist deutsch, weh dir mein Vaterland von Leop. Haupt; wir hatten gebauet ein stattliches Haus von A. Binzer u. s. w.). Als nun nach dem Kriege wenig Hoffnungen erfüllt und keine Beschwerden abgestellt wurden, als der fruchtbare Boden bei der Verjüngung des Volkes von den Regierungen unbestellt liegen blieb, — da ging das Volk in lebendige Klage über und der Gedanke wurde öffentlich und laut, daß in dem deutschen Volke, wo Wissenschaft und Kunst, alles Große seine Stätte gefunden, das Vaterland durch die Schuld der Fürsten immer leer ausgegangen wäre. Leider konnte und wollte man dabei nicht begreifen, daß, wenn von den herrschenden Ideen in dieser aufgeregten Zeit der Verheißungen und Erwartungen so wenig zur Ausführung gelangte, die Schuld in den gekrönten Machtführern nicht allein gelegen, sondern in gleicher Weise auch in der Unreife und der geringen Verbreitung der politischen Bildung unsers Volkes selbst, das, ehrlich gestanden, damals selbst nicht recht wußte, was es eigentlich wünschte. Es folgte nun auf Enthusiasmus ein Leben ohne Patriotismus, ohne Freude; der Siegesjubel ging über in Mismuth und Groll; manches Herz brach und viele wackere Männer und Jünglinge gingen zu Grunde (sogenannte demagogische Umtriebe). Auch die Romantiker mit ihren frühern mittelalterlichen Sympathien, religiösen Schwärmereien, sehnsuchtsvollen gefühlschwelgenden Ansichten und frommen Träumen kamen wieder zum Vorschein in verschiedenartigsten Formen und Gebilden, auf den Turnplätzen, auf Kanzeln und Lehrsälen, selbst in der Kleidung und häuslichen Einrichtung. Das romantische Element lag ja zu tief in dem Wesen des deutschen Volkes, als daß es hätte schwinden können im Leben und in der Poesie; nur wurde es jetzt in vielen Beziehungen anders als früher aufgefaßt und angewendet. Am grellsten trat es hervor in vielen verwilderten Gemüthern auf den Universitäten mit einem forcirten Teutonismus in altdeutscher Tracht, in übertriebener Reinigungswuth der Sprache und undeutscher Grobheit; am geläutertsten und versöhnendsten in den schwäbisch-fränkischen Dichtern. Diese Romantiker

blickten nicht ausschließlich rückwärts; sie wandten ihr Herz auch der Zukunft zu und ihr Lied sang nicht von der verschwundenen, sondern von der kommenden Volksherrlichkeit; sie wünschten nicht den alten Glanz des ritterlichen Adels zurück, noch die blendende Majestät der Geistlichkeit: denn solche welken Geschlechter waren der hoffnungsschweren Gegenwart nicht mehr nütze, da Tapferkeit, Heldenmuth, Herzensbegeisterung auch ohne die adeligen Ritter, — Bildung aber, Gelehrsamkeit und Sang auch ohne die Geistlichkeit im Volke lebten; von der Herrlichkeit des ganzen Volkes und vor Allem von der Adeligkeit und von der Freiheit des Bürgers, in welchem die ganze geistige und materielle Macht der Gegenwart lag, hob solches Lied an. Vorzugsweise nennen wir diese politisch-poetische Richtung die schwäbisch-fränkische von zwei Dichtern, die aber für Hunderte zählen, von Uhland und Rückert.

Ludwig Uhland (1787), der wackere, edeleinfache, deutsche und freimüthige Landstand von Tübingen, bildete sich, fern von aller Verirrung einer fremden Manier eine neue episch-lyrische Dichterschule. Ein echter Liebling des Himmels, dem es verliehen wurde, das Unendliche darzustellen in schöner Begrenzung des Bildes, machte er sich zum Mittelpunkte einer Lyrik, die mehr einen epischen Charakter annahm und sich abwandte von der alleinigen Darstellung der Gemüthszustände, — ein Romantiker im schönsten Sinne des Wortes, der das romantische Element verjüngte und ihm einen festen, sichern, aus der Gegenwart herausgewachsenen Boden gab. In seinen lyrisch-epischen Gesängen, in seinen Natur- und Volksliedern, in seinen vaterländischen Gedichten, selbst in seinen dramatischen Schöpfungen wurde er bis jetzt von keinem der neuern Dichter übertroffen, sondern blieb für alle ein Musterbild. In seinen Naturliedern lebt das innigste Verständniß mit der Natur, ohne sich zu verlieren in ihren Wundern, ohne sich zu verirren in Naturvergötterung und Mysticismus; kräftig ergriffen von den Erscheinungen des Lebens wirkte er im schönsten Bunde mit der Natur durch einfache Wahrheit; bald sanft bewegend, bald heftig erschütternd, schauerlich wie der Norden, mild wie der Süden, die Hand immer ausgestreckt zum Segnen, die Lippe geöffnet zur Ermahnung und zur Freude; wohlwollend im Ernste wie im Scherze hat sein

warmes Herz mit überströmenden Reichthume Raum für Alle und ist doch voll jungfräulicher Einfachheit. In allen dichterischen Spenden gibt Uhland sein tief innerstes Wesen, sein Ich, und dieses Ich ist so echt und fleckenlos, so keusch, zart, würdevoll, so ernst, tief und kindlich, so leicht beweglich und doch so antik ruhig, daß dasselbe jedem Alter und Stande, jedem Geschlechte als ein gemeinsames schönes Gut entgegentritt (z. B. Freie Kunst, des Knaben Berglied, Einkehr, die sanften Tage, Frühlingsahnung, Lob des Frühlings, Wanderlieder, Lebewohl, Winterreise, Kapelle, Mönch und Schäfer, Scheiden und Meiden u. s. w.). Die politischen Lieder, sowie die berühmten epischen Dichtungen dieses allbeliebten Sangmeisters haben alle eine eigenthümliche Festigkeit durch ihre vaterländische Richtung. Als Romantiker fühlt sich Uhland auch unbefriedigt von der Gegenwart, aber er entfremdet sich dieser nicht; er fliehet das träumerische Eingehen in das Mittelalter (z. B. Sängersfluch, Junker Rechberger, Sängerliebe, der blinde König, das traurige Turnei, Goldschmidstöchterlein, schwäbische Kunde, König Karl's Meeresfahrt, Graf Eberhard, Schenk von Limburg u. s. w.); jegliche Zeit öffnet ihm ihre Schätze; er erkennt die in der Gegenwart liegenden Saamenkörner einer glücklichen Zukunft, er sucht nach den Lebenskeimen, er wärmt, er kräftiget sie, und mag er im Politischen, nach der Ansicht der Aufgeregten, auch keine großartigen Interessen behandeln und aus dem Grunde den politischen Schwärmern vielleicht weniger genügen, — so werden doch unter den vielen zerstreuten Liedern, welche jene schöne Zeit des Vaterlandsgefühls und des Freisinnes in unserm Gedächtnisse erhalten, Uhland's politische Gedichte (nach Gervinus' Worten) wie ein Phalanx feststehen und auf der Lippe und in den Herzen der Jugend und der Männer bleiben (z. B. Lied eines deutschen Sängers, an das Vaterland, Gesang und Krieg, das neue Märchen, Aussicht, Wanderung, am 18. Octbr. ꝛc.). Seine beiden Dramen, Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier, sind gleichfalls Meisterwerke, dem großen Haufen freilich, der stille Größe nicht zu würdigen weiß, unbekannt.

Neben Uhland, jedoch in einer andern Klarheit und mit andern Kränzen geschmückt, glänzt Friedr. Rückert (1789 in Schweinfurt geboren, früher Freimund Reimar geheißen, seit 1841

in Berlin) als zweiter Vertreter der jetzigen Lyrik und Repräsentant des jetzigen Minnegesangs, ein Meistersänger zugleich, dessen Munde keine Sprache fremd und keine Kunstform zu schwierig ist, dessen gewandter Kraft und sangreicher Kühnheit der Norden und Süden, das Morgen- wie das Abendland seine schönsten Blüthen zu pflücken heißt. Als das Volk zum Befreiungskampfe gegen Frankreich aufwachte, da schlug dieser Patriot in seinen Volksliedern (z. B.: Das ruft so laut; die neuen Schweizer; die Gräber zu Ottensen; allgemeines Grablied; Deutschlands Feierkleid u. s. w.), in seinen Vorklängen zu den geharnischten Sonetten und in seinen geharnischten Sonetten den höchsten und vollsten Ton an; er elektrisirte das Volk und begleitete Schritt für Schritt den siegenden Heereszug, — ja „die Sonette selbst harnischten sich und diese Form, die so leicht tönendes Erz und klingende Schelle ist, wurde bei ihm treffendes Erz und Sturmglocke und unter luftigem Gewande spannte sich eine starke Muskel." (Deutsche Gedichte von Freimund Reimar 1814, Kranz der Zeit 1817.) Nach dem Kriege, als die frühern patriotischen Gefühle allmälig abstarben und über den Occident wieder die Nacht einbrach, hing Rückert das Schwert an die Wand; die orientalische Lyrik kam in Schwung und machte Glück bei uns. Wissenschaftliche Studien und Übersetzungen morgenländischer Gedichte hatten schon seit längerer Zeit darauf vorbereitet (vergl. die Schlegel), und seitdem Goethe's Divan die orientalischen Musentänze bei uns einführte, verließ auch Rückert, der am kräftigsten den Kriegsgesang angestimmt hatte, am ersten die patriotische Lyrik und die kriegerische Dichtkunst, verhöhnte sogar jene Künstler, welche ausschließlich die patriotischen Heiligen- und Ritterbilder schnitzelten, und weihete nun sein großes Talent (wie jene sangreichen Ritter des Mittelalters) dem zarten Minneliede, der Liebe, der Frühlingswonne, der beschaulichen Poesie des Morgenlandes, den Wundern des weichen Orients; als kühnster aller jener Apostel, welche die Völker jeglicher Zunge in unser heimisches Haus geführt haben, öffnete er die unergründlichen Schleusen seines Sprachstromes, der uns bis China führte. Er ist hinausgegangen, sagt Menzel, sich des gewonnenen Friedens zu freuen, in den Garten unter die Blumen und in jeder Knospe ging ihm ein neues Lied auf und unendlich mehrten sich

die Blumen und Lieder und träumend ging der Dichter auf dem Blumenpfade fort und kam in ein wunderbares Land mit fremder, Alles überwuchernder Vegetation, und wieder in ein anderes und Griechenland, Persien und Arabien, Indien und China streueten ihren tausendfarbigen Blumenregen über ihn aus und jede Blume wurde ihm wieder zum Liede, und seine Feder, wie die des Simurg, wurde nicht müde, uns das Liebliche zu schreiben (z. B. die Verwandlungen des Abu Said von Serug; Nal und Damajanti; Schi-King; sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten; Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande; die Weisheit der Brahmanen; Ghaselen; östliche Rosen; Liebesfrühling; die griechischen Tageszeiten, nach Platen's Äußerung das Beste der Gedichte Rückert's u. s. w.). Ein Herrscher in der schrankenlosen Phantasie Himmelsräumen bannte er aller Zeiten und Völker Wunder zu seinem Dienste; der reine Gegensatz von Goethe, der nichts ohne kühle Besonnenheit und scharfe Überlegung, Alles nur im sichersten Bewußtsein schuf, folgt Rückert mit kindlicher Hingebung der ersten poetischen Aufwallung des Gemüths, ähnlich dem Uhland; er hütet sich nicht, er schwimmt in dem Strome seiner Empfindung, Gedanken und Bilder und läßt seine Blumen, ohne Wahl, in einer lieblichen Unordnung aufblühen; seinem reichen, üppig duftenden Garten scheinen nur Wege und Scheere zu fehlen; die blühende Vegetation hat Alles überwuchert. Aber ist das nicht eben das wahre menschliche Gemüth? Kann auch die tropische Sonne in des Dichters Brust eine wohlgezirkelte französische Gartenanlage matt beleuchten; muß sie nicht vielmehr in einer holden Wildniß, wie in einem Urwalde Brasiliens, Blume auf Blume aus dem dunkeln Traume am uralten Baume wecken? Diese Dichtungsweise, uralt wie die Natur, zuerst in Indien und Persien, dann in der schwäbischen Minnezeit mit dem geistigen Frühlinge der Völker erwacht und gepflegt, hat in der neuesten Zeit, wenn nicht mehr ganz den eigenthümlichen Hauch der wildfreien Natur, doch noch prachtvollere Blüthen künstlich aufgetrieben. An Bilder- und Gedankenfülle übertrifft in dieser Weise Rückert alle Neuern, ja der Blumengeist in ihm verwandelt sogar in Reim, Assonanz und Alliteration die Sprache selbst in einen ungeheuren Blumenwald. Kein Dichter hat die Sprache je in diesem Grade in der

Gewalt gehabt und keiner solch anmuthiges Spiel getrieben mit den künstlichsten Formen, mit den verwickeltesten Strophen, mit den schwierigsten Reimverschlingungen, keiner das poetische Leben durch diese kunstreichsten metrischen Figuren so gesteigert als Rückert. In dieser Beziehung ist er der Gegensatz von Uhland und Heine. Rückert tändelt geradezu mit den größten Schwierigkeiten und begeht nicht selten den Fehler, sie ohne Noth aufzusuchen, um nur das Vergnügen zu haben, sie zu besiegen (z B. die Sonne, Meer und Rose, Sommerlied, drei Paare und Einer, aus der Jugendzeit, die Makamen u. s. w.). In solchem Reichthume des Talents liegt denn aber auch Rückert's größte Bedeutung, seine Macht, sein Einfluß. Wenn selbst die reichgeschmückte Goethe'sche Muse sich durch wenige Blätter ihres Kranzes charakterisiren läßt, so kann solches bei Rückert, diesem classischen Sprachkünstler, der alle poetischen Formen, auch die unbekanntesten nicht nur nachgebildet, sondern sich in dieselben hineingelebt und für die fremdartigsten und neuesten auch eine neue Sprache gebildet hat, — nur durch eine volle Blumenlese möglich werden. Rückert bewies auf das Glänzendste den höchsten Vorzug unserer Sprache vor allen Sprachen der Welt, den ihrer Universalität*). — Den glücklichsten Nachahmer außer

*) Universell nennen wir unsere Sprache, weil auch sie den ehrlichsten Grundzug unsers Volkes nicht verleugnet, den Weltbürgersinn, in welchem der Deutsche mit seinen Gedanken stets über die Grenzen seiner Heimath in das Reich anderer Völker, mit seinen Bestrebungen über die enge Schranke der Gegenwart in die Geschichte der Vorwelt schweift; jene nie gestillte Sehnsucht, die Meisterschöpfungen jeglichen Volkes und jedweder Zeit zu erobern und zu seinem geistigen Eigenthume zu machen. Wie sonst der weltbeherrschende Römer die Götter aller unterjochten Völker in seinen Glauben und seine Tempel aufnahm, sie mit den heiligen Attributen seiner alten Schutzgötter zierte und willig ihnen Opfer brachte; — so sangen dem Deutschen auch von jeher die fremdländischen Musen und die poetischen Stimmen aller Völker faßte er geschickt und willig in eine große Harmonie zusammen. Von den Säulen des Herkules bis zu den heiligen Wogen des Ganges fand er die Accorde zu seinen Liedern; alle seine Dichter horchten und horchen bis auf die jüngste Gegenwart auf ausländische Stimmen; Rom und Griechenland, Frankreich und England, Italien, Arabien, Persien, Indien, alle gebildeten Völker der Erde sitzen in dem Tempel der deutschen Muse. Eben wegen der Accommodation an die Dichtungen aller Zeiten und Völker, unter Bewahrung der eigenen Selbständigkeit und fortgehender Bildung der

Platen fand Rückert sofort in Leopold Schefer (Muskau 1784), der die schwierigsten Gedanken mit leichtem sichern Griffe bändigt (Laienbrevier) und im didaktischen Gedichte, im Spruche, wie Rückert, Preiswürdiges lieferte.

Karl Aug. Georg Max Graf von Platen-Hallermünde (1795—1835), ein Baier, blickte mehr nach dem Auslande und trat als politischer Dichter für die Polen in die Schranken; er sang muthige, zermalmende Worte, als jenes unglückliche Volk das Banner gegen Rußland erhob. — Bald aber, wie Rückert, wandte auch er sich mismuthig von der Gegenwart ab und hörte auf politischer Dichter zu sein. Die seltene Elasticität seines Geistes, sein feines Ohr, der unermüdliche Fleiß und das große Talent für jegliche Form trieb ihn, mit Rückert in die Schranken zu treten; er versuchte sich, wie jener Meister, in dem künstlichsten Tanze orientalischer Versformen und verstand es vorzüglich, durch das persische Ghasél, das mit lyrisch-elegischer Stimme zu unserm Herzen spricht und in dem immer wiederkehrenden Reime und in der öftern Wiederholung einzelner Verse, wie der Echoruf traulich unser Ohr berührt, — sich einen Namen zu machen. Er selbst bezeichnete das Ghasél also:

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her;
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her.
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her. —

Alsbald fesselte ihn auch die griechische Poesie, und trotz seiner krankhaften Eitelkeit, sich für einen Dichter ersten Ranges zu halten, führte ihn der Mangel an poetischer Selbständigkeit und genialer Schöpfungskraft zu dem richtigen und für ihn allein möglichen Streben, das Vollendetste in der Form zu leisten; hierin, sowol in der antiken wie in der modernen Form, erreichte Platen geradezu die Meisterschaft; durch seine Rhythmen hat er überwiegenden Reichthum und Wohllaut und eine solche Vollendung, daß er als Muster gilt. Die meisten seiner Sonette (z. B. die Sonettendichter, an Goethe, Schelling, Venedig u. s. w.) sind

---

Eigenthümlichkeit, wegen dieses Riesenbaues auf allen Literaturen, wegen dieser Aneignung aller dagewesenen Formen, wegen dieser Versöhnung aller streitenden Requisite sprechen wir von der Universalität unserer Sprache.

classisch; viele seiner politischen Oden sind ausgezeichnet (z. B. an einen Ultra, an einen deutschen Staat, Karl X., Herrscher und Volk, an Franz II., der künftige Held, Kassandra u. s. w.); seine episch-dramatischen Dichtungen (z. B. Liga von Cambrai, der romantische Ödipus, die verhängnißvolle Gabel) dagegen sind nur Elementarstudien. (Sämmtliche Schriften, Stuttgart 1839.)

Am Fuße der „Weibertreue" genannten Burg bei Weinsberg sang Christian Justinus Kerner (1786) seine trefflichen politischen Lieder (z. B. Vorwärts, der Bürgerwall, Kaiser Rudolph's Ritt zum Grabe, die Fabel vom Frühling, die altdeutschen Gemälde, Hohenstaufen u. s. w.) und wandte sich darauf, mit Uhland's Bilde im Herzen, zum Tempel der Natur, deren frommer, begeisterter Priester er wurde. Aber je länger und eifriger der Jünger des Äskulap an diesen Altären opferte, desto mehr verdüsterte sich sein Blick und in sein Herz zog endlose Wehmuth und unheimliche Todessehnsucht (Stille Thränen, Todesprobe, Preis der Tanne, der Wanderer in der Sägemühle u. s. w.). Am bekanntesten machte sich dieser menschenfreundliche Arzt jetzt durch seine Schriften über die Verhältnisse der Geisterwelt zur Menschenwelt und durch seine hart angegriffenen Ansichten über den Dämonismus (z. B. die Seherin von Prevorst u. s. w.).

Außer Uhland und Kerner gehört zu dem poetischen Triumvirate Schwabens noch Gustav Schwab (1792 in Stuttgart), welcher seinen Romanzen und vaterländischen episch-lyrischen Gesängen den echten deutschen volksthümlichen Stempel aufdrückte (z. B. das Mahl zu Heidelberg, Elsbeth von Calw, die Engelskirche auf Anatolikon, des Fischers Haus, das Gewitter, Schäferfest, Ida von Toggenburg, aus dem Jugendleben Herzog Christoph's von Würtemberg, Legenden von heiligen drei Königen, Griseldis' Volkssagen u. s. w.).

Ein Franzose von Geburt, aber deutsch in Bildung, in Gesinnung und sittlichem Ernste war Adalbert v. Chamisso (Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, 1781—1838), der, ein Flüchtiger vor der französischen Revolution, in Preußen seine zweite Heimath, seine Bildung und sein Grab fand. Sein Name hat guten Klang und wird nimmer verschallen, so lange unsere Jugend ein offenes Herz bewahrt für Großes und Edles. Als Heimathloser, dem mit seinem Vaterlande ein Theil seines

Wesens, sein Schatten (Peter Schlemihl), seine Ruhe genommen war, machte er mit dem Weltumsegler Kotzebue die Reise um die Erde. Aus dem Lande seiner Väter gewaltsam verstoßen, vermochte er doch nicht, das Schwert gegen dasselbe zu zücken, als 1813 die deutschen Waffen Frankreich züchtigten. Er segnete die Früchte der Revolution (Schloß Boncourt), und obgleich Edelmann, haßte er doch die Zeit der Adelsherrschaft (Gebet der Witwe) und war des freudigen Glaubens, daß die Zeit unaufhaltsam dränge, daß keine Macht den geistigen und politischen Fortschritt der Völker aufhalte, daß die Frucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren und daß das, was an der Zeit ist, geschehen werde. (An die Apostolischen, der Invalid im Irrenhause, der Bettler und sein Hund ꝛc.). Er zürnte mit tiefem Ernste über den Wahn und die Thorheiten der Welt, spottete bitter über Aberwitz und Schlechtigkeit, — und in vielen seiner eigenthümlichen und seltsam grotesken Gebilden weht ein finsterer, düsterer Geist (Löwenbraut, die Verbannten, Geist der Mutter u. s. w.). Dabei sang er aber auch von allem Hohen und Edlen, schilderte mit tiefer Gemüthlichkeit des Herzens Lust und Weh, mit unübertrefflicher Wahrheit die menschliche Seele in ihren Höhen und Tiefen. Mittelmäßiges ist nie von Chamisso gedacht, gesprochen, geschrieben; selbst in den poetischen Tändeleien nicht (z. B. tragische Geschichte, Schneidercourage u. s. w.). Ein Zögling der romantischen Schule, aber durch Uhland's Einfluß von Tage zu Tage klarer und freier, wuchs, je greiser das Haupt wurde, desto lieblicher die Jugendlichkeit seines Herzens (frisch gesungen), also daß Chamisso in seinem berühmten berliner Freundeskreise (Hitzig, Varnhagen, Rahel u. s. w.) nicht nur der Begabteste, sondern auch der Liebenswürdigste war. (Seine Gedichte, Leipzig 1834.)

Kein Schwabe von Geburt, aber groß gezogen und geistig genährt von Uhland's Dichtungen und eingeweiht in dessen Geschmacksrichtungen, machte der Anhaltiner Wilhelm Müller (1795—1827) großes Aufsehen mit seinen feurigen Griechenliedern (1822), welche durch die Erhebung des griechischen Volkes gegen die türkische Tyrannei veranlaßt wurden und ebenso würdig als inhaltsschwer der Wiedergeburt von Hellas geweiht waren (z. B. der kleine Hydriot, die Mainotten, die letzten Griechen, Bozzaris, Tod des Georgis, Missolunghi, Hellas und die

Welt u. s. w.). Überall, in seinem Zorne oder in seiner Klage, in seinem Schmerze über das Weh des eigenen Vaterlandes, in seinem Entzücken oder in seiner stillen Lust, immer wahr und liebenswürdig werden seine Müller-, Wein- und Griechenlieder seinen Namen immer in frischem Andenken erhalten. (Vermischte Schriften nebst Biographie von Schwab, 1830; Gedichte 1837.)

Der kecke, in Satz und Wort und Reim Alles wagende Ferdinand Freiligrath (1810) charakterisirt selbst seine Muse in dem Gedichte: Alexandriner; sie ist wie das Flammenthier aus Alexandria, welches Sprungriemen und Gebiß zerbricht, über Abgründe setzt, mag auch das Hufhaar bluten. Am stärksten bisher in den Schilderungen der Natur und des Lebens in den Tropenländern (Löwenritt), scheint er sich jetzt leider den neufranzösischen Romantikern zu nähern und durch Malerei, durch ungewöhnlichen Stoff, selbst durch Darstellung des Widerlichen Effect machen zu wollen. Auf der einen Seite steht er jetzt noch allein für sich, auf der andern Seite reihet er sich wiederum den schwäbisch-fränkischen Dichtern an durch seine mächtige Herrschaft über die Sprache, durch die Künstlichkeit seiner Dichtungen und durch das Bestreben, durch formelle Vollendung die poetische Wirkung zu steigern.

V. Daß Deutschland nach dem großen Befreiungskriege keine Einheit, Selbständigkeit, keine nach Außen nachdrücklich wirkende Kraftfülle, keine innere Ruhe, nur einen unbehaglichen und unnatürlichen Zustand hatte, bewiesen die Veränderungen 1830 in Frankreich, die auf den reizbaren und fieberkranken deutschen Bundeskörper einen tiefschneidenden, bis jetzt noch nachzitternden Einfluß hatten. Die Julirevolution war das Signal für alle Unzufriedenen in ganz Europa, so besonders auch in Deutschland, wovon wir Alle Augen- und Ohrenzeugen gewesen sind. In Deutschland — ohne der gewaltsamen Ausbrüche des Volksunmuths zu erwähnen — wuchs von dem Augenblicke an der gesetzliche und beredte Widerstand in den Kammern, in welchen Vieles mit Freimuth zur Sprache kam. — Auch die Dichter schwiegen nicht; namentlich mischte sich der Humor, der sich an jegliche Tageserscheinung klammert, in die Politik und die politischen Humoristen drängten sich in den Vordergrund, nämlich hier der grobe, fanatische Börne, dessen sarkastischem Geiste

wieder der Fürst Pückler-Muskau als zweiter Thümmel und als feinster aristokratischer Spötter unserer Tage entgegentrat, — dort der zwischen dem demokratischen Cynismus Börne's und der vornehmen Grazie Pückler's, zwischen Wahrheit und Lüge umhertaumelnde, formlose Heine.

Der von Natur tiefe, glühende, hochgebildete Israelit Baruch (1786—1837) hatte sich durch seine politisch-ästhetischen Zeitschriften, die Waage und die Zeitschwingen, den Ruf eines geistreichen, scharfen Kritikers, eines fein blickenden Politikers, eines wohlwollenden Mannes und durch seinen glänzenden Witz und seine glückliche Laune viele Leser erworben. Zuerst war es tiefe Wehmuth über die geistige Vernachlässigung seines Volkes, die durch sein Inneres zog; der bürgerliche Druck, der politische Jammer, in welchem die Juden besonders in des Dichters eigener Vaterstadt Frankfurt a/M. vegetirten und zu Grunde gingen, ließ seinem theilnehmenden Herzen nimmer Ruhe. Ein Moses seinem Volke zu werden, dünkte ihm göttlich. Aber die Sehnsucht blieb unerfüllt, die Hoffnung auf Besserung schlug fehl; die wehmüthige Theilnahme wurde lauter Schmerz, oft tobender Ingrimm, und weil der scharfblickende Apostel der Freiheit wohl einsah, daß das arme, seit Tausenden von Jahren gefesselte jüdische Volk wirklich jetzt auch nicht einmal fähig sei, eine höhere Freiheit zu genießen, so sagte er sich auch äußerlich und innerlich von ihm los (Ludwig Börne). Mit der abgeworfenen Religionsfessel wurde aber sein Herz nicht ruhiger, am wenigsten im großen gallischen Babylon, in Paris; sein früherer partikularer Schmerz über die Schmach seines Volkes und dessen Peiniger steigerte sich nun zu wildem Hasse gegen jegliche Tyrannei und Unterdrückung. Immer vulkanisch aufgeregt wurde sein Inneres gewitterschwanger, seine Gedanken flogen wie vernichtende Blitze, seine Worte tönten wie drönender Donner. Seine Briefe aus Paris fanden bei allen Libertinern und Revolutionairen gellenden Beifall, da er mit überfluthender Beredtsamkeit, ohne Schonung, wild und zügellos, voll Ingrimm seine giftigen Pfeile gegen alles Bestehende und Feste richtete und gegen alle Zustände der Gegenwart losbrach, alle Schranken der Sitte und des geheiligten Anstandes übersprang und als widerlicher politischer Cyniker sich geberdete. Es war ein Jammer, daß dieses große, warme

Herz so zu Grunde gehen mußte. Deutschland hat viel an ihm verloren. In der Verfassung, worin Börne zuletzt sich selbst gefangen hielt, war er freilich nur eine drohende Kometenerscheinung, voll hohem Interesse und großer Bedeutung für die damalige Gegenwart; — von der Zukunft aber, die andere Interessen hat, wird er vergessen werden. (Gesammelte Schriften 14 Bde., 1829.)

Heinrich Heine (1797, Rheinländer, in Paris) spielte in zahllosen Variationen das Börne'sche Thema. Sein bodenloser Egoismus fühlte sich gleichfalls unbehaglich in den Verhältnissen zur Gesellschaft, zum Staate, zur Kirche; in dem Wahne, als ob Er die Hauptperson im großen Weltendrama sei, wollte er Staat, Haus, Religion nur nach seiner verstimmten Ansicht eingerichtet wissen; von vornherein in Opposition mit Allem, was ist, verleitete ihn das Bewußtsein der eigenen innern Ohnmacht zu schneidendem Spott, — und der große Reichthum seines Geistes, alle seine trefflichen Talente, die Phantasie mit allem ihren Zauber, sein glänzender unerschöpflicher Witz, seine hinreißende Sprache wurden nur willenlose Diener seines Hohnes über Welt und Menschheit, — aber nicht etwa in der Absicht, um die Welt zu bessern, sondern sich an der Gegenwart unmännlich zu rächen, um ihr wehe zu thun, weil sie ihm wehe that. Heine kennt nichts von Versöhnung, von Hoffnung, Entschuldigung, Vermittelung; er hat nur ein Thema: nämlich Ärger und Verdruß an Dem, was ist, — und zwar in einem Tone, der nach der koboldartigen Unruhe des Sängers bald grausig, bald weich, bald verzweifelnd, bald rührend, bald wild sinnlich, bald tief erschütternd an unser Ohr schlägt (z. B. Buch der Lieder, Reisebilder, der Salon ꝛc.). Wegen solcher lieblosen Selbstsucht und solcher innern Gesetzlosigkeit muß es der Heine'schen Poesie an Wahrheit und Glauben fehlen; auch mit dem Ergreifendsten und Rührendsten ist es solchem Sänger nicht Ernst; — und weil er selbst an Nichts glaubt, so treibt er auch mit seinen eigenen Gefühlen und mit seinem Glauben frechen Spott; nur Witz, Hohn und Ironie sind die einzige Wahrheit in Heine's Natur. Darum traf ihn auch das harte Volksgericht, daß man seine Dichtungen die Poesie der Lüge hieß. Dennoch hat Heine bedeutendes Verdienst und eine Zeitlang ging

von ihm mächtiger Einfluß aus. Die Romantiker, wie wir oben gesehen haben, machten höchst schätzenswerthe Bestrebungen in der Form; aber leider erhielt zuletzt dieses Formelle, die Versküns telei zu großes Übergewicht in der romantischen Schule; ein Vorwurf, der auch Rückert und Platen trifft. Heine gab sich nun viele Mühe nach möglichster Einfachheit und Ungebundenheit in der Form, ganz seinen politisch-socialen Grundsätzen gemäß, die sich mit allem bisher Beliebten in Opposition setzten; er wollte mit den geringsten rhythmischen Mitteln die höchste Wirkung erreichen und strebte mit großem Glücke nach der Einfachheit und Unmittelbarkeit des Volksliedes (Wallfahrt nach Kevlaar, Sentimentalität, Kinderspiele, Sonnenuntergang, Lotosblume, Heimweh ꝛc.). Ferner bildete sich durch Börne und den Fürsten Pückler-Muskau (Briefe eines Verstorbenen, transatlantische Reiseskizzen, Lebensbilder aus beiden Hemisphären ꝛc.) eine merkwürdige politisch-ästhetische Unterhaltungsliteratur, welcher Heine durch seine berühmten Reisebilder, wohin Alles, was das Interesse der Gegenwart in Anspruch nahm, in ironisch-kritischer Weise gezogen wurde, einen eigenen Charakter und Typus gab. Solche ästhetische Kritiken und politische Raisonnements, selbst der vornehme, nachlässige, formlose, buntgemischte Styl dieser ironisch-humoristischen Novellen und Romane reizte zur Nachahmung, und Heine bezeichnet dadurch den Übergang in das von den Regierungen anfänglich streng überwachte und verdächtigte junge Deutschland, oder in die moderne Schule der neuesten Gegenwart, in deren Erzeugnissen gerade der Streit über die Zeittendenzen und die Kritik das vorherrschende Element ist. Reisebeschreibungen, sociale Novellen sind von jetzt an die beliebtesten Formen der Darstellung dieser modernsten Literatur, die erst in ihrer kräftigsten Entwickelung und in vollster Thätigkeit ist (vergl. Oswald Marbach [1810] deutsche Volksbücher, über moderne Literatur; — Marggraff Deutschlands jüngste Cultur- und Literaturepoche, 1839; — Ludolf Wienbarg [1803] die neueste Literatur, ästhetische Feldzüge, Quadriga; — Karl Gutzkow [1811] Briefe eines Narren, Maha-Guru, Novellen, Wally, Soireen, Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur ꝛc.; Heinrich Laube [1806] das junge

Europa, Reisenovellen, moderne Charakteristiken u. s. w. — Theodor Mundt [1808] Freihafen, Delphin, Weltfahrten, Charaktere und Situationen, Dioskuren, kritische Wälder).

VI. Die edlen v. Rotteck und Welker trugen viel dazu bei theils durch ihre nobele Persönlichkeit, theils durch ihr Staatslexikon, diesen großen Katechismus der deutschen politischen Reformation des 19. Jahrhunderts, das politische Urtheil Deutschlands zur Reife zu bringen. Man weiß jetzt ganz genau, was man will: Deutschland will die Kräfte, die es hat, gebrauchen; will Einigkeit im Innern und festes Zusammenhalten nach Außen (Dingelstedt's Jordanslied, N. Becker's Rheinlied). Die lebendige, tief organische Einheit Deutschlands wird täglich mehr zum theuersten Herzenswunsche und zur sehnsüchtigen Hoffnung; aber man weiß auch sehr klar, daß diese Einheit nicht etwa in der freundschaftlichen wankelmüthigen Verbindung einzelner Höfe und Fürsten besteht, sondern lediglich und allein sich gründet auf gemeinschaftliche Lebensbedingungen aller deutschen Länder, auf den gemeinschaftlichen Charakter, auf die gemeinschaftliche Sprache, Geschichte, Bildung der deutschen Völker, auf die Gemeinschaft der geistigen und leiblichen Bedürfnisse. Das deutsche Volk wünscht seine Rechte gesichert, deren bisherige Abhängigkeit von der Laune der Machthaber sie unsicher, darum unnütz machte; — es wünscht einen Repräsentativstaat, verantwortliche Minister, Volkswahlen, Kammern, Öffentlichkeit, eine constitutionelle Monarchie; das Volk begehrt ein Regiment, welches des Volkes innere Macht und Liebe schätzen lernt und ihr Spielraum zur freiesten Entwickelung gibt. Die deutsche Nation, die den Kern und das Herz des Erdtheils bildet, möchte die spöttische Stellung verlassen, die sie bis jetzt eingenommen; sie will die Mündigkeit antreten, zu der sie gebildet und gewachsen ist unter schwerer Arbeit und bitterer Erfahrung und will im Staate wieder mitwissen, mitreden, mithandeln. Das deutsche Volk ist in seiner Entwickelung des öffentlichen Staatslebens jetzt dahin gelangt, daß es die Fessel der Censur jeden Tag tiefer und schmerzlicher in seinem moralischen Bewußtsein empfindet und eine längere Verweigerung gesetzlicher Preßfreiheit bei seinem jetzigen sittlich-politischen Zustande für eine drückende Despotie hält.

Zu solcher politischen Höhe und Wärme verhalfen uns aber und werden uns nie verhelfen die politischen Sänger, wie G. Herwegh, obgleich sie im guten wie im bösen Sinne, bei Freund und Feind eine große Bedeutsamkeit gewonnen haben. Wenn ein Dichter als Herold der Freiheit auftritt, sich selbst preist als die schwere schwarze Wolke, welcher Gott den Donner verlieh; — — der sich vergleicht mit Banquo's Geist bei jedem frechen Königsmahle; — der seine Lieder bald einen Zornesfrühling, bald echte Perlen nennt; — ja der sich im Gebete an Gott wendet, damit der Heilige mit Sturmesodem durch die fürchterliche Stille brause und für der Sklaverei Idylle ein Trauerspiel der Freiheit gebe und der kalten Welt einen Rächer erwecke, — — ein solcher Herold (so darf man erwarten) müßte doch wol eine deutliche Vorstellung von deutscher Freiheit, von den Mitteln zu deutscher Volksgröße haben! — Aber — abgesehen von den vielen klingenden Redensarten und sonstigen Unebenheiten — läuft bei diesem höchst talentvollen jungen Manne Alles hinaus auf Kampf nach Freiheit durch Fürstenmord, auf gewaltsame Umwandlung der Staaten in Republiken und, nach Vernichtung alles Rechts und jeder heiligen Sitte, auf die völlige Losgebundenheit des Volkes (z. B. wer ist frei? — der Freiheit eine Gasse; — Arndt's Wiedereinsetzung u. s. w.). Wenn aber Jemand sein Volk mitten in Zeiten der segensreichsten Entwickelung und ruhig glücklicher Ausbildung zu Mord und Blutvergießen auffordert, damit die liebe Freiheit errungen werde; — wenn ein politischer Sänger so hohe Zwecke mit seinen Liedern verfolgt und doch nicht einmal weiß, was es mit dieser Freiheit für eine Bewandniß habe, — der kann keine Ansprüche auf unsere Achtung, — allenfalls nur bleibenden Eindruck machen auf hohle Raisonneurs, extravagante Jakobiner, die auf Zerstörung jeglichen gesellschaftlichen Zustandes ausgehen, gepeitscht von einem unruhigen, keine moralische Grundlage des Bestehenden anerkennenden Lebensbewußtseins, — und nur diese, jede fremde Überzeugung, jede historische Errungenschaft verhöhnenden Schwätzer können solche Sprache billigen.

Viel sittlicher und deswegen deutscher fördern dagegen die politische Bildung unsers Volkes v. Sallet, Hebbel, Pfeiffer, Frank, Limberg, Smets, Simrok, Saß, Rudolphi, Kühne,

Treitschke, Hammer, Mosen, Wihl, W. Wackernagel, Marggraff; viel höher als Herwegh in dieser Beziehung stehen Prutz, Dingelstedt, vorzüglich

August Heinrich Hoffmann (geb. zu Fallersleben 1798). Dieser bewegliche, mit vielen Talenten reich ausgestattete Mann hatte schon längst einen ehrenwerthen Ruf als Gelehrter und eine hohe Bedeutung durch seine Forschungen auf dem Gebiete der ältern Nationalliteratur, sowie durch Herausgabe alter Sprachdenkmäler (z. B. Tristan und Isolde, Willeram, Fundgruben, Merigarto, Reinecke Voß u. s. w.). Noch herzlicher wurde er begrüßt wegen seiner gemüthlich-tiefen Kinderlieder, die so glücklich sich an Natur und Märchenwelt anlehnen (z. B. Wiegenlied, Maikäferlied, Garten der Kindheit, Kinderlied, Siegesmund und sein Blümchen u. s. w.); — — wegen seiner muntern Trink- und Weinlieder, worin, wie in seinen Volksliedern, der heitere Humor, die sprudelnde, oft derbe, selbst rücksichtslose Laune und eine treffliche volksmäßige Lyrik an Aller Herzen pochte (z. B. Trinklied beim Rheinwein; Weinlied; Knüppel aus dem Sack; Abschied; des Landsknechts Kirmeslied; Lied auf dem Heereszuge; des Landsknechts Morgenlied; Tanzlied u. s. w.). Die Lieder sind alle so frisch und lebendig, so eigenthümlich, so warm und herzlich, so anmuthig und kindlich, immer voll Humor, voll Wohllaut und seltener Vollendung der Sprache. — Die größte Aufmerksamkeit erregte Hoffmann aber in der neuesten Zeit durch seine unpolitischen Lieder, die, wenn auch hier und da mit einigem bittern Vorurtheil, doch immer mit humoristischer Kraft, mit männlicher Entschiedenheit, mit freimüthiger Klarheit von den Gebrechen der Zeit und von den Wünschen des Volkes reden, und die dem allbeliebten Volkssänger zwar einige ängstliche Rückgängler abgewendet, aber Tausende von Herzen wieder zugewendet haben, und die den wegen dieser Lieder aus Breslau verwiesenen und heimathlos wandernden Sänger mit Theilnahme und Dank begleiten.

Solches Schicksal traf den Dichter dieser unpolitischen Lieder sehr unerwartet; wenigstens hatte man von Preußen sich dieses beklagenswerthen Ausgangs der Untersuchung nicht versehen, seitdem der freisinnige Friedrich Wilhelm IV. dessen Thron ziert und jedenfalls selbst als der vorzüglichste unter den politisch-

poetischen Heroen der Neuzeit zu begrüßen ist. Es ist unbestritten, daß in Preußen jetzt der politische Frühling in voller Macht und Wirkung angebrochen ist, daß daselbst längst erstorbene Wünsche wieder zu frischem Leben erwacht, neue Hoffnungen erweckt sind. Die politische Bewegung in Preußen ist eine rasch aufsteigende und die Blicke von ganz Deutschland sind dorthin gerichtet. In Preußen lag ohnehin schon längst der eigentliche germanische Schwerpunkt der vielfach getheilten und zergliederten deutschen Massen: das alte Kaiserhaus hatte im Verlauf von Jahrhunderten immer mehr undeutsche Theile, nämlich slawische, magyarische und romanische Länder gewonnen, aber immer mehr deutsche Länder, nämlich die Schweiz, Elsaß, Vorderösterreich, Niederlande, Schlesien u. s. w. verloren. Preußen hatte umgekehrt immer mehr deutsche Länder mit sich vereinigt. In Österreich herrschte unduldsam der Katholicismus und eine stolze Aristokratie; das protestantische Preußen huldigte dagegen den religiösen und politischen Reformen und machte sich neu und stark durch seine Wehr- und Municipalverfassung. Aber dennoch war auch in Preußen die politische Entwickelung bisher nur eine oft langsam kriechende, vielfach gehemmte, eine oft zurückschreitende und kränkelnde. „Dieses neue „Werde" verdanken wir erst dem edlen, freien, geistreichen, hochherzigen Friedrich Wilhelm IV.; er hat mit dem sichern Bewußtsein des Genius das Schöpfungswort gesprochen, das nicht nur sein eigenes Volk zu einer wunderbaren Aufregung gehoben, sondern ein neues Leben in ganz Deutschland wieder erweckt hat; Er, der Alles, was die Geschichte der Menschheit in den verschiedensten Perioden je Schönes und Großes hervorgebracht hat, sammelte als einzelne Blume in einen Kranz und sich diesen Kranz als Krone aufs Haupt drückte: Griechenthum, Germanenthum, Romantik, moderne Bildung, Mittelalter und Neuzeit, Recht, Freiheit, Kunst, Poesie, Wissenschaft; — Alles will er pflegen und pflegt er; Alles soll unter seiner segnenden Hand gedeihen; allen Ständen, sowie dem gesammten Volke will er die freieste Bewegung gönnen." — So hat er gesprochen laut und öffentlich, vor Hunderten und Tausenden, im Krönungsmantel und im Alltagsgewande, vor den Ständen, vor allem Volke. Darum sind aber auch Aller Blicke auf diesen König und auf Preußen gerichtet; mit innerer Noth-

wendigkeit werden selbst diejenigen dorthin gezogen, die sich gegen eine sogenannte preußische Hegemonie sperren und mit allen Kräften dagegen eifern; fortwährend sind die Blicke dorthin gebannt. Aber das eben ist der schlagendste Beweis, daß jetzt das Übergewicht Preußens thatsächlich vorhanden ist; daß dort, — unter des Königs Vorgange und Leitung der lang ersehnte und nothwendige Sieg errungen wird, für welchen so viele ehrenwerthe, heldenmüthige Kämpfer in den übrigen deutschen Staaten mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Tapferkeit ihr Leben einsetzten und doch bis jetzt nur schlechten Lohn, außer dem innern des Bewußtseins gewinnen konnten. — —

VII. Darin besteht ein Hauptvorzug unserer neuesten Literatur, daß sie von der ganzen Nation gefördert wird; kein Hof, keine Akademie, kein einzelner Stand, keine Verbrüderung hat dabei ein vorragendes Gewicht und Ansehen, wie in den frühern Perioden; die Bewegung der Geister ist jetzt eine allgemeine, der durchdringende Auferstehungsruf hat alle Geschlechter und Stände geweckt und auf dem Throne wie in der Hütte, aus den ältesten Geschlechtern des Adels wie aus dem Priester- und Bürgerstande die Dichter gezeugt (König Ludwig von Baiern, Amalie von Sachsen). Die Dichtkunst gehört also jetzt der ganzen Nation. Auch nicht etwa ein besonderes Land, eine einzelne Gegend, eine Stadt, wie sonst, führt den Reihen der Musen an, sondern das gesammte Deutschland ist die gastliche Heimath. Den Beweis dazu liefert das sonst so ruhige, langsame Österreich, das sich vor dem Eindringen der politischen Poesie nicht einmal sichern konnte, sondern sogar aus seinen ältesten Adelsgeschlechtern die Vorsänger einer neuen, der österreichischen Lyrik sandte. Schon durch Wieland, die Göttinger, dann besonders durch die Romantiker empfing Österreichs Dichtung neues Leben; Tieck's Einfluß reichte schöpferisch nach Wien hinüber, wo die Gebrüder Collin (vergl. oben) sich der romantischen Schule eng anschlossen, welcher auch jetzt noch der ehrwürdige Erzbischof von Erlau Ladislaus Pyrker (1772) in seinen größern hexametrischen Epopöen (Tunisias, Rudolf von Habsburg) angehört.

Wie jetzt in ganz Deutschland besonders das Lyrische das vorherrschende poetische Element ist und bei uns einen Reichthum,

eine Höhe und Vollendung, wie nie früher und auch bei keinem Volke errungen hat; — — und ferner, — wie auch alle Lyriker der Gegenwart sich darin ähnlich sind, daß ein Gedanke durch alle ihre Dichtungen läuft, Freiheit; — so auch bei den neuesten österreichischen, vorzüglich ungarisch-deutschen Dichtern, die alle vorzugsweise Lyriker und politische Volksbildner und eben deswegen die Träger und Vorläufer einer neuen Zeit sind, welche den Tag verkünden, wo auch in diesem ehrenwerthen Lande die Fesseln der kirchlichen und politischen Abgeschlossenheit gelöst werden.

Voran steht der edle Graf Anton Alexander von Auersperg (1806 in Krain), der es vorzog seinen Namen zu verbergen und als Anastasius Grün seine „Blätter der Liebe, den letzten Ritter, Schutt, Spaziergänge eines wiener Poeten u. s. w. der Welt zu übergeben. Seine Gedichte sind verschiedenen Inhalts; sehr beliebt ist Anastasius Grün als Romanzendichter (z. B. der letzte Ritter); am bedeutendsten jedoch bleibt er als politischer Dichter. Er, der Sohn einer Gebirgswelt, wo die Freiheit von den Adlern die Sprache lernt, oder vom Sturzbach, der in die Tiefen herunterfährt, steigt von seinem Hart herab ins Thal und redet die oft rauhe, eckige Sprache der ungezähmten Geister seiner Bergnatur; blutig trifft das Schwert der Rede seiner freiheitdürstenden Muse, die das Herz voll Gram und Schreckensbilder hat. „Selbst unter Italiens Himmel (sagt F. G. Kühne in seiner deutschen Lyrik) verschmäht A. Grün das weiche Gekose und die täuschende Lust des behäbigen Augenblicks; er läßt sich nicht gefangen nehmen von der schmeichlerischen Luft des Südens, er sieht nur das Elend des Geschlechts und die wirre Knechtschaft der Menge; die Schwere der Gedanken verdrängt fast die Wärme des Gefühls. Wenn er den Rhein besingt, so hört er das Klirren der Ketten, in welchen deutsche Jugend kurzen Wahn mit langer Qual abbüßt. Am bittersten ist er, wenn er den Alpenbewohner seiner Heimath als das Lamm in den Fängen des Raubthiers schildert. Es ist die Poesie des Zorns, aber thränenlos, die in seinen Gesängen tönt, und wenn er die untergegangene Größe Venedigs schildert, so durchzittert die Seele der großartige Schmerz um die verlorene Freiheit und um die Hinfälligkeit der heiligsten Güter; auch wenn er weint,

so wird seine Thräne schnell zum Bergkrystall. Aber es ist ein großer, ein verhängnißvoller Fortschritt darin, daß diese Lyrik gedankenreicher und thränenarmer geworden ist. — So mag er sich denken und träumen und dichten die Sylvesternacht hindurch dem neuen Lebensmorgen entgegen."

Karl Beck (1817), gleichfalls ein geniales Kind aus dem Lande der Magyaren, fühlt sich wie Anastasius Grün von derselben Atmosphäre der Zeitideen getragen (z. B. Nächte, Gang um Leipzig, Schiller's Haus zu Gohlis, der ungarische Hirt u. s. w.). In Deutschland sog sein Herz zuerst Börne's Gedanken ein, dessen Tod er auch so schön besang. Seinem besondern Vaterlande entfremdet, umfängt er das ganze Deutschland mit begeisterter Liebe; in deutschen Eichen klingt sein Lied, allen Brüdern, auch den heimathlosen Juden, den zertretenen Polen gilt sein Herzklopfen, und seine Feierlieder weihet er der erlösenden Liebe, welche die Welt von dem befreit, was wir Tyrannei, Aberglauben und Menschensatzung nennen. Wie Anastasius hüllt auch er seine Weisheit und Lehren häufig in Parabeln ein und schwärmt und träumt in einer orientalisch-märchenhaften Bilderwelt. —

Auch Nicolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau 1820) ein Ungar, einer der reichbegabtesten Lyriker unserer Zeit, gehört ganz der neuern politischen Richtung an und singt, wenn auch nicht mit dem männlichen Muthe und so kräftigem Worte als Anastasius Grün, das Lied von dem gewissen Siege des Geistes und der Völkerfreiheit. Alle Stürme und Kämpfe der Gegenwart ziehen durch seine stark besaitete Brust. Lenau ist vorzugsweise ein lyrischer Dichter; in seinen meist höchst zarten und doch oft großartigen und schauerlichen Liedern lebt eine herrliche Naturmalerei; Alles ist so frisch, so duftig und bekundet ein gesundes Leben naiver und unschuldiger Urvegetation der Empfindung; dieses Haften und Weilen in der Unmittelbarkeit des Naturlebens, selbst die mitunter etwas zu weichliche und ausführliche Ausspinnung der Empfindung und das immer erneuerte Naturgemälde ist für Lenau durchaus bezeichnend. Die meiste Anerkennung fand dieser liebenswürdige Mann wegen des politischen Elements in seinen Dichtungen; mit seinem besten Fühlen und Lieben den Hoffnungen und der Sehnsucht des heutigen Menschen-

geschlechts hingegeben, genügte sich Lenau nicht in der Darstellung seiner persönlichen Empfindungen; er wollte über sich selbst hinausgehen und das Herz der Welt zur Sprache kommen lassen. In solchem Geiste dichtete er auch seine Polenlieder, selbst seine größern epischen Dramen Faust, Savonarola, seine Albigenser. Aber auch in diesen episch-dramatischen Dichtungen zeigt es sich, daß Lenau immer vorzugsweise ein lyrischer, im Schmerze sich wohlfühlender Dichter und fern von aller epischen Ruhe ist. Die historischen Gestalten treten immer nur in der Empfindung und der lyrischen Umkleidung des Dichters auf; es sind keine selbständige, vom Dichter unabhängige, freie, für sich handelnde Wesen; es sind Alles mit innigster, fieberhafter Liebe geschaffene Dichtungen, bei denen wir nur den tiefen Eindruck vom eigenen Schmerze des Dichters behalten. Selbst die schönen Polenlieder sind mehr elegische Nachklänge, als zur Heldenthat auffordernde Oden.

Lenau's politisches Glaubensbekenntniß am Ende der Albigenser, mit denen auch wir unsere Vorlesungen schließen, lautet:

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürme der Bastille und so weiter!!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler.

Seite 11 Zeile 10 von unten lies dieses Riesenbaues statt dieses Rieses Riesenbaues
= 33 = 2 von oben l. um st. nur
= 42 = 2 von oben l. des Einführers st. des Einführens
= 100 = 1 von oben l. Weiße st. Weise
= 112 = 9 von unten l. Noachide st. Noachiade
= 113 = 15 von oben l. Nie st. Die
= 113 = 15 von oben l. find st. sind
= 113 = 19 von oben l. der Sittenrichter st. die Sittenrichter
= 126 = 20 von unten l. Alleen st. Allen
= 222 = 3 von oben l. diesen gutmüthigen st. dieser gutmüthige
= 222 = 3 von oben l. diesen treuherzigen st. dieser treuherzige
= 304 = 12 von unten l. durch ihn st. durch ihr
= 312 = 4 von unten l. Wienbarg st. Wienberg
= 333 = 14 von oben l. sinken st. finden
= 338 = 14 von oben l. nimmermehr st. immermehr
= 341 = 8 von oben l. in st. ein
= 349 = 7 von unten l. elegisch warm st. elegisch war
= 369 = 16 von unten l. umgerodet st. umgeredet
= 372 = 6 von oben l. fuhren st. führen
= 376 = 7 von oben l. das Bild st. als Bild.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brederlow, C. G. F.

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur ein Lehrbuch für die erwachsene Jugend

Bd.: 2

Leipzig 1844
H.lit.p. 67 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10731598-4